


PENNSYLVANIA
1745
STATE
LIBRARY

C. M. Wielands

philosophische und kulturhistorische

Werke.

Herausgegeben

von

J. G. Gruber.

Dritter Band.

Leipzig

bey Georg Joachim Göschen 1821.

Inhalt.

C. M. Wielands
sämmtliche Werke.

Herausgegeben

von

J. G. Gruber.

Zwey und dreyßigster Band.

Leipzig

bey Georg Joachim Göschen 1821.



Ueber den freyen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen

sammt einer Beylage. 1788.

Nimirum Sapere est abjectis utile nugis.

An den Leser.

Der größte Theil dieser kleinen Schrift erschien im Januar und März des Deutschen Merkurs 1788, und wir müssen diejenigen, denen sie erst jetzt zu Gesichte kommt, bitten, diesen chronologischen Umstand nicht außer Acht zu lassen.

Man wird vielleicht finden, daß der Verfasser sich in Behauptung der Rechte der Vernunft in Glaubenssachen gerade so benommen habe, wie Diogenes, da er einem, der alle Bewegung in der Welt läugnete, das Gegentheil dadurch bewies, daß er davon ging. Aber seine Absicht war nicht so wohl die Rechte der Vernunft in

Dingen, welche die Religion betreffen, zu behaupten, als die Nothwendigkeit der wirklichen Ausübung dieser Rechte einleuchtend zu machen; und dieß war nicht wohl möglich, ohne sich ihrer selbst zu bedienen.

Wer bloß die Partey der Wahrheit hält, kann es schwerlich irgend einer Partey in der Welt recht machen. Indessen glaubt der Verfasser, daß die Redlichkeit seiner Absicht unverkennbar sey; und da er nicht seine Sache, sondern die Sache der Menschheit behauptet, warum sollte er nicht ruhig angehört werden?

Sendschreiben

des Verfassers

an Herrn P. X. Y. Z.

Sie melden mir, daß meine Aufsätze über den freyen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen, und die Freyheit, die ich mir selbst darin genommen, meine Gedanken über Religion, Dämonismus, Priesterkünste, reines und verfälschtes Christenthum, Toleranz, und andre unter diese Rubrik gehörige Dinge offenherzig mitzutheilen, von vielen freundlich aufgenommen worden seyen; und man wünsche, setzen Sie hinzu, daß ich mich entschließen möchte, sie aus der Monatsschrift, worin sie zuerst erschienen, heraus zu heben, und durch eine eigene Ausgabe in die Hände mehrerer

Leser zu bringen, für welche sie sonst ein Licht unter einem Scheffel bleiben würden.

Was soll ich Ihnen hierüber sagen, lieber Z***? Hoffentlich trauen Sie mir zu, daß ich den guten Willen, womit meine Freunde aufnehmen was ich aus gutem Willen gebe, in sein gehöriges Fach zu legen wisse, und von der Entbehrlichkeit meiner Gedanken über dergleichen Gegenstände so überzeugt sey, als es der strengste meiner ungeneigten Leser (denn ich kann doch nicht lauter geneigte verlangen) nur immer seyn kann.

Schwerlich kann jemand besser wissen als ich selbst, wie wenig es möglich ist, über diese Dinge, zumahl in unsern Tagen, wo seit mehrern Jahren von so vielen so vieles davon geschrieben worden, etwas neues zu sagen. Indessen ist auch wahr, daß verständige Leser über Gegenstände dieser Art nichts neues erwarten, sondern — aus innerm Gefühl, daß sie eine der wesentlichsten Anliegenheiten der Menschheit betreffen, und daher nie zu viel beherziget, nie zu oft von allen ihren Seiten und in jedem möglichen Lichte gezeigt werden können — zufrieden sind, wenn sie entweder in der Vorstellungs-

art oder dem Vortrage dessen, der sich darüber hören läßt, etwas finden, das diesen Dingen, worüber man immer geschrieben hat und immer schreiben wird, weil sie immer interessant waren und ewig interessant bleiben werden, einigen Anstrich von Neuheit zu geben scheint. Immer wird man dem Manne gern zuhören, der sich darüber, als einer Sache woran ihm und uns gelegen ist, unbefangen und offenherzig mit uns unterhält, und, wiewohl er uns nichts neues offenbaret, wenigstens nichts sagt, als was er selbst gedacht oder empfunden hat.

Bey allem dem, lieber Freund, giebt es einem ein unfröhliches Gefühl, wenn man nicht umhin kann sich selbst zu sagen: daß man, mit allem guten Willen, durch Bekanntmachung seiner besten Gedanken über gewisse Gegenstände etwas zum gemeinen Wohl der Menschen beyzutragen, am Ende doch immer nur leeres Stroh dresche, Wasser mit einem Siebe schöpfe, in den Sand schreibe, Böcke melke, und Mohren bleiche.

Was haben sich, nur bloß in diesem unserm Jahrhundert, die hellesten und gesundesten Köpfe in Europa nicht zerarbeitet, um die schädlichen

und schändlichen Ueberreste der alten Barbarey wenigstens unter den kultiviertesten Völkern unsers Welttheils wegzuräumen! Um hier nur Ein Beyspiel zu geben: wer wird jemahls etwas allgemeiner gelesenes über die Toleranz schreiben, ihre Vortheile lebhafter darstellen, die Einwürfe, die man gegen sie macht, gründlicher widerlegen, die Verbindlichkeit zu derselben unwidersprechlicher darthun, die abscheulichen Folgen der Intoleranz und des Fanatismus nachdrücklicher durch anffallendere und schrecklichere Beyspiele schildern, als Voltaire? Sollte man nicht denken, Wahrheiten, von denen mit solcher Evidenz, solcher Energie, bewiesen wird daß es Wahrheiten sind, und daß das Wohl der Staaten und des menschlichen Geschlechts auf ihnen beruhet, müßten nun — wenigstens von allen, die nicht ein handgreifliches Interesse haben sich ihnen entgegen zu setzen — allgemein anerkannt werden, und tausendfache Früchte tragen? Und doch wurden wenige Jahre, nachdem die Welt so trefflich belehrt, gerührt und erbaut worden war, die Abrahamiten in unsern Tagen mit Knütteln aus dem Schooß Abrahams heraus in den Schooß unsrer heiligen Mutter Kirche hinein geprügelt! wurde

in unsern Tagen zu Parma eines der fürchterlichsten Inquisizionstribunale errichtet! wird in einer der ersten Deutschen Reichsstädte der Tag, worin durch die eminenteste Majorität beschlossen wurde: „daß die Protestanten kein Bethaus in dieser Stadt haben sollten,“ gleich als ob die Republick an diesem Tage vom Verderben gerettet worden sey, mit Sang und Klang und allgemeinem Jubel gefeyert! — Wozu ein unverständiger Religionseifer viele der angesehensten Personen in Frankreich, bey Gelegenheit der armseligen Toleranz, die man den Protestanten aus bloßen Finanzrücksichten angedeihen lassen wollte, hingerissen hat, ist bekannt. Und doch rühmen wir uns der Aufklärung unsrer Zeit! Und Voltaire selbst glaubte das große Werk zu Stande gebracht zu haben, rasselte mehr als Einmahl auf dem windigen Triumfwagen der Vana Gloria über die Dummköpfe seines Zeitalters weg, schleppte die Bilder des Aberglaubens, der Intoleranz, der Religionswuth an die Räder desselben gefesselt hinter sich her — und glaubte diese Ungeheuer selbst auf ewig entwaffnet und gefesselt zu haben!

„Wozu hälf' es dir, dich täuschen zu wollen? flüstert mir mein guter Genius zu. Nie, so lange die Menschen — Menschen bleiben, wird das Licht die Finsterniß völlig verschlingen! Nie wird die Vernunft einer kleinen Anzahl über die Unwissenheit, den Stumpfsinn, die taumlige Imaginazion, die Armuth des Geistes und die Schwäche des Herzens der größern Anzahl die Oberhand gewinnen! Nie werden ganze Völker anders als *nach den gräulichsten Erschütterungen*, und auch alsdann *nur in einzelnen Stücken*, und selbst hierin *nur eine Zeit lang*, ihr wahres Interesse einsehen lernen, und dieser Einsicht getreu bleiben. Immer wird jeder große Mann einen Zeitgenossen oder Nachfolger haben, der wieder einreißt was jener gebaut hat. Schon keimen im Schooße der Zukunft neue *Vandalen*, *neue Sarazenen* und *Türken*, neue *Gregore von Nazianz* und *Gregore von Rom*, um die Werke der menschenfreundlichen Musen wieder zu vernichten, und die Welt in die finstre Barbarey zurück zu stürzen, woraus diese Schutzgötter der Humanität sie gezogen hatten.

„Aber diese Umwälzungen der immer in andern Gestalten wiederkehrenden Vergangenheit, dieser ewige Kampf des Guten und Bösen, dieses Zerstören dessen was da ist, um dem was werden soll Platz zu machen, gehört nun einmahl zu der großen Ordnung der Dinge, deren Plan eben so unübersehbar, als die Hand, die seine Ausführung leitet, verborgen ist. Euch Sterblichen gebührt es, euch in die Nothwendigkeit zu fügen, und ohne Ungeduld oder Lässigkeit zu thun, wozu ihr euch berufen fühlt. Wie Lucian, da er in seinem Traumgesichte mit der Pädeia auf ihrem Wagen durch die Lüfte fuhr, oder wie in der Fabel Triptolemus auf dem Drachenwagen der Ceres, streue du allerley guten Samen auf die Erde herab, unbekümmert (denn du säest nicht für dich selbst) was für Früchte er bringen, und ob er auf gutes Erdreich oder auf Sand, ins Wasser oder auf nackte Felsen, fallen werde. Etwas davon wird immer aufgehen, vielleicht durch irgend einen Wind oder eine fortwälzende Welle in einen ganz andern Boden getragen, als wohin der Saame zuerst fiel, — vielleicht erst lange wenn du nicht mehr bist.“

Weg also mit jenem unfröhlichen Gedanken! Und da wir nun doch (unsern kleinen häuslichen Zirkel ausgenommen) der Welt mit nichts als unserm guten Willen dienen können, so laßt uns immer von Zeit zu Zeit etwas ausstreuen, wovon wir uns (wenigstens so gewiß als Menschen von etwas gewiß seyn können) überzeugt halten daß es gute Samenkörner sind — und der Himmel lasse sie gedeihen oder nicht gedeihen, wie es die große Pepromene vorher bestimmt hat!

Gedanken
über den freyen Gebrauch der Vernunft in Gegenständen des Glaubens.

I.

Verschiedene Aufsätze eines mir von Person unbekannten Anonymus über einige mit allen Religionen der Welt in Beziehung stehende filosofische Probleme, die im Jahr 1787 in den Deutschen Merkur eingerückt wurden, geben mir nicht nur Anlaß, sondern machen mir es gewisser Maßen zur Pflicht, meine eigenen Gedanken von der Freyheit über Glaubenssachen zu filosofiren, und die Gründe, welche mich überzeugen, daß die Ausübung dieses Naturrechts gerade jetzt nöthiger sey und heilsamer werden könne als jemahls, allen, die es mit dem menschlichen

Geschlechte wohl meynen, zu ruhiger Prüfung mitzutheilen.

Ich gestehe gern, daß nicht alle Behauptungen jenes Ungenannten in meine Vorstellungsart passen, daß ich manches für sehr problematisch halte was ihm ausgemacht ist, und, aus Besorgniß mißverstanden zu werden, manches gar nicht gesagt hätte, worunter er vermuthlich nichts arges hatte. Indessen glaubte ich, daß diese Aufsätze zu nützlichen Erörterungen Gelegenheit geben, und überhaupt dazu dienen würden, verschiedene Wahrheiten mehr in Umlauf zu bringen, die zwar nichts weniger als neu sind, aber, so lange das Uebel, dem sie entgegen wirken sollen, noch so fest sitzt, gleich einer Arzney, die nur durch anhaltenden Gebrauch heilsam werden kann, den Kranken immer wieder, auch wohl in verstärkter Gabe, beygebracht werden müssen.

Allerdings wäre es ein offenbares Zeichen einer traurigen Abnahme des gesunden Menschenverstandes unter uns, wenn die Freyheit, womit der Ungenannte über Gegenstände, deren Untersuchung der Vernunft unstreitig zukommt, sich laut zu denken erlaubt, durch Mehrheit der Stimmen für unzulässig erklärt werden sollte. Es wäre wahrlich eine sehr unfilosofische und knechtische Art zu filosofieren, wenn derjenige, der mit der Fackel der Vernunft in die dunkelsten Gegenden der menschlichen Ideenwelt einzudringen versucht, sich

bey jedem Schritte scheuen müßte eine Entdeckung zu machen, wodurch irgend ein alter oder neuer Hircocervus für das was er ist erkannt würde; oder wenn man bey Entwicklung und Vergleichung menschlicher Begriffe und Meynungen die Resultate immer voraus sehen, und auf einmahl mit Denken einhalten müßte, so bald eines zum Vorschein käme, woraus dieser oder jener ehrliche Dogmatiker die Folge ziehen könnte, daß es mit seinem Gedankenformular wohl nicht so ganz richtig stehen dürfte.

Die Vernunft — ohne welche wir Adamskinder, so viel unser sind, nichts als Gras- und Fleisch-fressende Yahoos, und also unstreitig die armseligste, häßlichste und hassenswürdigste Gattung des ganzen Thierreiches wären — ist ihrer Natur nach in ihrem Geschäfte ganz unabhängig. Wir können durch äußerlichen Zwang dazu gebracht werden, gegen unsre Ueberzeugung zu handeln; aber keine Macht in der Welt, keine Schreckniß, keine Marter, wie unerträglich sie auch sey, kann uns zwingen, etwas gegen unsere Ueberzeugung für wahr oder recht zu halten.

Da wir nun bloß durch unsre Vernunft Menschen sind, unsre Vernunft aber bloß durch ihren freyen Gebrauch Vernunft ist: so ist, durch eine nothwendige Folge, der Gebrauch dieser Freyheit, und das Recht, den ganzen

Prozeß, wie wir durch Nachdenken über interessante Gegenstände auf diese oder jene Resultate gekommen sind, andern mitzutheilen, das unverlierbarste Recht der Menschheit. Denn ohne dasselbe würden wir nicht nur keine Sicherheit für die übrigen haben, sondern sie auch nicht zu gebrauchen wissen, ja sie nicht einmahl kennen.

Aber nicht nur das allgemeine Beste der Menschheit überhaupt, auch das angelegenste Interesse der bürgerlichen Gesellschaften, worin wir leben, ist mit der Erhaltung dieses Palladiums unzertrennlich verbunden: denn von seinem Verluste würde der Verlust der Gewissensfreyheit und aller bürgerlichen Freyheit, würde die Wiederkehr jener schrecklichen Finsterniß, Sklaverey und Verwilderung der Jahrhunderte zwischen Theodosius und Kaiser Friedrich III. die unvermeidliche Folge seyn.

Wenn es wahr ist, daß dieses achtzehnte Jahrhundert sich einiger beträchtlicher Vorzüge vor allen vorher gehenden rühmen kann: so ist nicht weniger wahr, daß wir sie lediglich der Freyheit des Denkens und der Presse, der dadurch bewirkten Ausbreitung der Wissenschaften und des filosofischen Geistes, und der mehrern Bekanntmachung derjenigen Wahrheiten, von denen das Wohl der bürgerlichen Gesellschaft abhängt, zu danken haben. Immerhin mögen manche Lob-

redner unsrer Zeiten von diesen Vorzügen zu viel Aufhebens machen; aber, wenn die Vortheile, die wir davon gezogen haben, nicht ungleich größer, ausgebreiteter, und in ihren Wirkungen wohlthätiger sind als der Augenschein zeigt, woher kommt es — als weil die Rechte der Vernunft noch bey weitem nicht in allen Ländern unsers Welttheils anerkannt werden, und weil sie auch da, wo noch das meiste Licht ist, in den Vorurtheilen, den Leidenschaften und dem Privatinteresse herrschender Parteyen, Stände und Orden noch so mächtigen und hartnäckigen Widerstand finden?

Man kann es nicht zu oft wiederhohlen: „Nichts, was Menschen jemahls öffentlich gesagt, geschrieben und gethan haben, kann sich eines Privilegiums gegen die kaltblütige und bescheidene Untersuchung und Beurtheilung der Vernunft anmaßen.“ Kein Monarch ist so groß und kein Hoherpriester so heilig, daß er, kraft seiner Majestät oder Heiligkeit, Ungereimtheiten sagen oder thun dürfte, ohne daß es erlaubt wäre, — sollte es auch erst nach seinem Tode geschehen — mit aller geziemenden Höflichkeit zu zeigen, daß die Ungereimtheiten, die er gesagt oder gethan hat, Ungereimtheiten sind. Und wenn dieß wahr ist — wie doch wohl niemand unverschämt genug seyn wird es läugnen zu wollen? — warum sollten nur die unrichtigen Definizionen, nur die

grundlosen Distinktionen, nur die Sofismen und Paralogismen, mit Einem Worte, nur die Ungereimtheiten der Gelehrten, Schriftsteller, Doktoren und Magister, wie illuminiert, resolut, subtil, irrefragabel, angelisch und serafisch die Herren auch seyn mögen, warum sollten nur sie allein sich selbst einen Freybrief gegen Prüfung und Beurtheilung geben dürfen?

Auch dieß kann (wenigstens so lang' es noch so nöthig ist wie dermahlen) nicht oft und laut genug wiederhohlt werden: „Nicht die Dinge selbst, sondern nur unsre Vorstellungen, Meynungen, Einbildungen, wirklichen oder vermeynten Erfahrungen, daraus gezogenen Schlüsse, oder zu ihrer Erklärung erfundenen Hypothesen und Systeme, sind der Gegenstand der spekulativen Wissenschaften.“ Bis zu den Naturdingen selbst sind wir noch nicht gekommen, oder können vielmehr nicht zu ihnen kommen. Wir weben und leben in einem Ocean von Fänomenen, Ideen und Fantomen; wir werden von ihnen auf unzählige Art getäuscht; aber unser Interesse ist, so wenig als möglich getäuscht zu werden: und was haben wir denn, als den allgemeinen Menschenverstand und die scharf prüfende Vernunft, was uns das Wahre, dessen Erkenntniß uns

zur Erfüllung unsrer Bestimmung nöthig ist, von Irrthum und Betrug, die uns schädlich und verderblich sind, mit Gewißheit unterscheiden lehren könnte?

Es ist wahr, Kinder müssen — so lange sie Kinder sind — durch Autorität geleitet werden: aber sie müssen auch unterrichtet werden, damit sie nicht ewig Kinder bleiben. Ein Kind wird, der Ordnung der Natur zu Folge, mit jedem Jahre weniger Kind; es hat alles in sich, was es braucht um zur Reife, zur Vollkommenheit seiner individuellen Naturbestimmung zu gelangen, und es ist unrecht, wenn seine Obern es aus selbstsüchtigen Absichten an seiner Entwicklung hindern. Ist also das, was man Volk nennt, eine Art von moralischem Kinde, (wie man nicht ohne allen Grund anzunehmen gewohnt ist) so muß auch von ihm gelten, was von allen Kindern gilt: es muß ihm keine Gelegenheit abgeschnitten werden zu männlichem Verstande zu gelangen.

Ich sehe seit einiger Zeit nicht nur die Finsterlinge, (worunter in der That der eine oder andere dem alten Amadis von Gallien den Nahmen des schönen Finsterlings streitig machen könnte) sondern sogar solche, die für sehr erleuchtete Köpfe gehalten seyn wollen, gegen Aufklärung und Aufklärer sich erheben. — Was mag man wohl damit wollen? Was fürch-

tet man vom Lichte? Was hofft man von der Finsterniß? — Können kranke Augen das Licht nicht ertragen: nun so muß man sie gesund zu machen suchen, und sie werden es nach und nach schon ertragen lernen. Aber Diebe, Meuchelmörder und ihres gleichen scheuen das Licht; und gerade diese muß es, um des allgemeinen Besten willen, bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel verfolgen.

II.

Jede bekannt gemachte Wahrheit, jede Berichtigung eines Irrthums (beträf' es auch nur eine falsche Lesart in einem alten Autor, oder die Zahl der Staubfäden einer neuen Pflanze) hat ihren Werth. Aber es giebt Wahrheiten und Irrthümer, die auf das Wohl oder Weh des menschlichen Geschlechts einen sehr großen, einen entscheidenden Einfluß haben: und diese sollen und müssen unermüdet und unerschrocken von allen ihren Seiten, nach allen ihren Beziehungen und Wirkungen beleuchtet, und dem stärksten Feuer der Prüfung so lange ausgesetzt werden, bis sie, von allen Schlacken des Irrthums gereinigt, als feines gediegenes Gold aus dem Tiegel kommen, und alsdann, ohne Möglichkeit eines vernünftigen Widerspruchs, den kostbarsten und herrlichsten Schatz der Menschheit ausmachen.

Von den Wahrheiten, die ich hier im Auge habe, sind einige einer Evidenz fähig, die der Gewißheit unsers eigenen Bewußtseyns gleich ist.

Andere hingegen sind so beschaffen, daß sie, vermöge der Natur der Sache und der Schranken unsers Wesens, keine andere Gewißheit für uns haben können, als die aus einem hohen Grade von Wahrscheinlichkeit entspringt, und durch einen im Herzen aller Menschen liegenden geheimen Wunsch, daß sie wahr seyn möchten, unterstützt wird; ein Wunsch, der ein erweisliches, moralisches Bedürfniß, sie als wahr anzunehmen, zum Grunde zu haben scheint.

Diese Wahrheiten sind nicht sowohl Gegenstände der spekülativen Vernunft als des vernünftigen Glaubens: aber ihre Wurzel liegt so tief in der menschlichen Natur, daß kein Volk des Erdbodens, (wie unentwickelt und ungebildet es auch sonst seyn mag) so fern es des menschlichen Nahmens nur einiger Maßen werth ist, gefunden wird, bey welchem sich nicht wenigstens dunkle, unreife, und mißgestaltete Gespenster und Schattenbilder dieser Wahrheiten festgesetzt hätten, für welche sie eine ihnen selbst unerklärbare Anhänglichkeit haben.

Diese Wahrheiten sind — das ewige Daseyn eines obersten Grundwesens von

unbegrenzter Macht, von welchem das ganze Weltall nach unveränderlichen Gesetzen mit Weisheit und Güte regiert wird — und die Fortdauer unsers eignen Grundwesens, mit Bewußtseyn unsrer Persönlichkeit und ewigem Fortschritt zu einer vollkommenern Art von Existenz.

Meiner innigsten Ueberzeugung nach müßten diese zwey Glaubenswahrheiten, wenn sie in ihrer möglichsten Reinheit und Einfachheit gedacht und geglaubt würden, den wohlthätigsten Einfluß auf unsre innere Moralität, Zufriedenheit und Glückseligkeit haben. Es ist erweislich und erwiesen, daß sie den Menschen, im Ganzen genommen, unentbehrlich sind; erweislich und erwiesen, daß auch der beste und glücklichste Mensch durch ihren Glauben noch besser, noch glücklicher werden muß. Von ihnen, und von ihnen allein gilt, was Cicero von den Eleusinischen Mysterien sagt: daß sie uns in die Verfassung setzen, froher zu leben und mit besserer Hoffnung zu sterben.

III.

Welcher dem menschlichen Geschlecht gehässige Dämon hat sich denn von uralten Zeiten bis auf diesen Tag so unselig geschäftig bewiesen, gerade diesen Glauben — einer göttlichen

Weltregierung und eines bessern Zustandes nach diesem Leben — auf alle nur ersinnliche Weise zu verunstalten, zu verdunkeln, und durch Vermischung mit der ungereimtesten Schwärmerey, dem scheußlichsten Aberglauben, den menschenfeindlichsten Wahnbegriffen und Irrlehren, das was die Stütze, der Trost und die Hoffnung der Menschheit seyn sollte, zum Mittel ihrer Unterdrückung und Mißhandlung, zu einem Werkzeuge des Betrugs und der Beutelschneiderey, ja sogar zu einem Gifte zu machen, das die Seele gleichsam in ihren zartesten und edelsten Theilen anfrißt, und in ein moralisches Scheusal verwandelt?

Wir haben nicht nöthig, die erste Ursache alles dieses Uebels weit außer uns zu suchen: sie liegt uns sehr nahe; denn, kurz —

Der Dämon steckt in unsrer eignen
Haut!

Und wiewohl es, aus Mangel hinlänglicher Urkunden, unmöglich ist, die Geschichte des Aberglaubens mit historischer Gewißheit bis in seine Wiege zu verfolgen: so ist doch nichts leichter, als die Entstehung desselben unter den Umständen, worin uns die allgemeine Menschengeschichte die ältesten Völker zeigt, sich psychologisch klar zu machen.

Kinder und Unwissende staunen alles an was sie nicht begreifen können, und die Welt ist für sie voller Wunderdinge und Wunderwerke; denn jede Naturbegebenheit, jede von einem Menschen dargestellte Erscheinung, wovon sie nicht begreifen wie es damit zugehe, ist ein Wunder in ihren Augen. Die ältesten Zeiten der Welt und der Völker sind daher nothwendig wundervolle Zeiten — und die Belege dieser Wahrheit giebt die Mythologie aller Nazionen.

Da nun alle Menschen durch eine innere Nothwendigkeit gezwungen sind, alles was in ihre Sinne fällt für Wirkung irgend eines — Wirkenden, das ist einer Ursache, zu halten, von den besagten Wunderdingen aber keine Ursache in die Augen fiel, welcher man diese Wirkungen begreiflicher Weise zuschreiben konnte: so sahen sich die Menschen genöthiget, zu unsichtbaren Wirkenden, von welchen oder mit deren Beystand jene Wunder hervorgebracht würden, ihre Zuflucht zu nehmen.

Ein eben so unwillkührlicher innerer Zwang nöthigt die menschliche Einbildungskraft, sich alle unsichtbare Dinge sichtbar zu machen; und so wurden aus jenen verborgenen Ursachen der Fänomene, die man sich nicht erklären konnte, Geister der Verstorbenen, Genien, Feen, Peris, Divs, Götter und Halbgötter.

Von jeher gab es auch Menschen, welche Wunderdinge verrichteten. Als Menschen konnten sie das nicht aus eigener Kraft; sie waren also Werkzeuge jener höhern Wesen, womit sich die Einbildung der Sterblichen bevölkert hatte. Natürlicher Weise entstand hieraus der Glaube, daß es Menschen gebe, welche sich — wodurch es nun sey — den Göttern, Halbgöttern, Feen und so weiter angenehm genug zu machen wüßten, um solcher besonderer Gnaden und Gaben von ihnen gewürdiget zu werden; und es war zu vortheilhaft, sich bey dem unwissenden Haufen in einen solchen Kredit zu setzen, als daß nicht bald genug ganze Schaaren von wunderthätigen Priestern, Wahrsagern, Zeichendeutern, Dienern und Auslegern der Orakel und so weiter entstanden wären, denen alles daran gelegen war, den Glauben an jene eingebildeten Wesen, der ihnen so viele sehr handgreifliche Vortheile verschaffte, auf alle nur ersinnliche Weise in den Gemüthern zu befestigen.

Aber der natürliche Stolz des Menschen, der in der ganzen sichtbaren Natur nichts höheres und mächtigeres kennt als sich selbst, konnte sich nicht lange auf diese Vorstellung einschränken. Er befand sich unendlich besser bey dem Gedanken, selbst die wirkende Ursache von Wunderdingen, als ein bloßes Werkzeug zu seyn. Man war inzwischen nach und nach bekannter

mit der Natur geworden; der Kunstsinn hatte sich zu entwickeln angefangen; schärfere Sinnen und glückliche Zufälle machten, daß gewisse Menschen an Thieren und Pflanzen, Steinen und Mineralien allerley Eigenschaften entdeckten, woraus sie andern ein Geheimniß machten, um unbegreifliche Dinge wirken zu können. Nach und nach entfaltete sich der Keim einer Filosofie, die einen tiefen aber räthselhaften Sinn in dem großen Buche der Natur ahndete, das der Mensch vielleicht Jahrtausende lang bloß angestaunt hatte. Man ahndete verborgene Kräfte, geheime Beziehungen der Dinge, und jene goldne Kette, an welcher Homers Jupiter Erde und Meer empor zieht. Alle Dinge der sichtbaren Welt wurden als Hieroglyfen dieses geheimnißvollen Buches betrachtet: aber die große Kunst war, sie lesen zu können. Wer dieß konnte, besaß natürlicher Weise den Schlüssel zum Innern der Natur, bemächtigte sich vermittelst desselben ihrer verborgensten Kräfte, und hatte die Mittel in Händen, gute und böse Dämonen, Elementar- und Astralgeister, ja die obersten Götter selbst, entweder zu seinen Freunden oder zu seinen Sklaven zu machen. Es fehlte nicht an Menschen, die diese erhabene Wissenschaft zu besitzen vorgaben: und so entstand die Magie mit allen ihren Aesten und Zweigen; so füllte sich in den Händen verschmitzter

Betrüger der Zauberbecher, aus welchem alle Völker Aberglauben tranken, und dadurch, gleich den Gefährten des Ulysses die aus dem Becher der Circe getrunken hatten, in eine Art stumpfsinniger Thiere verwandelt wurden, die sich bemaulkorben und bezäumen, beladen, führen und peitschen, ja sogar füttern lassen mußten, wie, wohin und womit es den Zauberern, ihren Herren, beliebig war.

IV.

Die ältesten Gesetzgeber, die sich dazu berufen fühlten, noch sehr rohe und in einer Art von natürlicher Wildheit lebende Menschenstämme in bürgerliche Gesellschaften zu vereinigen, fanden den Glauben an Dämonen im Himmel, auf Erden, im Meer und unter der Erde, und vornehmlich den Glauben an väterliche Götter und Schutzgötter der Gegend, wo sie wohnten, der Berge und Flüsse derselben, und so fort, in den Gemüthern schon befestiget. Sie kamen daher sehr natürlich auf den Gedanken, diesen Umstand zu ihrem größern Vorhaben zu benutzen. Sie sahen, daß die Furcht vor den Göttern, unter der Leitung einer klugen Hand, das kräftigste Mittel werden könne, die rohen Menschen, mit denen sie es zu thun hatten, zu bändigen, und

an bürgerliche Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Sie machten also entweder die Götter selbst zu Urhebern ihrer Gesetze, oder setzten diese wenigstens unter die unmittelbare Garantie derselben. Sie gaben dem Gottesdienst eine bestimmtere Form und größere Feyerlichkeit; sie stifteten die Mysterien; und bey den Griechen wurden Eleusis, Olympia und Delfi schon in sehr alten Zeiten die Vereinigungspunkte der unzähligen kleinen Völkerschaften, woraus sich nach und nach der große politische Körper bildete, der den Jupiter als seinen allgemeinen Schutzgott, und die Amfiktyonen als sein höchstes Nazionalgericht verehrte.

So wurden alle bürgerlichen Gesellschaften gewisser Maßen auf die Religion gegründet; sie machte einen Theil der Gesetzgebung, ein wesentliches Stück der Konstituzion, aus. Man betrachtete sie (ob mit Recht oder Unrecht, ist jetzt nicht die Frage) als ein Band des Staats, das nicht zerrissen werden könne, ohne den Staat selbst aufzulösen. Aber — wie war diese Religion beschaffen? — Was ich im dritten Abschnitt über den Ursprung des Aberglaubens überhaupt gesagt habe, wird uns leicht zur Beantwortung dieser Frage verhelfen.

V.

So rohe und äußerst sinnliche Leute, wie man sich die Menschen dieser Zeiten denken muß, waren noch wenig fähig, sich bis zu *dem vernunftmäßigen Begriff der höchsten Macht, Weisheit und Güte*, dem einzigen würdigen Begriff, der mit dem Worte *Gott* verbunden werden kann, zu erheben. Sie verlangten *sichtbare* und *handgreifliche* Gegenstände ihrer religiösen Verehrung. Die *Götter* bekamen also *Bilder*, die Bilder *Tempel*, die Tempel *Priester*. Diese letztern wurden, wie natürlich, nach und nach aus Dienern *Vertraute*, aus Vertrauten *Günstlinge*, aus Günstlingen *Organe* ihres Gottes. Die Götter offenbarten sich *ihnen* bald in *Träumen*, bald durch *Stimmen* oder *Erscheinungen*. *Sie* wurden von diesen höheren Wesen in den *Geheimnissen* der *Natur* und des *Schicksals* unterrichtet. Daher waren die *Priester* in den älteren Zeiten auch die *Weisen* oder Gelehrten, die *Weissager* und die *Aerzte* des Volks, und sind es noch jetzt bey allen Völkern, die noch auf den untersten Stufen der Kultur stehen. Sie heilten die Krankheiten, die sie als Wirkungen *böser Dämonen* oder *erzürnter Gottheiten* betrachteten, meist durch *übernatürliche* Mittel, durch magische Formeln, Beräucherungen, Amulete und Talis-

mane. Ihre Arzneykunst war also größten Theils ein Zweig ihrer Magie und Theurgie. Diese letztern, mit allen ihren Nebenzweigen, den sämmtlichen Divinazionskünsten, der Astrologie, Geomantie, Nekromantie, Geisterbeschwörung, Geisterbannung, Vertreibung der Gespenster, Erhebung verborgener Schätze und so weiter, wurden priesterliche Künste, wurden mit der Religion verbunden, und durch sie geheiligt.

Die Neigung zum Wunderbaren und die Begierde das Künftige zu wissen sind die schwächste Seite der menschlichen Natur. Die Priester zogen zu große Vortheile von ihr, als daß sie sich nicht überall (mehr oder weniger, nach Maßgabe der übrigen Umstände) ein Geschäft daraus hätten machen sollen, alle diese einträglichen Felder des Aberglaubens, als ihr eigenes Gebiet und Appanage, möglichst anzubauen. Immerhin mochte es auch damahls, wie noch jetzt, Schwärmer und Einfältige unter ihnen geben, die im Ernste an alle diese Thorheiten glaubten: die meisten wußten sehr gut, was an ihren übernatürlichen Künsten war, und ihr Gewissen wurde gar bald harthäutig genug, ohne alles Bedenken die Schwachen zu betrügen, die so gern betrogen seyn wollen, und die immer so geneigt sind, nicht nur ihr Bißchen Vernunft, sondern sogar ihre fünf

Sinne knebeln und binden zu lassen, so bald sie etwas übernatürliches zu sehen und zu hören hoffen.

Die so hoch gepriesene und falsch berühmte Weisheit der Aegyptischen Priester bestand größten Theils in den vorbenannten priesterlichen Künsten.

Die Theosofie und Magie des Zoroaster, und überhaupt alles was man Filosofie der Morgenländer nennt, begünstigte sie ebenfalls, und war dieses Nahmens eben so unwürdig als die Kabbala der Juden.

VI.

Nach einigen Jahrtausenden that sich endlich die wahre Filosofie unter den Griechen hervor, und der Aberglaube nahm bey dem edlern Theile der Nazion in eben der Maße ab, wie die Aufklärung zunahm. Allein, da die eingeführte Volksreligion in jeder ihrer Republiken nun einmahl einen Theil der Staatsverfassung ausmachte: so mußten die Weisen sich zu sehr in Acht nehmen, mit den Priestern in keine gefährliche Kollision zu kommen, als daß diese letztern sich nicht immer im Besitz der einträglichsten Zweige ihres Gewerbes, und das an ihnen hangende Volk in seiner Geneigtheit zur Dämonenscheu (Δεισιδαιμονια, wie die Grie-

chen den Aberglauben sehr richtig nannten) und bey seinem Hang zu allen Arten von Alfanzereyen, zu erhalten gewußt hätten.

Nach und nach entstanden unter den Griechen die bekannten filosofischen Sekten und Orden. Einige derselben, als die Pythagoräer, Platoniker und Stoiker, hatten Grundsätze, die sich mit der herrschenden dämonistischen Religion sehr gut vertrugen. Pythagoras und Plato hatten sogar einige, die den obbesagten priesterlichen Künsten zur Grundlage dienen zu können schienen. Die Pythagorische und Platonische Filosofie wurde also (sonderlich je unreiner und trüber sie nach und nach zu werden anfing) von den Priestern immer mehr begünstigt. Die Epikurische hingegen, die sich zwar der Volksreligion im Aeußerlichen klüglich fügte, aber eine erklärte Gegnerin aller Arten von religiöser Betrügerey, aller Magie und Geisterseherey, aller neuen Orakel, übernatürlichen Künste und gauklerischen Operazionen war, blieb, so lange sie dauerte, der Priesterschaft äußerst verhaßt, und wurde von ihr auch dem Volke so verhaßt gemacht, daß ihre Bemühungen gegen den Aberglauben, im Ganzen und in der Folge der Zeiten, nur sehr wenig Früchte bringen konnten.

Die merkwürdige Zeit Alexanders des Großen, worin der größte Theil des damahls

bekannten Asiens nebst Aegypten Griechischen Fürsten unterworfen, und die Sprache, Künste, Wissenschaften, Religion und Sitten der Griechen über alle Provinzen, welche die Persische Oberherrschaft erkannt hatten, ausgebreitet wurden, ward durch eine natürliche Folge der Vermischung, die nach und nach zwischen den Griechen und Asiaten, Syrern, Medern und Aegyptern Statt finden mußte, auch wegen des Einflusses dieser Vermischung auf die Denkart und den Geist der Zeit, wichtig. Die Filosofie der Griechen artete in diesen Ländern nach und nach aus, und verlor sich endlich in den Sümpfen der morgenländischen Magie oder Dämonomanie. Alexandria wurde die Schule einer neuen Filosofie, worin die ungleichartigsten Begriffe und Meynungen zusammen flossen, um alle möglichen Ausschweifungen und Unternehmungen der Schwärmerey und des Aberglaubens mehr als jemahls zu unterstützen.

VII.

Als endlich die Römer das herrschende Volk in der Welt wurden, blieb nicht nur in den morgenländischen Theilen des ungeheuern Imperii Romani alles in diesem Stande, sondern die Römer selbst, bey denen die Aufklärung durch Wissenschaften sehr spät angefangen und, sogar

unter den Großen, nur auf wenige sich erstreckt hatte, fanden ungemeinen Geschmack an dem morgenländischen Aberglauben. Schon zu Augustus Zeiten finden wir Rom und Italien mit Syrischen und Aegyptischen Landstreichern überschwemmt, die, unter dem Nahmen Aegyptischer Priester, Magier, Kaldäer und so weiter, diese Geistesschwäche der Römer und Römerinnen sich auf alle mögliche Art zinsbar zu machen wußten.

VIII.

Solchergestalt war denn alles, was die Römer den Erdkreis nannten, in allen seinen Theilen (mehr oder weniger) mit Abgötterey und Zauberey, Götter- und Feenmährchen, Glauben an übernatürliche Undinge, magische Operazionen, Amulete und Talismane, Verwandlungen der Menschen in Thiere, Geistererscheinungen, Glauben an Traumdeuter, Wahrsager, Orakelsprüche, und an tausend wahnsinnige Arten die guten und bösen Dämonen sich günstig zu machen, zu versöhnen, zu unterwerfen oder auszutreiben, erfüllt; kurz, die ganze Menschenmasse war mit magisch-religiösem Aberglauben und Wahnwitz angesteckt: als Christus in Palästina auftrat, um den Glauben an einen allgemeinen Vater im Himmel durch seine Lehre und noch mehr durch sein Beyspiel zu predigen,

und die ächte Gottesverehrung, von allem magischen und theurgischen Aberglauben gereinigt, auf Redlichkeit des Herzens, Liebe zu Gott und den Menschen, und Ausübung aller moralischen Tugenden zurück zu führen.

IX.

Wenn man von dem Plane der Vorsehung nach dem Erfolg urtheilen darf, so konnte und sollte ein so großes Werk, als die Zerstörung des Reichs der Dämonen und ihrer Priester, das ist mit andern Worten, der Herrschaft des Aberglaubens, der Abgötterey und der Magie über die menschlichen Gemüther, ist, nicht ein Werk weniger Jahre, ja selbst nicht weniger Jahrhunderte, seyn. Aber was wir gewiß sagen und mit der Geschichte der verflossenen achtzehn Jahrhunderte sattsam beurkunden können, ist: daß diese große Unternehmung, dieses unendlich wohlthätige Werk der Erlösung des menschlichen Geschlechtes von allen Uebeln des Aberglaubens und der Dämonenscheu, zwar angefangen, aber gar bald wieder von denen selbst, die sich nach dem Nahmen Christus nannten, gehemmet, und (aufs gelindeste zu reden) wegen eines fortdauernden Zusammenflusses schädlicher Gegenwirkungen, bis auf diesen Tag, nur

hier und da im Kleinen und auf eine sehr unvollständige und unvollkommene Weise bewirkt worden ist.

In der That ist es sonderbar genug, wie die Jünger und Anhänger eines Meisters, der die Religion auf die einfachste Vorstellungsart und die reinsten Gesinnungen des Herzens eingeschränkt, kein Lehrformular vorgeschrieben, keinen neuen Gottesdienst eingeführt, kurz, in den wenigen Jahren seines öffentlichen Lebens nichts angelegneres gehabt hatte, als das Reich der Dämonen zu zerstören, und dagegen einem Reiche Gottes, dessen Sitz in den Herzen der Menschen ist, auf alle mögliche Weise beförderlich zu seyn, — es ist sonderbar, sage ich, und mehr als sonderbar, wie die Jünger eines solchen Meisters, in so kurzer Zeit und als ob sie es selbst nicht gewahr worden wären, sich von seinem Sinne und Geiste, von seinen Grundsätzen und von seinem Beyspiele so himmelweit entfernen konnten, um in wenigen Jahrhunderten Ihm geradezu entgegen zu arbeiten, das Werk, das Er angefangen hatte, wieder umzureißen, und das Reich des Aberglaubens und Fanatismus, welches er zu zerstören gekommen war, unter andern Nahmen und Dekorazionen, furchtbarer und der Menschheit verderblicher als es jemahls gewesen war, wieder herzustellen.

Freylich gilt auch hier wieder, was ich oben sagte, da vom Ursprung des religiösen Aberglaubens die Rede war: Der Dämon, der dieß bewirkte, steckt in unsrer eignen Haut. Aber es ist nicht zu läugnen, daß der Geist der Zeiten Augusts und seiner Nachfolger jenem unsaubern Geiste zu Ausführung seines Werkes großen Vorschub that.

X.

Unsre eigne Zeit ausgenommen, wird man schwerlich in der ganzen Geschichte einen andern Zeitraum finden, wo zugleich und zum Theil in eben denselben Ländern, neben einem ziemlich hohen Grade von Kultur und Verfeinerung auf der einen Seite, auf der andern mehr Finsterniß in den Köpfen, mehr Schwäche, Leichtgläubigkeit und Hang zu allen Arten von Schwärmerey, mehr Neigung zu geheimen religiösen Verbindungen, Mysterien und Orden, mehr Glauben an unglaubliche Dinge, mehr Leidenschaft für magische Wissenschaften und Operazionen, selbst unter den obersten Klassen des Staats Statt gefunden, kurz, wo es allen Gattungen von religiösen Betrügern, Gauklern, Taschenspielern und Wundermännern leichter gemacht worden wäre, mit der Schwäche und Einfalt der Leute ihr Spiel zu treiben, als —

das erste und zweyte Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung.

Die siegreichen Kämpfe eines Lucian und Celsus mit diesem Schwindelgeist ihrer Zeit waren nicht hinlänglich, einem Uebel Einhalt zu thun, dessen Wachsthum durch so viele hier nicht zu entwickelnde Umstände, und in der Folge vornehmlich durch die Neuplatonische Filosofie, — die (mit Polonius im Hamlet zu reden) Methode in den Unsinn brachte, auf alle nur ersinnliche Weise befördert wurde.

XI.

Auch die Christen wurden von dieser schwärmerischen Filosofie bezaubert, da sie ihnen nicht nur mit ihren eigenen Mysterien sehr gut zusammen zu stimmen, sondern sogar den Schlüssel dazu zu enthalten schien.

Als endlich ihre Partey, nach langen und blutigen Kämpfen mit dem so genannten Heidenthume, die herrschende im Römischen Reiche ward, und ihre Gegner völlig unterdrückt oder ausgerottet hatte, zeigte sich bald genug, wie wenig die Welt dadurch gebessert war. Der Dämonismus des Heidenthums stieg, in einer andern Einkleidung und unter andern Nahmen, wieder aus seiner Asche hervor. Das Licht der Wissenschaften verschwand nach

und nach fast gänzlich. Die Mönche traten an die Stelle der schwärmenden Pythagoräer und Platoniker, und bemächtigten sich, nach ihrem Beyspiele, sogar der magischen und theurgischen Künste, unter dem Vorwande, sie bewirkten durch die Kraft des wahren Gottes und des Nahmens Jesu, durch das Zeichen des Kreuzes, durch die Gebeine und andre Reliquien der Märtyrer und so weiter, was die Zauberer und vorgeblichen Theurgen der Heiden durch den Beystand höllischer Geister gewirkt hätten. Die Kroniken und Legenden der vier ersten Jahrhunderte nach Konstantin dem Ersten wimmeln von Teufelsaustreibungen, Todtenerweckungen, Erscheinungen von Engeln, Teufeln, und armen Seelen; alles ist voller Wunder, die oft bis zum Lächerlichen unglaublich und ungereimt sind, und von unzähligen heiligen Mönchen und Bischöfen verrichtet worden seyn sollen. Die Natur müßte, wenn nur der zwanzigste Theil dieser vorgeblichen Thatsachen wahr wäre, in diesen Zeiten alle ihre Rechte verloren haben, und in eine gänzliche Antinomie und Anarchie verfallen gewesen seyn.

Nothwendiger Weise versank unter solchen Umständen das Volk immer tiefer in einen die Menschheit schändenden Aberglauben. Die alt hergebrachten Wahnbegriffe der heidni-

schen Welt vermischten sich auf eine unnatürliche Art mit den reinen Grundbegriffen des Christenthums, und brachten die monstrosesten Hirngespenster hervor, welche ohne Untersuchung angenommen, und von der Klerisey (aus Ursachen, die ihr und uns wohl bekannt sind) auf alle Weise unterhalten, ja zum Theil zu Dogmen und Glaubenspunkten gestempelt, und mit kräftigen Ernulfusflüchen gegen alle Unternehmungen der Vernunft verzäunt wurden.

XII.

Es würde mich zu weit von meinem Wege abführen, und ist zu meiner dermahligen Absicht unnöthig, dieses historische Gemählde fortzusetzen, und die unermeßlichen Uebel, die sich unter solchen Umständen, theils durch das Bündniß, theils durch den Streit zwischen Kaiserthum und Priesterthum, über einen großen Theil des Erdbodens ausbreiteten, auch nur summarisch anzudeuten. Ungeachtet eine ganz wahre und unparteyische historische Darstellung dieses merkwürdigen Zeitraums der Geschichte der Menschheit, jetzt da ich dieses schreibe, noch unter die frommen Wünsche gehört: so sind doch schon die in jedermanns Händen sich befindenden Werke eines Giannone, Hume,

Robertſon, Gibbon, Walch, Schmidt und anderer, mehr als zureichend, alles bisher geſagte, überflüſſig, und zum Theil wohl über die Intenzion der Verfaſſer, zu beſtätigen.

Wer aber zu einer ganz lebendigen und anſchauenden Erkenntniß des Geiſtes dieſer unſeligen Zeiten gelangen wollte, müßte ſich freylich zu der fürchterlichen Aufopferung entſchließen, die Quellen ſelbſt zu beſuchen, und unter andern ſich in der Kronik und den Libris Miraculorum des Gregorius von Tours, in der goldnen Legende des Erzbiſchofs Jakob de Voragine, in den Actis Sanctorum, und in den Geſchichtsbüchern der Mönchsorden umzuſehen, — wo er genug ſehen würde, um vor Erſtaunen über die unbegreifliche Unvernunft dieſer Zeiten beynahe ſelbſt den Verſtand zu verlieren.

Das Einzige, was ich in Beziehung auf meinen dermahligen Hauptgegenſtand noch bemerken muß, iſt folgendes.

XIII.

Von jener Zeit an, da die neue Religion die herrſchende im ehemahligen Römiſchen Reiche wurde, trat ſie nicht nur in alle Rechte der alten ein, und wurde die Religion des Staats, folglich von den Geſetzen geſchützt

und begünstigt, sondern maßte sich noch neuer bisher unerhörter Rechte an.

Die alte Staatsreligion hatte alle andere, selbst die christliche, geduldet: die letztere, oder vielmehr ihre Klerisey, (die auch hierin, wie in so vielem andern, den Geist des Stifters verläugnete, indem sie sich auf den Buchstaben einiger harten Ausdrücke steifte) behauptete ein ausschließendes Recht, und duldete in kurzem keine andere mehr neben sich.

Aber sie ging noch weiter. Nicht zufrieden jeden andern Glauben, jede andere Religionsmeynungen, Dogmen, Vorstellungs- und Ausdrucksarten über unbegreifliche Gegenstände für irrig erklärt zu haben, belegte sie auch den Irrthum mit Strafen. Sie behandelte die Ueberzeugung als eine Sache, die von unserm Willen abhängt. Wer die Ehrlichkeit hatte, ihren Gründen, wenn sie seinen Verstand nicht überzeugten, dasjenige was er für Wahrheit erkannte entgegen zu setzen, wurde als ein vorsetzlich und halsstarrig Irrender zum ewigen, und (was noch weit schlimmer war) sogar zum zeitlichen Feuer verurtheilt.

So entstand in den christlichen Ländern eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen. Der Bosheit und dem Eigennutz wurde ein neuer Zweig von Denunciazionen, dem

Despotismus der Byzantinischen und Abendländischen Tyrannen eine neue Quelle von Konfiskazionen, neue Mittel eines jeden, der ihnen verhaßt oder verdächtig war, los zu werden, und der Klerisey ein neuer Weg eröffnet, sich das furchtbarste Ansehen und einen fast grenzenlosen Einfluß zu verschaffen.

XIV.

Um jedoch den Schein zu haben, als ob die Dogmen, von deren Glauben nun das zeitliche und ewige Leben der Menschen abhing, auf unwiderleglichen Gründen beruheten und jede Untersuchung aushielten, erfand man eine subtile Art von Dialektik und Terminologie, bey der es ausdrücklich darauf angelegt war, den auffallendsten Absurditäten einen Schein von Möglichkeit zu geben, Widersprüche in eine Art von Zusammenhang zu bringen, und dem Menschenverstande den Weg zur Wahrheit so mühselig und unzugangbar zu machen, daß unter zehn tausenden — selbst aus jenen Menschenklassen, deren Stand und Bestimmung im gemeinen Wesen einen hohen Grad von Vernunftsfertigkeit erfordert — kaum Einer seyn möchte, der nicht lieber alles was man wollte blindlings glauben, als sich auf einem so peinvollen Wege überzeugen lassen wollte.

Im Grunde war es auch mit diesem neu gebrochenen Ueberzeugungswege auf bloße Täuschung abgesehen: denn nicht nur war er so beschaffen, daß er bey wirklich denkenden Köpfen statt der Ueberzeugung vielmehr Zweifel über Zweifel erregte, und sie wider ihren Willen auf neue, den herrschenden widersprechende, Meynungen führte; sondern es war auch schon vorher ausgemacht, „daß jede Untersuchung eines Glaubenspunktes oder Dogma's, die ein anderes Resultat als dieses Dogma geben würde, an sich selbst schon irrig, verwerflich und verdammlich, d. i. des elementarischen und höllischen Feuers schuldig sey." Wehe dem, der sich in diesen armseligen Jahrhunderten seiner Vernunft zu Prüfung dessen, was man ihm zu glauben auferlegte, bedienen, und die Orakelsprüche einer Priesterschaft, die sich einer willkührlichen und unumschränkten Herrschaft über den Verstand, ja sogar über die Sinne der Menschen bemächtiget hatte, den nothwendigen Naturgesetzen des menschlichen Denkens zu unterwerfen, sich unterstehen wollte! Alle Untersuchung hört auf, wo jeder Zweifel für eine Eingebung des Teufels erklärt wird, die mit Fasten, Beten, Abtödtung des Fleisches, und gänzlicher Unterbrechung alles Denkens bekämpft werden muß; und die Vernunft wird zu einem völlig

unbrauchbaren Werkzeuge gemacht, so bald uns ihr freyer Gebrauch in die dumpfen Kerker der Inquisizion, und aus diesen auf einen Scheiterhaufen führt.

Ich rufe getrost jedes vernünftige oder vernunftfähige Geschöpf auf dem ganzen Erdboden auf, mir zu läugnen, wenn es kann, daß man auf diese Art, und durch solche Mittel und Anstalten, jede Religion, wie unsinnig, abscheulich oder lächerlich sie auch immer seyn möchte, — von dem unmenschlichen Götzendienste des Kanaanitischen Feuergottes Moloch bis zu dem albernen Dienste der Latonenfrösche in Abdera — für die einzig wahre und allein seligmachende ausgeben, und als solche der ganzen Welt aufdringen könnte!

Was für einen Nahmen verdienen also wohl diejenigen, die sich anmaßen, oder, wofern ihre Vorfahren einer solchen Anmaßung sich schuldig gemacht hätten, noch ferner darauf bestehen wollen, die einfachste, vernunftmäßigste, wohlthätigste, menschlichste aller Religionen, auf einem solchen Wege und durch solche oder ähnliche Verfahrungsarten auszubreiten und zu erhalten?

XV.

Jeder die Wahrheit aufrichtig liebende Leser möge hier einen Augenblick still stehen, und dann die Betrachtungen selbst fortsetzen, auf die ihn das Gesagte natürlicher Weise führen muß!

Meine Absicht ist nicht irgend eine Partey oder Person zu beleidigen. Es wäre höchst unbillig, vernünftig denkenden und besser gesinnten jetzt Lebenden den Wahnsinn und die Missethaten barbarischer Vorfahren zum Vorwurf machen zu wollen. Aber die Zeiten der Unwissenheit sind vorbey; wenigstens kann sich niemand, der nicht zur Hefe des Pöbels gehört, mehr mit unüberwindlicher Unwissenheit entschuldigen, wenn ihm die Grundwahrheiten, von deren Erkenntniß und Befolgung das Wohl des menschlichen Geschlechts und der bürgerlichen Gesellschaft schlechterdings abhängt, unbekannt sind; denn sie sind, Gott Lob, seit mehr als funfzig Jahren laut genug geprediget worden, und haben um ein mäßiges Geld in allen Buchläden feil gestanden.

Leuchtet uns aber die Fackel der Vernunft, warum sollten wir lieber im Dunkeln als in ihrem Lichte wandeln wollen?

Fühlen und erkennen wir die Ehre und Würde, Menschen (in der engern Bedeutung dieses Nahmens) zu seyn: warum sollten wir nicht

wenigstens den Willen haben, alles von uns zu werfen, was uns verhindert, als ächte Menschen zu empfinden, zu denken und zu handeln?

Sind die Grundsätze, die zu Anfang dieser Schrift in Erinnerung gebracht worden, unumstößliche Grundwahrheiten; ist der freye Gebrauch der Vernunft in Beleuchtung und Untersuchung jeder menschlichen Meynung, jedes menschlichen Glaubens, ein unverlierbares Recht der Menschheit, das uns niemand, ohne das größte aller Verbrechen, das Verbrechen der beleidigten menschlichen Natur, zu begehen, rauben kann; wer darf sich vermessen, seinen Bruder in dem Besitz und Gebrauch dieses Rechts zu stören?

Ist kein Mensch unfehlbar; ist irren und getäuscht werden etwas von unsrer Natur überhaupt unzertrennliches; giebt es eine unendliche Menge von Gegenständen des Wissens sowohl als des Glaubens, über die es — vermöge der Grenzen, welche die Natur dem menschlichen Geiste gesetzt hat — unmöglich ist völlig ins Klare zu kommen: so trage jeder seine Meynung oder seinen Widerspruch, mit seinen Gründen, bescheiden und gelassen vor, ohne einen andern zu verunglimpfen oder zu verspotten, welcher vernünftige Gründe zu haben glaubt anders zu denken.

Ist die Ueberzeugung des Verstandes vom Willen unabhängig, kann Irrthum also nie als ein Verbrechen gestraft werden: so erkenne man doch endlich einmahl, daß es Unsinn und Ungerechtigkeit zugleich ist, Nahmen, wodurch bloß verschiedene Vorstellungsarten, verschiedene Begriffe, Lehrmeynungen und Ueberzeugungen von einander unterschieden werden, zu Schimpfnahmen zu machen!

XVI.

Es ist etwas den gesunden Menschensinn empörendes in der noch immer unter den Gelehrten selbst herrschenden Gewohnheit, das Wort Deist oder Theist, welches (so viel ich weiß) einen Menschen bezeichnet, der weder atheistische noch dämonistische Grundsätze hat, so zu behandeln, als ob es eine Makel, die kein Mann von Ehre auf sich sitzen lassen könne, bey sich führe; da doch das Christenthum offenbar den Deismus zur Grundlage hat, und die Christianer der ersten Jahrhunderte in ihren Apologien stolz darauf waren Deisten zu seyn.

Die Einwendung, daß man unter dem Worte Deist, in der gewöhnlichen verhaßten Bedeutung, einen solchen Bekenner der natürlichen Religion verstehe, der nicht an die besondern

Dogmen der Christen, so wie sie auf gewissen Concilien und in gewissen Symbolen und Formularen festgesetzt worden, glauben kann, — ist ein elender Behelf. Denn, gesetzt auch, ein jeder Deist müßte nach seiner Ueberzeugung alle besondern Dogmen der christlichen Parteyen verwerfen: so bleibt es an diesen doch immer ungerecht, Haß oder Verachtung auf einen jeden zu werfen, der nicht alles glaubt was sie glauben.

Aber im Grunde verhält sich die Sache ganz anders. Der wahre Deismus ist dem ächten, von allem Magismus und Dämonismus und von allen übrigen Schlacken der barbarischen Jahrhunderte gereinigten Christenthum sehr nahe; und wenn ein Deist aus allen Religionsparteyen auf dem Erdboden eine, zu welcher er sich halten sollte, zu wählen hätte, so würde er (vorausgesetzt, daß er in seinem Bekenntniß aufrichtig, und also ein redlicher Freund der Wahrheit und Tugend ist) gewiß unter derjenigen christlichen Partey zu leben wünschen, deren Grundsätze, Dogmen und Verfassungen den Grundlehren und Gesinnungen Christi am nächsten kommen, und von falschen Zusätzen und Schlacken am reinsten sind.

Was könnten nun diese Christen für einen billigen Grund haben, ihn von ihrer äußerlichen Gemeinschaft auszuschließen? Wenn sie

wirklich überzeugt sind, daß der Glaube, der ihm noch fehlt, zu seinem ewigen Wohl nöthig sey, ist es nicht Pflicht, ihm die Gelegenheit dazu nicht zu versagen? Kann er nicht vielleicht durch Zeit, liebreiche Belehrung und gutes Beyspiel bey ihnen das erhalten, was ihm noch abgeht, um in allen Stücken wie sie zu glauben? — falls es ihnen doch ja so wichtig scheint, daß jedermann in allen Stücken glaube wie sie.

Wenn aber nun vollends der Deist mitten unter ihnen geboren wurde; wenn er in dem Staate, worin dermahlen ihr Glaubenssymbol das herrschende ist, zu bürgerlichen Rechten und Vortheilen geboren wurde: mit welcher Billigkeit kann er bloß deßwegen seiner Geburtsrechte verlustig erklärt werden, „weil es seiner Vernunft eben so fysisch unmöglich ist, gewisse Sätze, die ihr falsch scheinen, für wahr zu halten, als es ihm unmöglich ist in der Luft zu gehen, oder im Feuer zu leben?“ — Und ist es nicht schändlich, wenn sie ihn, um einer solchen Ursache willen, zu der Wahl nöthigen, entweder ein Lügner und Heuchler zu seyn, oder sich selbst aus seinem Vaterlande zu verbannen und ins Elend zu gehen?

XVII.

Ich kann nicht umhin, da die Folge meiner Gedanken mich auf diesen Punkt gebracht hat, meinem herzlichen Ekel vor dem Mißbrauch, der in unsern Tagen mit dem Worte Duldung oder Toleranz und (was noch ärger ist) mit der Sache selbst getrieben wird, ein wenig Luft zu machen.

Was nennet man dulden? — Menschen werden doch wohl, so lange kein anderes Verhältniß und kein anderer Nahme sie von den Pflichten der Menschlichkeit los zählen kann, einander auf dem Erdboden dulden wollen? Wer darf sich unterstehen, das Gegentheil zu lehren, wenn gleich in der Ausübung das Gegentheil leider alle Tage zum Vorschein kommt?

Ist es aber nicht häßlich, das, was alle Menschen einander als Menschen schlechterdings schuldig sind, — nehmlich, einander so zu behandeln wie jeder von den andern behandelt zu werden wünscht — mit einem so elenden Wort als dulden zu verkleinern und beynahe auf nichts herab zu setzen?

Welche mehr als kindische Inkonsequenz! Wir sehen es für eine hohe Pflicht an, in tausend unbedeutenden Dingen gefällig und zuvorkommend gegen einander zu seyn: und in

Angelegenheiten, wo es auf Ueberzeugung, Gewissen, Gemüthsruhe und Rechtschaffenheit ankommt, maßen wir uns ein Recht an, über andere zu tyrannisieren? Ich kann von einem jeden fordern, daß er mich auf der Straße ungestört meines Weges gehen lasse: und ich soll es für eine Gnade halten, wenn Ihr duldet, daß ich von überirdischen Dingen anders denke, wähne oder träume als Ihr, ungeachtet Ihr selbst um nichts dadurch gebessert seyd, ob ich so oder anders über diese Dinge träume?

Narren und böse Leute sind von Natur intolerant. Jene können nicht leiden, daß man anders denke als sie; diese möchten, wo möglich, die ganze Welt nöthigen zu thun und zu leiden was sie wollen. Hätten diese zwey Gattungen von Menschen immer den Meister auf dem Erdboden gespielt, so würde er schon lange eine ungeheure Wildniß und Wüste seyn. Zum Glücke wird die Welt im Ganzen (wie wenig es auch im Besondern das Ansehen hat) von den Klügern und Bessern regiert; und der Weise duldet die Thoren, weil er weise, die Schwachen weil er stark, die Bösen weil er gut ist.

Und so kommen wir denn, wenn die Rede von den großen Uebeln ist, die das Menschengeschlecht drücken, immer wieder auf die Wahrheit aller Wahrheiten zurück: Den Men=

schen kann nicht geholfen werden, wenn sie nicht bessere Menschen werden; sie können nie besser werden, wenn sie nicht weiser werden; aber sie können nie weiser werden, wenn sie nicht über alles, wovon ihr Wohl oder Weh abhängt, richtig denken; und sie werden nie richtig denken lernen, so lange sie nicht frey denken dürfen, oder, welches einerley ist, so lange die Vernunft nicht in alle ihre Rechte eingesetzt ist, und alles, was in ihrem Lichte nicht bestehen kann, verschwinden muß.

XVIII.

Tausende, die im Leben gegen diese Grundsätze handeln, werden, wenn sie dieses gelesen haben, sich selbst die Wahrheit derselben eingestehen. Unglücklicher Weise hängt es nicht immer von ihrem guten Willen ab, auch nach ihnen zu handeln.

Die Anwendung der klarsten Resultate der einfachsten unläugbarsten Wahrheiten wird, unter gegebenen Umständen und durch den Einfluß einer Menge entgegen wirkender Kräfte, oft zu einer unendlich verwickelten und vielleicht unauflöslichen Aufgabe.

Der prachtvolle Kerker, worin die Vernunft von der größern Hälfte Europens noch immer gefangen gehalten wird, ist das Werk einer

großen Kunst und vieler Jahrhunderte. Tausend nicht gemeine Köpfe und Millionen rüstiger Hände haben daran gebaut, und er ist auf den Felsen des Ansehens und Vortheils der Priesterschaft so fest gegründet, und durch so viele Flügel und Nebengebäude mit einem andern Zauberthurme, worin die Freyheit in Fesseln schmachtet, so künstlich verbunden worden, daß es beynahe ungereimt wäre, die Erlösung dieser gefangenen Prinzessinnen für möglich zu halten, geschweige unternehmen zu wollen.

Das Schicksal kann freylich mit der Zeit große Revoluzionen herbey führen, wodurch der gegenwärtige Zustand der Welt eine gewaltige Veränderung erleiden würde: aber wenn die Weltverbesserung, auf die ein menschenfreundlicher Träumer unsre Nachkommen auf das Jahr 2440 vertröstet, bloß durch Aufklärung bewirkt werden sollte, so ist sehr zu besorgen, daß er ihre Epoke noch um einige Jahrhunderte zu früh gestellt hat.

Möchte ich doch mit dieser übel weissagenden Ahnung schon vor meinen Enkeln zu Schanden werden! Aber das treuherzige Geständniß der Ovidischen Medea,

— Video meliora proboque,
Deteriora sequor —

wird so lange wahr seyn als Menschen — Menschen bleiben: und so lange die Deteriora mit großen, glänzenden, und auf der Wage des Eigennutzes unendlich überziehenden Vortheilen verbunden sind, wird es auch der rechte Schlüssel zu tausend Ereignissen und Handlungen seyn, die den Verstand des einsamen, aus der wirklichen Welt in sein idealisches Dschinnistan zurückgezogenen Filosofen überraschen, und seine übel berechneten Erwartungen täuschen.

XIX.

Wie sehr hätte ich gewünscht, in diesem traulichen Monolog über Gegenstände woran viel gelegen ist, mit dem ganzen edlern und bessern Theile unsrer Nazion, bloß als Mensch zu Menschen, Weltbürger zu Weltbürgern, und Deutscher Mann zu Deutschen Männern, ohne Rücksicht auf Verschiedenheit der Religionsparteyen sprechen zu können! Und dieß um so mehr, da mein Widerwille gegen allen Sektengeist, meine Neigung und Fähigkeit (als einer, der ohne Vorurtheile und Interesse in allem diesem ist) gegen jede Partey gerecht zu seyn, und meine Wohlgesinntheit für das gemeine Beste meines Volks und der Menschheit überhaupt, vielen unter ihnen längst bekannt, und ohne Zweifel die Ursache ist, warum mein wohl-

meynendes Radotage über die *pia desideria* aller gut denkenden Menschen mit so vieler Nachsicht angehört wird.

Aber was hälf' es, etwas unmögliches wünschen zu wollen? Ich sehe nur allzu wohl ein, daß ich auf die Hoffnung, mit dem, was ich theils schon gesagt theils noch zu sagen habe, bey beiden christlichen Hauptparteyen Eingang zu finden, gänzlich Verzicht thun, und mir einbilden muß, als ob ich nur diejenige, zu der ich (mehr aus freyer Wahl als durch nöthigende Verhältnisse) selbst gehöre, zu Vertrauten meiner Gedanken gemacht hätte.

Nur dieß Wenige — weil doch diese gute Gelegenheit dazu da ist und so bald nicht wiederkommen möchte — sey mir erlaubt, in Rücksicht auf eine von allen aufgeklärten Patrioten und Christen allgemein für nöthig erkannte Verbesserung, laut — für mich zu sagen.

XX.

Ich wünsche allen Menschen, und also auch Sr. Päpstlichen Heiligkeit, Pius VI. und allen seinen rechtmäßigen Nachfolgern auf dem heiligen Stuhle zu Rom (den ich, wenn er auch nicht der Stuhl des heiligen Peters seyn sollte, noch immer für einen sehr respektabeln

Stuhl halte) Gnade von Gott und alles Gute in dieser und jener Welt — und hoffe also, es werde mir nicht für einen heimlichen Groll gegen Se. Päpstliche Heiligkeit, oder für bösen Willen gegen die Gebeine der H. H. Apostel Peter und Paul ausgedeutet werden, wenn ich es als eine fysische Möglichkeit annehme, daß über lang oder kurz die ganze Stadt Rom, mit der Basilika zu Sankt Johann im Lateran, der Peterskirche, dem großen Obelisk, dem Vatikan, dem Kampidoglio, der Engelsburg, der Maria rotonda, und allen ihren übrigen unzähligen Herrlichkeiten, bey irgend einem schrecklichen Erdbeben von der Erde dergestalt verschlungen werden könnte, daß ihre Stätte nicht mehr gefunden würde.

Wie sehr mir auch das Heil der Welt am Herzen liegt, so gestehe ich doch aufrichtig, daß es mich unendlich schwer ankommen würde, für den Untergang der Stadt Rom zu beten, und wenn er gleich die einzige Bedingung desselben wäre. Fern sey es also von mir, auch nur den leisesten Traum vom bloßen Schatten eines solchen Wunsches jemahls in meiner Seele aufkommen zu lassen!

Aber gesetzt nun, (welches alle Schutzgeister der Künste und Alterthümer verhüten wollen!) gesetzt, weil es doch fysisch möglich ist, der

schreckliche Fall hätte sich nun wirklich ereignet, — Rom wäre von der Erde verschlungen, oder (ohne Vergleichung) wie Sodom und Gomorra in eine Art von todtem Meer verwandelt worden: was für Maßregeln könnte und würde die katholische Kirche wahrscheinlicher Weise dann wohl zu ergreifen haben?

Mit der Stadt Rom wären alsdann auch, wie gesagt, die Kathedra Petri, und der magische Fischerring, (der nach dem weltbekannten Siegelring Salomons unstreitig der erste Ring in der Welt ist) die berühmten Schenkungen Konstantins, Pipins und Karls des Großen, die Dekretalen Isidors des Sünders, die dreyfache Krone der überirdischen, irdischen und unterirdischen Gewalt, die vier heiligen Jubelpforten, die Dataria und Rota, und die Wollenweberey und Agnus-Dei-Fabrik der guten Nonnen von Sankt Agnes, aus der Welt verschwunden. Und wenn es nun einmahl so wäre, sollte darüber wohl ein großes Wehklagen unter den Völkern der Erde entstehen? Hätten die übrigen Bischöfe und Prälaten der katholischen Christenheit wohl große Ursache, ihre Kleider zu zerreißen und Asche auf ihre Häupter zu streuen? Sollten und müßten sie nun wohl nichts angelegners haben, als mit vereinigten Kräften so bald als möglich ein neues Rom

und einen neuen Nachfolger des heiligen Peters auf dem Stuhle, worauf dieser nie gesessen, zu erwählen? Würden sie nicht vielmehr — ich rede menschlich, aber hoffentlich nicht thöricht — große Ursache haben, sich dieser Fügung des Himmels in Geduld zu unterwerfen, und, alles wohl überlegt, sich am Ende dankbarlich gefallen lassen, durch diesen unverhofften Zufall alles fernern Kampfes für ihre Rechte überhoben, und in die Freyheit gesetzt zu seyn, die ihnen vermöge der ältesten Kirchenverfassung zukommt?

Aber (höre ich sagen) was würde da aus dem für so nothwendig geachteten Mittelpunkt der Einheit werden? — Wie? Haftet denn dieser Vereinigungspunkt nothwendig an einer einzelnen Person? oder an einem gewissen Stuhle? oder gerade an diesem? Ist der christliche Nahme und das apostolische Symbolum nicht Vereinigungspunkt genug? Und wenn kein Rom mehr wäre, dessen despotischer Geist bey der möglichsten Einförmigkeit seiner Unterthanen einzig interessiert ist: wem wäre dann an einer der ganzen Natur unbekannten und nur durch unnatürliche Gewalt zu erzwingenden Einförmigkeit länger gelegen? Kann Eintracht und Ordnung nicht sehr wohl mit Mannigfaltigkeit bestehen? Entspringt Harmonie nicht aus Mannigfaltigkeit

mit Ordnung? und ist Harmonie nicht schöner als Monotonie?

Doch, sehen wir lieber, ohne uns länger bey einem Einwurf, der doch am Ende von selbst wegfallen würde, aufzuhalten, was aller Wahrscheinlichkeit nach die Folgen dieses großen Falles seyn würden.

Wenn kein Papst mehr ist, so hört natürlicher Weise das päpstliche System mit allen seinen Zuthaten und Auswüchsen von selbst auf. Die Schafe Christi befinden sich nun wieder unter der Aufsicht ihrer Hirten und Oberhirten in der nehmlichen Verfassung, worin sie im vierten und fünften Jahrhundert waren; und es wird dann bloß an den Hirten liegen, sie (mit dem Psalmisten zu reden) auf grünen Auen zu weiden, zu frischen Wasserbächen zu führen, und an keinem Guten Mangel leiden zu lassen.

Sie haben kein ungewisses Ansehen, keine schimärischen Rechte, keine Ansprüche, die von jeder Untersuchung erschüttert werden, weil sie bloß auf Unwissenheit, Aberglauben und Furcht vor Ernulfusflüchen und Scheiterhaufen gegründet sind. Was könnte sie also bewegen das Licht zu hassen, welches sie nicht zu scheuen haben? die Vernunft in Fesseln zu halten, die auf ihrer Seite ist? der Aufklärung zu widerstehen, die eben dadurch, daß sie „die Hauptfestung der

christlichen Religion, mit Aufopferung der unhaltbaren Außenwerke, gegen alle Angriffe der Vernunft sichert," ihrem Ansehen und ihren Rechten unerschütterliche Festigkeit giebt?

Sie haben nichts durch den Aberglauben, nichts durch die Vermischung des reinen Christenthums mit magischem und dämonistischem Unrath, nichts durch wunderthätige Bilder, Teufelsbannerey, fromme Geistermährchen, und dergleichen Albernheiten zu gewinnen; und sie denken zu edel und gut, um sich jemahls zu Erben der Römischen Ablaßkrämerey, Jubeljahre, Apotheosen aberwitziger Mönche und mondsüchtiger Nonnen, talismanischer Amulete, Lorettenbilderchen, Kerzchen und Glöckchen, und anderer solcher verächtlicher Finanzzweige machen zu wollen. Kurz, es wäre (in dem voraus gesetzten Falle) kein Grund zu erdenken, warum sie nicht zu Abstellung jedes erweislichen Mißbrauchs und zu Beförderung jeder erweislichen Verbesserung mit Freuden die Hände bieten, und die Ersten seyn sollten, den oben bemeldeten Kerker zu öffnen, um die gefangene Vernunft — sie, die uns allein einer wahren Religion fähig macht — auf ewig in Freyheit zu setzen, und dadurch, neben tausend andern wohlthätigen Folgen, auch der einzig dankbaren, einzig zu wünschenden Art

von Vereinigung aller christlichen Gemeinen den Weg zu bahnen.

Ich bitte nur noch um eine kleine Geduld, und ich habe — ausgeträumt.

XXI.

Es giebt Dinge, die ihrer Natur nach dergestalt von unserer Willkühr abhangen, daß sie sind oder nicht sind, so bald es uns beliebt, daß sie seyn oder nicht seyn sollen.

Man erlaube mir, dieses durch ein bekanntes Beyspiel zu erläutern.

Als Sankt Paul nach Efesus kam, befand sich unter andern daselbst ein Tempel, der unter die Wunder der Welt gerechnet wurde, und in diesem Tempel ein kleines wohl beräuchertes Bildchen von Eben- oder Rebenholz, das man die große Diana der Efesier nannte, und weit und breit in ganz Asien als ein wunderthätiges Bild göttlich verehrte.

Sankt Paul — der sich bekannter Maßen seiner Vernunft gegen den Aberglauben der Heiden mit großer Freyheit zu bedienen pflegte, ohne sich darum zu bekümmern daß die armen Leute ihren Wahnglauben für den wahren Glauben hielten — Sankt Paul also nahm sich die Freyheit, einigen Efesiern zu sagen, „Bilder, die von Händen gemacht wären, könnten

nicht Götter seyn," — und es fehlte nicht an Leuten, denen dieses Räsonement sehr einleuchtend vorkam.

Nun befand sich aber ein gewisser Demetrius in dieser Stadt, dem sehr viel daran gelegen war, daß die große Diana der Efesier noch fernerhin eine Göttin bliebe: denn er hatte eine Fabrik von kleinen silbernen Dianentempelchen, die von den Fremden, wovon es in dieser Hauptstadt Asiens beständig wimmelte, gekauft zu werden pflegten; und diese Fabrik ging so stark, daß das ganze ehrsame Goldschmids-Handwerk zu Efesus in Arbeit und Verdienst dadurch gesetzt wurde.

Demetrius versammelte also alle seine Arbeiter, und stellte ihnen die Gefahr vor, worein ihre Fabrik durch Sankt Pauls Vernunftschlüsse gerathen wäre. „Es will, sagte er, nicht allein mit unserm Handel dahin gerathen, daß er nicht gelte, sondern auch der Tempel der großen Göttin Diana wird für nichts geachtet, und wird dazu ihre Majestät untergehen, welcher doch ganz Asia und der Weltkreis Gottesdienst erzeigt."

Man begreift, warum die Majestät der großen Göttin Diana dem frommen Manne so sehr am Herzen lag, und niemand wird sich darüber wundern, daß diese Goldschmids-Synode sich damit endigte, daß sie alle voll

Zorns wurden, und aufschrieen: Groß ist die Diana der Efesier!

In kurzem brachten sie die ganze Stadt in Aufruhr. Das Volk stürmte dem Amfitheater zu, das Getümmel nahm überhand, und als die Leute endlich hörten warum es zu thun sey, schrie der Pöbel zwey Stunden lang an Einem fort, groß ist die Diana der Efesier: bis endlich der Kanzler, durch eine sehr verständige und eines Erzkanzlers von Germanien würdige Rede, das Volk wieder beruhigte und nach Hause schickte.

Ich kenne kein besseres Beyspiel, meinen obigen Satz ins Licht zu setzen, als dieses. Die hölzerne Diana der Efesier war eine Göttin oder war keine Göttin, je nachdem die Efesier wollten. Und warum dieß? Weil sie wirklich, Scherz bey Seite, nur ein hölzernes Bild von einer kleinen, häßlichen, viel gebrüsteten Zigeunerin, und also keine Göttin war. Indessen so lange sie dafür gehalten wurde, war es in gewissen Stücken eben so, als ob sie es wirklich gewesen wäre.

Wir wollen billig seyn. — Die Asiarchen, die Häupter der Stadt Efesus, der Kanzler, und ihres gleichen, wußten ohne Zweifel so gut als wir, was an der Sache war: indessen hatten sich die Efesier von alten Zeiten her eine Ehre daraus gemacht, die Neokoren der großen

Diana zu heißen, und ihr prächtiger Tempel verschaffte der Stadt Ansehen und einen einträglichen Zulauf von vielen Fremden; sie hatten also politische und kameralistische Gründe, als etwas unwidersprechliches (wie sich der Herr Kanzler von Efesus ausdrückt) anzunehmen, nicht daß ihre Diana wirklich eine Göttin sey, aber, „daß die Stadt Efesus die Pflegerin der großen Diana und des vom Himmel gefallnen Bildes sey.“ —

Bey dem gemeinen Volke war die Gottheit ihrer Diana, an deren Verehrung sie von Kindesbeinen an gewöhnt worden waren, eine ausgemachte Sache; und es fiel ihnen so wenig ein, sich Einwürfe gegen diesen Glauben zu machen, als dem Volke zu Loretto, zu zweifeln, daß ihre Santa Kasa durch eine Gruppe von Engeln von Nazareth nach Loretto getragen worden sey.

Aber die Goldschmiede hatten ein ganz anderes Interesse, Bekenner und Verfechter der Gottheit der Diana zu seyn; und sie hätten im Herzen nicht mehr daran glauben können als Cicero an sein Augurat, ohne daß sie, so lange ihre Tempelchen gekauft und gut bezahlt wurden, weniger laut zusammen geschrieen hätten: Groß ist die Diana der Efesier!

Setzen wir nun aber den Fall, die Regenten der Stadt Efesus hätten einen sehr

großen und dringenden Beweggrund (den sie freylich nicht hatten) gehabt, daß ihre Diana keine Göttin mehr seyn sollte: was würden sie wohl gethan haben?

Die Unternehmung wäre allerdings großen Schwierigkeiten unterworfen gewesen: aber mit Zeit und Geduld sind schon schwerere Dinge zu Stande gekommen. Vermuthlich hätten sie vor allen Dingen den Goldschmieden eine andere einträgliche Arbeit gegeben. — Sankt Paul und seine Gehülfen auf der einen, die Filosofen, die Luciane und ihres gleichen auf der andern Seite, hätten alsdann freye Erlaubniß erhalten, über die Sache zu räsonieren, und am Ende auch (nur mit Witz und Urbanität) zu scherzen so viel ihnen beliebt hätte; und das Volk, das mit allen seinen Fehlern und Unarten doch mehr Menschenverstand hat als man ihm zutraut, würde unvermerkt so umgestimmt worden seyn, daß es ganz gelassen eine Anstalt nach der andern hätte machen sehen, um die Weissagung des ehrlichen Demetrius in Erfüllung zu bringen.

XXII.

Ich hoffe, man wird es mir nicht als einen Mangel an Ehrerbietung gegen gekrönte Häupter ausdeuten, wenn ich sage, daß gewisse Meynungen, die seit den Zeiten Papst Gregors

des Siebenten nach und nach von Mönchen, Jesuiten, und andern Klienten des Römischen Hofes ausgebrütet worden sind, und durch die erstaunlichen Prätensionen des besagten Hofes eine Art von Scheinbarkeit erhalten haben — z. B. daß ein jeweiliger Papst Gott auf Erden oder wenigstens ein Mittelwesen zwischen Gott und Mensch sey, daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden habe, daß er Unrecht zu Recht machen könne, daß er über alle Gesetze sey, Könige ab- und einsetzen könne, und was dergleichen propositiones male sonantes mehr sind — daß, sage ich, diese und ähnliche Meynungen, eben so wie die Gottheit der Diana, von unserm Belieben sie zu glauben oder nicht zu glauben abhangen.

Sankt Paul würde unfehlbar, aus dem ganz simpeln Grunde — „ein Mensch, wie wir andern, könne, so wenig als ein hölzernes Bild, ein Gott oder Halbgott seyn“ — sich für das Nichtglauben entschieden haben.

Wir stoßen also, wenn ich so sagen darf, gleichsam mit der Nase auf die Auflösung des großem Problems, das von vielen für so schwer als die Verfertigung des Steins der Weisen gehalten wird; und ich brauche es kaum zu sagen, daß der Römische Bischof weder mehr noch weniger als der Erste unter den abendländi-

schen Bischöfen, seinen Brüdern, seyn würde, so bald man für gut fände, sich über diesen Punkt lediglich an erwiesene Fakta, alte Urkunden, gesunde Vernunft und Natur der Sache zu halten.

Und damit wäre vielleicht viel gewonnen! Denn so könnte alles Gute, was eine ziemlich natürliche Folge eines plötzlichen Untergangs der Stadt Rom wäre, erhalten werden, ohne daß man es eben mit dem Umsturz des Vatikans, der Peterskirche, des Museum Klementinum, der Villa Borghese u. s. w. so übermäßig theuer erkaufen müßte. Man dürfte sich nur entschließen, in allem gerade so zu verfahren als ob das Unglück geschehen wäre; so würde wahrscheinlicher Weise auch alles so erfolgen, und beynahe eben so leicht, wenn auch etwas langsamer, in seine alte und natürliche Ordnung kommen.

Ein Erdbeben würde freylich schneller wirken, und eine Menge Bedenklichkeiten und Schwierigkeiten auf einmahl applanieren; so wie ehemahls die Gothen, da sie unter dem heillosen Kaiser Gallienus den Tempel der Diana von Efesus verbrannten und zerstörten, ihrer Gottheit auf einmahl ein Ende machten: aber ich gestehe, daß ich diese heroischen Mittel nicht liebe; und ich möchte der Vernunft zu Ehren wünschen, daß eine so glückliche Veränderung vielmehr ihr Werk als die blinde Wirkung empörter Elemente seyn möchte.

Im Grunde würde es auch, in mehr als Einer Rücksicht, besser seyn. Man erinnert sich vermuthlich, was für ein höchst ehrwürdiger und liebenswürdiger Mann der Papst Pius der Sechsundzwanzigste (oder wie er heißt) im Jahre 2440 seyn wird — wie so ganz und gar er der Gegenfüßer eines Gregors des Siebenten, eines Johannes des Zwölften und Zweyundzwanzigsten, eines Klemens des Fünften, Alexanders des Sechsten, Julius des Zweyten, Leo des Zehnten u. s. w. — kurz, der größten Zahl seiner Vorfahrer ist — und wie vollkommen dieser vortreffliche Pontifex Maximus durch seine Aufklärung, Weisheit, Güte, Bescheidenheit und Uneigennützigkeit der hohen Würde eines ersten Priesters und allgemeinen Vaters der Christenheit Ehre macht. — Dazu könnte es nun, mittelst meines demüthigen Vorschlags, noch vor dem Jahre 2440 kommen: und wie ersprießlich für die Kirche und die Welt wäre nicht eine solche Verwandlung! Ihre heilsamen Folgen sind so wichtig und ausgebreitet, daß ein Freund der Menschheit sich kaum erwehren kann, ungeduldig darüber zu werden, wenn die Maulwurfshügel, die ihr im Wege stehen, noch immer für unersteigliche Berge angesehen werden.

In der That sehe ich nur Einen erheblichen Einwurf, der gegen das obige Mittel, diese

wünschenswürdige Revoluzion zu beschleunigen, gemacht werden könnte — nehmlich: „daß dadurch die mannigfaltigen Besteurungen und Tribute wegfallen dürften, welche die Nachfolger Hildebrands (denn Sankt Peter hatte und begehrte weder Silber noch Gold) von dem blinden Glauben, dem blinden Gehorsam und allen übrigen blinden Sündern der Ultramontaner bisher gezogen haben.“ Allein, da es bey mehr besagtem Vorschlage nicht darauf abgesehen ist, die Fürsten der Kirche ihrer rechtmäßigen und wohl erworbenen Temporalien berauben zu wollen: so blieben dem Administrator des Kirchenstaates, bey einer besser eingerichteten Wirthschaft, auch ohne jene fremden Zuflüsse, noch immer Einkünfte genug übrig, seine erhabene Würde mit Anstand zu behaupten, und die Peterskirche nebst den übrigen sechs Basilisken zu Rom in baulichen Ehren zu erhalten.

Falls nicht etwa die heimlichen und öffentlichen Verschwörungen, die unter allerley Nahmen, Anstalten und Vorspiegelungen gegen die gesunde Vernunft gemacht werden, uns unversehens wieder in die Barbarey und Finsterniß der Hildebrandischen Zeiten zurück werfen sollten: — so ist zu hoffen, daß mit zunehmendem Tage die Augen, und so Gott will, auch die Hände und Füße sich immer mehr stärken werden; und so könnte denn wohl am Schlusse

des neunzehnten Jahrhunderts manches zur Wirklichkeit gediehen seyn, was man am Schlusse des achtzehnten mit dem gelindesten Nahmen — Träume eines radotierenden Weltbürgers nennen wird.

XXIII.

Nach dieser kleinen Abschweifung — die uns, denke ich, nicht sehr weit von unserm Wege abgeführt hat — kehre ich dahin zurück, wo ich am Schlusse des vierzehnten Abschnitts in meiner Gedankenfolge stehen blieb.

Wenn eine gute Anstalt ihren Zweck so gröblich verfehlt hat, daß gerade das Gegentheil von dem, was sie bewirken sollte, heraus gekommen ist, so sind (wenn ich nicht sehr irre) nur zwey Dinge zu thun: „Man muß entweder die gute Anstalt völlig eingehen lassen,“ — und dieß wäre thöricht, wofern man nicht gewiß wäre, etwas andres an ihre Stelle setzen zu können, das den Nutzen, den sie schaffen sollte, gewisser und besser schaffen würde; — oder „man muß so lange nachforschen, woran es liegt daß sie ihren Zweck verfehlte, bis man es ausfündig gemacht hat, und alsdann dem entdeckten Uebel durch die zweckmäßigsten Mittel aufs schleunigste abzuhelfen suchen.“

Ist aber das Gute, aus welchem wider seine Natur Böses heraus gekommen ist, von solcher Art, daß es, erstens, nicht von uns ab-

hängt, ob es da seyn oder nicht da seyn soll; ist, zweytens, die Sache so beschaffen, daß sich jedermann durch bloßes Aufthun seiner Augen überzeugen kann, das Uebel sey bloß daher gekommen, „weil sich mit jenem Guten etwas Böses vermischt hatte, daß nicht nur die heilsamen Wirkungen desselben hinderte, sondern es durch seine Beymischung sogar in ein verderbliches Gift verwandeln mußte;“ und ist es endlich, drittens, eben so augenscheinlich, daß es völlig in unsrer Gewalt steht, und im Grund eine leichte und mit wenig oder gar keiner Gefahr verbundene Operazion ist, dieses Böse, das so heillose Wirkungen gethan hat, von dem Guten, wenigstens bis auf einen solchen Grad der Reinheit des letztern, abzuscheiden, daß es schlechterdings nicht möglich ist es weiter darin zu bringen: so ist, däucht mich, die Frage, „was also zu thun sey?“ für Leute, die bey ihren fünf Sinnen sind, keine Frage mehr. Und wenn (alles dieß vorausgesetzt) dem Uebel gleichwohl nicht abgeholfen wird: so wissen wir wenigstens, was wir von dem Verstande oder dem guten Willen der moralischen Aerzte und Apotheker, die zu Heilung unsrer moralischen Gebrechen angestellt sind, zu denken haben; und dann möchte es auch wohl Zeit werden, mit Ernst darauf zu denken, wie wir uns selber helfen wollen.

XXIV.

Nun zur Anwendung dieser ziemlich unwidersprechlichen praktischen Wahrheiten auf unsern vorhabenden Gegenstand!

So weit uns die Geschichte in die ältesten Zeiten zurück sehen läßt, sehen wir Religion und Aberglauben überall dicht neben einander aufwachsen, und diesen, gleich einer üppig aufschießenden parasitischen Pflanze, jene umschlingen, ihr nach und nach allen Saft entziehen, und sogar durch seine Einflüsse den Früchten, wodurch sie dem menschlichen Geschlechte wohlthätig seyn konnte, seine eigene giftige Beschaffenheit mittheilen.

Da hier schlechterdings alles darauf ankommt, uns von der Religion einen von allem Aberglauben, von allem, was Hang zur Sinnlichkeit, Fantasie, Leidenschaften und Priesterkünste beygemischt haben, gereinigten Begriff zu machen: so kann ich mir unter diesem Worte nichts andres denken, als den Glauben an ein unerforschliches Urwesen, durch welches alle Dinge bestehen, und nach unveränderlichen Gesetzen der vollkommensten Gerechtigkeit, oder (was eben dasselbe sagt) der vollkommensten Güte und Weisheit, in Ordnung erhalten werden — verbunden mit dem Glauben der Fortdauer unsers eigenen, uns nicht

minder unerforschlichen Grundwesens, mit Bewußtseyn unsrer Persönlichkeit und einem solchen Fortschritt zu größerer Vollkommenheit, der durch unser Verhalten in diesem Leben modificiert wird.

Von diesem Glauben behaupte ich: daß er 1) ein moralisches Bedürfniß der Menschheit sey;

2) daß seine Wurzel so tief in unsrer Natur liege und gleichsam mit allen Fasern derselben so verschlungen sey, daß man, um sie im Menschen gänzlich auszurotten, den Menschen selbst zerstören müßte;

3) daß er durch die Vernunft hinlänglich unterstützt werde, um den Nahmen eines vernünftigen Glaubens zu verdienen; und

4) daß er, in so fern er von Aberglauben oder Dämonisterey frey bleibt, nicht nur ganz unschädlich, sondern dem menschlichen Geschlechte höchst wohlthätig und in gewissem Sinne unentbehrlich sey.

XXV.

Unglücklicher Weise war es in der Verfassung und den Umständen, worin sich die Menschen der ältesten Zeiten befanden, nicht möglich, daß ihre Religion — wenn wir auch annehmen,

es sey eine Zeit gewesen, wo sie (so viel es die Schwäche des kindischen Alters der Menschheit zuließ) einfältig und rein war — sich lange in dieser Lauterkeit hätte erhalten können.

Rohe sinnliche Menschen verlangten einen sichtbaren und palpabeln Gott. Durchdrungen von einem mächtigen aber dunkeln Gefühl des Göttlichen in der Natur, aber unfähig, dieses Gefühl zu einem reinen Vernunftsbegriff zu erheben, füllten sie die ganze Welt mit göttlichen Naturen an, und bildeten sich ihre Götter nach ihrem Bedürfniß. Sie hatten Götter nöthig, die zu ihnen herab stiegen, mit ihnen sprächen, sich ihrer Angelegenheiten annähmen, ihnen jagen und fischen hälfen, im Kriege vor ihnen her zögen, und ihnen in zweifelhaften Fällen sagten was sie thun oder nicht thun sollten.

Da sie so viel von ihren Göttern verlangten und erwarteten, fanden sie es billig, auch auf ihrer Seite etwas für die Götter zu thun, und ihnen ihre Dankbarkeit und Ehrfurcht durch Opfer, Gelübde, Schenkungen, Denkmähler, Tempel, Statuen, u. s. w. zu bezeigen.

Unvermerkt gewöhnten sich die Menschen an die täuschende Vorstellung, daß sie alles Gute, was ihnen die Natur und der Zusammenhang der Dinge entweder freywillig oder als die Frucht ihres eigenen Verstandes und Fleißes schenkte, als

willkührliche Geschenke gewisser Gottheiten betrachteten.

Aber die Natur war von jeher beynahe eben so geschäftig, den Menschen Böses als Gutes zu thun: alle dem Menschen schädliche und verderbliche Naturwirkungen wurden also ebenfalls den Göttern zugeschrieben. Erdbeben, Ueberschwemmungen, Mißwachs, Hunger, verderbliche Seuchen, schreckende und die Hoffnung des Landmanns zerstörende Gewitter, u. s. w. wurden als Ausbrüche ihres Zorns betrachtet, der durch bekannte oder unbekannte Vergehungen und Beleidigungen gereizt worden sey. Dieß ging endlich so weit, daß bey vielen Völkern sogar gewisse lasterhafte Leidenschaften und Handlungen, wenn sie ungewöhnliches Unglück über ganze Familien und Völkerschaften brachten, als Folgen des Zorns irgend einer beleidigten Gottheit betrachtet wurden. Die berüchtigte Familie des Tantalus und Pelops bey den Griechen ist ein weltbekanntes Beyspiel hiervon.

XXVI.

Götter, die auf so vielfältige Art in das Schicksal der Menschen verflochten waren, von denen man so viel hoffte und so viel fürchtete, die man so oft zu versöhnen hatte oder seinen Unternehmungen günstig machen wollte, konnten nicht

lange ohne Priester, d. i. ohne Mittelspersonen, Prokuratoren und Sachwalter der armen Sterblichen bey jenen höhern Wesen, — und Priester nicht lange ohne Theologie seyn.

Da die Vernunft nur sagen kann was Gott nicht ist, aber auf die Frage, was er sey, in Verlegenheit geräth, und entweder stammelt oder verstummet: so würde es eben keinen großen Künstler bedürfen, um die ganze Theologie der Vernunft auf ein Hirsenkorn zu gravieren.

Natürlicher Weise konnten Priester sich mit einer so kompendiösen Götterkenntniß nicht behelfen. Sie mußten mehr von ihren Principalen wissen als gemeine Menschen; und woher hätte ihnen diese geheime Wissenschaft kommen können als von den Göttern selbst? Diese offenbarten sich ihnen in Träumen, durch Erscheinungen, oder auf andere Art; und bald sah man aus dieser übernatürlichen Quelle jene berühmten priesterlichen und magischen Wissenschaften entspringen, auf welche die Filosofie freylich nie gekommen wäre, wozu sie aber doch wenigstens den Schlüssel hat: die Theorie der guten und bösen Geister, der himmlischen, elementarischen und höllischen Dämonen; die Wissenschaft der Opfer, Aussöhnungen und Inizіazionen; die Wissenschaft sich die höchsten Götter gnädig, die

guten Dämonen günstig, die bösen unterwürfig zu machen; die Wissenschaft Träume auszulegen und zukünftige Dinge aus gewissen Zeichen, wodurch die Götter sie uns andeuten, vorher zu sagen; die Wissenschaft durch Amulete, Zauberworte, Zauberlieder und andere geheimnißvolle Mittel Krankheiten zu heilen, u. s. w.

So wurden die Priester nach und nach zu Wahrsagern, Zeichendeutern, Aerzten und Wundermännern; so kam das Schicksal ganzer Völker, das Glück und Unglück der Familien, und sogar das Leben der Menschen in ihre Gewalt; so bemächtigten sie sich der zwey stärksten Triebfedern der menschlichen Natur, der Furcht und der Hoffnung, um über unwissende Wilde und Barbaren unumschränkt zu herrschen; kurz, so wurde aus Religion Dämonisterey, aus Priesterthum Magie.

Beide walteten unter allerley Nahmen und Modifikazionen über den Erdboden, als die christliche Religion entstand, und, durch eine beym ersten Anblick erstaunliche, bey unbefangener Untersuchung aber sehr begreifliche Revoluzion, der Vielgötterey in dem ganzen Umkreise des alten Römischen Reichs ein Ende machte, um auf die Trümmer der alten Religion eine neue Art von Theokratie und Hierarchie

zu gründen, die sich durch die wohlthätigsten Absichten ankündigte und beliebt machte. Aber, wie himmlisch auch ihr Ursprung, wie wohlthätig ihr Zweck, wie einfach und unschuldig ihre Mittel waren, sie wurde — unter Menschen — durch Menschen ausgebreitet, und konnte also nicht lange so rein bleiben, wie sie aus ihrer ersten Quelle geflossen war.

Die Vorsteher der Gemeinen lernten bald genug durch die Leichtigkeit, womit sie sich der Herzen zu bemächtigen gewußt hatten, die Schwäche der Menschen und die Stärke ihrer eigenen Hülfsmittel kennen; und wie hätte der Bischof der Hauptstadt der Welt nicht endlich verleitet werden sollen, die Macht eines gewissen wundervollen Doppelschlüssels immer weiter auszudehnen? Unglücklicher Weise bediente man sich derselben mit so wenig Bescheidenheit, daß ihr Einfluß und ihre Oberherrschaft endlich drückender, schädlicher, grausamer und verderblicher für die Humanität und die bürgerliche Gesellschaft wurde, als es der in seiner eigenen unverlarvten Gestalt herrschende Dämonismus und Magismus nie gewesen war.

XXVII.

Man weiß, — bringt es aber öfters bey den wichtigsten Gelegenheiten viel zu wenig in An-

schlag, — wie mächtig Gewohnheit und Vorurtheile, in denen wir aufgewachsen sind, über den gemeinen Menschenverstand tyrannisiren: und wie sollten sie — sie, die uns fähig machen gegen das Zeugniß unsrer eigenen Sinne zu glauben — nicht die Gewalt haben unsre Vernunft zu fesseln, und uns zum Beyspiel in einem Buche, für dessen Buchstaben man uns schon die tiefste Ehrfurcht eingeprägt hat, ehe wir den Sinn und Geist desselben zu fassen, ja nur zu ahnden fähig waren, nicht Dinge verborgen bleiben lassen, die einem jeden ganz unbefangenen Menschen beym ersten Lesen desselben in die Augen springen?

Es soll mich also nicht wundern, wenn das, was ich jetzt sagen werde, vielen meiner Leser anstößig wäre, wiewohl es darum (wenigstens meiner Ueberzeugung nach) nicht weniger wahr ist — und das ist: daß zwischen dem Geist und Zweck Jesu, — so wie er sich uns in dem größten Theile der vier Evangelien darstellt, in welchen alles, was wir von seiner Person und Geschichte wissen, enthalten ist, — und zwischen einigen Dingen die Er gesagt und gethan haben soll, eine so auffallende Disharmonie, ein so starker Widerspruch obwaltet, daß es beynahe unmöglich, wenigstens gegen alle Regeln der Kritik ist, zu glauben, daß er diese letztern Dinge wirklich gesagt und gethan habe.

Meine Gedanken über dieses Fänomen ausführlich zu entwickeln, würde mich hier zu weit führen, und bleibt auf eine andre Gelegenheit ausgesetzt; ich sage also zu meiner dermahligen Absicht nur so viel, und hoffe, daß wenigstens mancher, der die Evangelien mit etwas mehr als gewöhnlichem Nachdenken gelesen hat, (denn gewöhnlich werden sie ohne alles Nachdenken gelesen) darin mit mir einstimmig seyn werde: daß Christus zwar die Religion seines Volkes habe reinigen und verbessern, aber keine eigentlich neue, noch weniger eine neue politische Religionsverfassung, am allerwenigsten aber die, welche mehrere Jahrhunderte nach seinem Tode auf dem von seinen Jüngern schon gelegten Grunde nach und nach aufgeführt wurde, habe stiften wollen.

Die Religion, von welcher Er zugleich Lehrer und Vorbild war, die, welcher der Nahme der Christlichen, das ist der Religion Christi, im eigentlichsten Sinne zukommt, ist kein Institut das einen Theil der bürgerlichen Verfassung ausmacht, sondern bloße Angelegenheit des Herzens. Sie ist ganz auf das Verhältniß zwischen Gott, als allgemeinem Vater der Menschen, und diesen, als seinen (gutartigen oder verkehrten, gehorsamen oder widerspenstigen) Kindern gegründet. Sie erhebt das dunkle Gottesgefühl, das der menschlichen

Natur angeboren und eigen scheint, zu der einfachsten, humansten, der Gottheit würdigsten, und dem Bedürfniß der Menschheit angemessensten Vorstellung von Gott, reinigt sie von allem dämonistischen und magischen Aberglauben, und macht sie in jeder menschlichen Seele, in welcher sie lebendig und herrschend wird, zu einer unversieglichen Quelle von grenzenlosem Vertrauen auf Gott, von Liebe alles Guten, von allgemeiner Humanität, von aushaltender Stärke im Unglück, von Mäßigung und Bescheidenheit im Wohlstand, von Geduld im Leiden, von Geringschätzung alles dessen was uns die Weisheit gering schätzen lehrt, von innerm Frieden des Herzens, Zufriedenheit mit dem Gegenwärtigen, und immer währender Hoffnung einer bessern Zukunft. — Seine Religion war ächte Theosofie, im einfachsten Sinne dieses Wortes. — Gott war ihm Alles in Allem, Alles in der Natur, Alles in ihm selbst. Daher das Reich Gottes, dessen Annäherung er ankündigt, wozu er alle Menschen einladet, wozu alle berufen, aber wenige auserwählt sind: weil ihm unverborgen war, daß nur wenige Menschen so einfältigen Sinnes und guten Willens sind, um mit ganzer Seele in diese seine Vorstellungsart und Gesinnungen einzugehen und ihm in allem diesem — das ist in allem, was er mit den weisesten und besten Menschen, die jemahls lebten,

gemein und was er vor ihnen voraus hatte — gleichförmig zu werden, und also den Nahmen seiner Jünger im eigentlichen Verstande zu verdienen. Alle konnten und mußten dazu eingeladen werden: aber die Natur der Sache brachte es mit sich, daß diejenigen, die wirklich mit ihm Eines Sinnes und Geistes waren, nur eine kleine Gesellschaft von Brüdern ausmachten; und eben in dieser kleinen Anzahl und in der Einförmigkeit ihres innern Sinnes lag der Grund der brüderlichen Gleichheit, die er unter ihnen einführte, und der engen liebevollen Verbindung, worin sie, als Kinder Eines Vaters, unter einander lebten oder leben sollten.

XXVIII.

Indem ich mir diese Vorstellung von der Religion Jesu und der ersten Brüdergemeine, deren Stifter er war, mache, begehre ich keineswegs zu läugnen, daß es in der Folge nicht möglich sollte gewesen seyn, eine mit den Grundsätzen und der Moral desselben übereinstimmende Volks- und Staats-Religion zu gründen, die von allem dämonistischen und magischen Aberglauben rein hätte bleiben können. Ja ich glaube nicht zu weit zu gehen, wenn ich sage, daß sich sogar eine

auf jene Grundsätze gebaute hierarchische Religionsverfassung denken (nur nicht so leicht ins Werk stellen) lasse, die von allen Priesterkünsten, aller tyrannischen Priestergewalt, Herrschaft über die Gewissen, Unterdrückung der Vernunft, Intoleranz, ungebührlicher Einschränkung der Vorstellungen, die man sich von den übersinnlichen und unbegreiflichen Dingen zu machen habe, und so weiter, mit Einem Worte, von der ganzen Litaney der Mißbräuche, die seit so vielen Jahrhunderten unter der so genannten Christenheit im Schwange gingen, frey wäre; — wie denn etwas diesem von fern ähnliches seit den Zeiten der Königin Elisabeth in England zu sehen ist.

Wie schön aber auch das Ideal seyn möchte, welches man auf diese Möglichkeit bauen könnte, — dieß wenigstens ist unwidersprechlich: daß von des ersten Konstantins Zeiten an (ja schon lange zuvor) das Christenthum und seine kirchliche Verfassung sich von dem Geiste dessen, nach welchem es sich nannte, immer mehr und mehr entfernte; daß es beynahe in allem das Gegentheil dessen wurde, was es hatte seyn sollen; und daß eine allgemeine gründliche Verbesserung endlich der große Gegenstand mehr als Einer Kirchenversammlung, und der sehnliche Wunsch aller Layen, ja sogar eines beträchtlichen Theils des Klerus, wurde.

XXIX.

Diese *Kirchenverbesserung*, — die schon so lange *für nöthig gehalten*, mehrmahls *angefangen*, von Rom aus immer wieder *hintertrieben*, aber selbst durch alle diese Bewegungen nicht weniger, als durch die Einflüsse der wieder erweckten Griechischen und Lateinischen Litteratur, *vorbereitet* worden war, — ereignete sich endlich in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit dem bekannten Erfolge; wiewohl unter so heftigen Erschütterungen, unter einem so hartnäckigen Widerstande der herrschenden Partey, und so vielen wilden Ausbrüchen fanatischer Leidenschaften auf beiden Seiten, daß die errungnen Vortheile mit dem Preise, den sie gekostet haben, in gar keiner Proporzion ständen, wofern die Verbesserung *auf halbem Wege stehen bleiben*, und nicht mehr *wahrer Gewinn für die Menschheit* davon heraus kommen sollte, als woran sich diejenigen genügen lassen, die alle fernere Verbesserung unnöthig finden, ja wohl gar die bloße Meynung, *daß das angefangene Werk noch weit von seiner Vollendung sey*, für frevelhaft erklären.

In keinem andern Jahrhundert, selbst in den scheußlichen Zeiten der *Kreuzzüge*, der Waldenser-Verfolgung und der Ausrottung der Tempel-

herren, sind der Religion in allen Theilen von Europa zahlreichere Hekatomben von Menschenopfern geschlachtet worden, als in diesem. Kein anderes bietet reichhaltigern Stoff zu Betrachtungen über den gewaltigen Einfluß der Religion auf das zeitliche Wohl und Weh der Menschen dar!

Können wir, beym Ueberblick des unermeßlichen Elendes, das in diesen schrecklichen Zeiten durch Intoleranz, hierarchische Tyranney, fanatischen Neuerungs- und Empörungsgeist, wüthenden Eifer der neuen, kaltblütige Grausamkeit der alten Partey, theils aus wirklicher religiöser Leidenschaft, theils unter der Larve der Religion, über Europa gebracht worden ist, — einen auffallendern, einleuchtendern Beweis verlangen, wie unendlich viel der menschlichen Gesellschaft daran gelegen sey, durch die möglichste Reinigung der Religion auch der bloßen Möglichkeit zuvorzukommen, daß wir oder unsre Nachkommen solche Gräuel, solche Unmenschlichkeiten, solche Teufeleyen um Gottes willen, wieder erleben könnten?

XXX.

„Dazu, sagt man, wird es so leicht nicht wieder kommen. Der Geist der Toleranz, der in unsern Zeiten herrschend geworden ist, und

selbst in Ländern, wo er die Oberhand noch nicht gewonnen, doch die Art mit den Glaubensdissidenten zu verfahren sehr gemildert hat, ist uns Bürge dafür."

Gut! Aber wer bürgt uns für diesen Geist der Toleranz selbst? Von wie langer Dauer wird sein Reich, von welcher Stärke wird seine Macht gegen Aberglauben und Fanatismus seyn, wenn diese Duldung — deren bloßer Nahme schon wider sie zeugt — nur eine momentane Folge vorüber gehender Eindrücke einiger Modeschriften, nicht die natürliche Frucht wahrer allgemein verbreiteter Aufklärung und Ueberzeugung ist? Wenn sie bloß von der Denkart, oder Laune, oder Bonhommie, oder Gleichgültigkeit der Regenten, und von der zufälligen Schwäche über ihre Unmacht heimlich seufzender Molochspriester, abhängt, anstatt auf dem festen Grunde der allgemeinen Vernunft und auf unwiderruflichen Staatsgesetzen zu beruhen? Kurz, was für Ursache haben wir, uns für sicher zu halten, wenn der wüthende unbezähmte Tieger — nur schläft, anstatt, wie der Dedschial der Muhamedaner, wenigstens bis zum Weltgerichte mit unzerreißbaren Ketten gefesselt zu seyn?

Gegen eine Partey, bey welcher die Into-

leranz (in gewissem Sinne) sogar ein Grundartikel ihrer Religion ist, kann uns, so lange sie bey dieser Denkart beharret, nichts als unsere politische Macht sicher stellen. Aber worauf gründet sich unsre innere Sicherheit? Und was schützt uns gegen die Intoleranz der abergläubischen Anhänglichkeit an alte Terminologie und Formulare, gegen den fanatischen Eifer für die vermeinte Sache Gottes u. s. w. in unserm eigenen Mittel?

Die unter uns im Schwang gehende Gleichgültigkeit gegen die Religion ist eine sehr unzuverläßige, von dem leichtesten Anstoß zusammen fallende Schutzwehre. Wer mit der Geschichte der Menschheit und Religion bekannt ist, kann unmöglich gleichgültig darüber seyn, in welchem Zustande sich eine Sache befinde, die in den Händen des Thoren, des Schwärmers, des Tartüffen, so bald er mit einigem Ansehen bekleidet ist und Einfluß hat, zum Werkzeuge so vieles Unheils werden kann. Die Erfahrung unsrer eignen Zeit könnte und sollte uns belehren, daß diese Gleichgültigkeit, die dem ansehnlichsten und aufgeklärtesten Theile der Gesellschaft eine Zeit lang die Augen gegen viele ihrer Aufmerksamkeit würdige Dinge verschloß, von den Antipoden der Vernunft sehr vortheilhaft benutzt wurde, und daß sie gerade der Schatten ist, worunter alle Arten von religiösem Unkraut am besten gedeihen.

Vielleicht braucht es nicht mehr als noch funfzig Jahre wie die letzt verfloßnen, um es dahin zu bringen, daß Schwärmer und Zeloten unsern Nachkommen nicht mehr Freyheit zu denken und zu glauben übrig lassen, als die heilige Inquisizion den Einwohnern von Goa. So lange der Gebrauch dieser Freyheit bloß zufällige Duldung ist; so lange das Recht der Protestanten „an unbeschränkte Gewissensfreyheit und unbeschränkte Untersuchung aller menschlichen Meynungen, Auslegungen und Entscheidungen in Glaubenssachen“ nicht als etwas Ausgemachtes anerkannt, sondern den einen noch ein Problem, den andern sogar Ketzerey ist: so lange haben wir wenig Ursache, uns vor einem Rückfall unter das Joch, das unsre Väter nicht ertragen konnten, sicher zu glauben.

XXXI.

„Aber wie kann, (sollte man billig fragen) wie kann jenes Recht, auf welchem selbst die Existenz der Protestanten beruht, in ihrem eigenen Mittel noch problematisch seyn? Wo ist die Urkunde, durch welche diejenigen, die sich selbst in Freyheit gesetzt hatten, ihre Nachkommen zu neuen willkührlichen Fesseln verurtheilt hätten? Oder, wenn es eine solche Urkunde gäbe, welche Verbindlichkeit könnte

sie für uns haben? Wer kann im Nahmen seiner Kinder auf den künftigen Gebrauch ihrer Vernunft Verzicht thun? Unter welchem Vorwande könnte eine so unnatürliche Enterbung jemahls Statt finden? Das Recht, wovon hier die Rede ist, wenn sie selbst es hatten, mußten sie auch uns hinterlassen: denn es war entweder Naturrecht oder nichts."

Unsere Väter im sechzehnten Jahrhundert warfen das Joch des blinden Glaubens ab, das die ihrigen so lange ziemlich ruhig getragen hatten. Sie erinnerten sich der heilsamen Ermahnung des Profeten, „seyd nicht wie Roß und Mäuler, die nicht verständig sind," und fingen an zu merken, daß die sehr reellen Uebel, von denen sie zu Boden gedrückt wurden, bloße Folgen einer Art von Bezauberung seyen, welche in dem Augenblick vernichtet ist, da man aufhört, sich für bezaubert zu halten. Vorurtheile, die durch alles, was man sah und hörte, von Kindheit an den Gemüthern eingeprägt worden waren, Wahnbegriffe, die durch alle Schrecken des zeitlichen und ewigen Feuers gegen den bloßen Gedanken sie zu bezweifeln so lange gesichert gewesen waren, — wurden vor den Richterstuhl der Vernunft gezogen, in Untersuchung genommen, und so, wie sie für das was sie waren, für Vorurtheile und Wahnbegriffe erkannt wurden, verworfen. Tradizion,

Besitz von undenklichen Zeiten her, Entscheidungen von St. Peters Stuhl herab, Meynungen der heiligen Kirchenväter und Doktoren, ja sogar jene Ehrfurcht gebietende Formel der ersten Synode zu Jerusalem — „es gefällt dem heiligen Geist und Uns“ — im Munde allgemeiner Kirchenversammlungen, wurden von den Reformatoren und ihren Anhängern für nichts geachtet, so bald sie ihrer eigenen innern Ueberzeugung und den Beweisgründen, worauf sie beruhete, entgegen standen.

XXXII.

Alles dieß aber erfolgte nach und nach. Man wußte Anfangs selbst nicht, wie weit und wohin der Weg, den man eingeschlagen hatte, führen würde, und war (wie es unter den damahligen Umständen nicht wohl anders seyn konnte) weit entfernt, auf einmahl alle Autorität des Römischen Stuhls, der Kirchenväter, der Koncilien und der Tradizion verwerfen zu wollen. Man empörte sich Anfangs gegen bloße Mißbräuche, welche die so genannte Disciplin der Kirche betrafen: aber bald sah man sich genöthigt, auch die Dogmen anzugreifen, hinter welche sich jene verschanzten. Jeder falsch befundene Satz zog natürlicher Weise die Untersuchung anderer nach sich, mit denen er zusam-

men hirg: und so konnte es nicht fehlen, daß man in wenigen Jahren einen großen Theil des alten Lehrgebäudes so wurmstichig und baufällig finden mußte, als er wirklich war. Man berief sich auf den Papst, so lange man sich Hoffnung machte, daß er den Mißbräuchen, auf die der erste Angriff gerichtet war, abhelfen würde: aber so bald er gegen das, was Luther und seine Anhänger für unumstößlich erwiesene Wahrheit hielten, entschieden hatte, sah man sich gezwungen, die Autorität der päpstlichen Heiligkeit näher zu beleuchten, und fand am Ende, daß er ein so fehlbarer Mensch sey als ein anderer, und daß es mit seiner Statthalterschaft Christi nicht besser stehe als mit seiner Nachfolgerschaft auf dem Stuhle des heiligen Peters, welcher Rom nie gesehen hatte, oder mit seiner Erbfolge in den Titeln und Rechten eines Pontifex Maximus, welche den Kaisern angehörten.

Eben so mußte es vermöge der Natur der Sache mit allen übrigen Autoritäten gehen. Man gab sich alle Mühe, die heiligen Väter, die großen Kirchenlehrer, die Tradizion, die Entscheidungen der Koncilien, so viel möglich auf seine Seite zu ziehen: aber so bald sie für die Gegner zeugten, wurde ihr Zeugniß abgelehnt, und von ihrer Autorität an eine höhere appelliert.

Auch die ſo oft wiederhohlte Appellazion an eine zu veranſtaltende allgemeine Kirchenverſammlung, wenn ſie etwas mehr als ein durch die Noth der Umſtände abgedrungener Behelf war, ſetzte ein Vertrauen auf die Majorität einer ſolchen Verſammlung voraus, die der Ueberzeugung der Reformatoren von der Güte ihrer Sache gleich war. Denn geſetzt, das Konzilium würde gegen ſie entſcheiden, — welches denn auch das Tridentiniſche zu thun nicht ermangelte — was blieb ihnen anders übrig, als die ganze verſammelte Hierarchie für Menſchen zu erklären, die zuſammen genommen eben ſo wenig unfehlbar, dem Irrthum eben ſo unterworfen ſeyen, als einzeln.

XXXIII.

Man ſah ſich alſo bald genöthigt, die heilige Schrift für den einzigen entſcheidenden Richter in Glaubensſachen, und für die einzige Quelle, woraus die chriſtliche Glaubenslehre geſchöpft werden müſſe, zu erklären, und alle übrigen Autoritäten nur in ſo fern, als ſie mit derſelben vollkommen übereinſtimmten, gelten zu laſſen.

Wie viel oder wenig dadurch gegen die Römiſche Kirche gewonnen wurde, und was dieſe mit Schein oder Recht dagegen einzuwenden hatte,

gehört nicht hierher: genug, es konnte, bey dem allmählich zunehmenden Tage, nicht fehlen, daß man früher oder später gewahr werden mußte, daß ein Buch, wie untrüglich und göttlich es übrigens seyn möchte, nur alsdann für einen entscheidenden Richter in Glaubenssachen gelten könnte, wenn es (wie die Elemente der Geometrie) so beschaffen wäre, daß alle Menschen, die es läsen und verständen, nicht nur vollkommen einerley dabey dächten, sondern auch von der Wahrheit seines allen Menschen gleich verständlichen und keiner Vieldeutigkeit unterworfenen Inhalts so anschaulich und innig überzeugt würden, daß es ihnen schlechterdings unmöglich wäre, daran zu zweifeln, oder über den Sinn und die Deutung dieser oder jener Stellen verschiedener Meynung zu seyn.

Ob ein solches Buch möglich sey, ist eine Frage, die ich mir so wenig zu beantworten anmaße, als sie zu meinem Zwecke gehört: aber dieß wird doch wohl niemand zu läugnen begehren, daß die Bibel dieses Buch nicht ist. — Unstreitig muß man sehr viel Hebräisch und Griechisch wissen, sehr viele andere Bücher gelesen haben, und eine unendliche Menge historischer, kritischer, antiquarischer, kronologischer, geografischer, fisikalischer, und anderer wissenschaftlicher Kenntnisse besitzen, um es mit Verstande zu lesen; und dem ungeachtet enthält es, selbst

für Leser die mit allen diesen Kenntnissen versehen sind, beynahe auf allen Blättern solche Stellen, die von verschiedenen Personen verschieden verstanden und ausgelegt werden. Nichts von vielen Stellen zu sagen, die mit einer so unerklärbaren Unbegreiflichkeit behaftet sind, daß alle angestrengten Bemühungen, den Glaubenspunkten, die dem ungeachtet daraus gezogen wurden, nur so viel Licht, als zu einem nicht ganz vernunftwidrigen Glauben nöthig ist, (d. i. nur so viel Licht, um zu wissen was man glaube) zu geben, bis auf diesen Tag fruchtlos gewesen sind.

XXXIV.

Bey dieser unläugbaren und weltbekannten Beschaffenheit der Sache bleibt also — so viel ich wenigstens begreifen kann — in Ansehung alles dessen, was in der Bibel vieldeutig, geheimnißvoll, im Widerspruch mit allgemeinen Vernunfts- und Erfahrungswahrheiten oder mit andern Stellen der Bibel selbst, mit Einem Worte, was nicht allgemein faßlich und verständlich ist, — nichts übrig, als diese Alternative:

„Entweder sich einem unfehlbaren Richter in Glaubenssachen, der allein über den Sinn zweifelhafter Worte und Sätze

zu entscheiden berechtigt ist, zu unterwerfen:“

Oder „allen, die darin mit uns übereinstimmen, daß sie sich zur Religion Christi halten, und keinen unfehlbaren Richter in Sachen des Glaubens über sich erkennen, das Recht, nach ihrer eigenen Ueberzeugung zu glauben, oder (welches einerley ist) das Recht, sich über alles Dunkle und Unbegreifliche der Religion diejenige Vorstellungsart zu machen, die ihnen die richtigste scheint, (wie verschieden sie auch von der unsrigen seyn mag) einzugestehen, sie dieser Verschiedenheit ungeachtet für unsre Brüder zu erkennen, und, durch diese dem Geiste Christi höchst gemäße Sinnesart, allen gehässigen Zänkereyen, Verketzerungen, und Verfolgungen, sammt allem in der bürgerlichen und christlichen Gesellschaft daraus entstehenden Unheil, auf einmahl und auf ewig ein Ende zu machen.“

Wollen wir die erste Partey ergreifen, so sehe ich dann keine neue Alternative mehr. Dann bleibt uns nichts übrig, als gerades Weges uns zu den Füßen des „dreymahl gesegneten Vaters in dem dreyfach gekrönten Heiligthum“ zu werfen, uns mit unsrer guten alten Mutter, der katholischen Kirche, aussöhnen zu lassen, und zu glauben was sie uns zu glauben befiehlt, wie übel sich auch

unsre arme murrende Vernunft an der Kette dieses blinden Glaubens und leidenden Gehorsams befinden mag.

Oder, welchem Doktor der Theologie aus unserm eigenen Mittel sollten wir das Recht zugestehen, uns vorzuschreiben was und wie wir glauben sollen? die Linie auszustecken, über die wir im Forschen nach Wahrheit, im Streben nach Licht, im Versuch, unsern Verstand von verworrenen, materiellen, unschicklichen und mit den ersten Grundwahrheiten der Vernunft unverträglichen Vorstellungsarten in Sachen der Religion zu reinigen, nicht hinaus gehen dürften? Wer darf so dreist seyn, seinen Verstand, seine Einsichten nicht nur zum Maßstabe, sondern sogar zur Regel und zum Gesetz aller übrigen zu machen? Und wenn es vor zwey oder drey hundert Jahren erlaubt war, sich in Glaubenssachen gegen Autorität und Machtsprüche, gegen Papst, Kirchenlehrer und Koncilien aufzulehnen: seit wann ist es unerlaubt worden, eben dasselbe gegen die Autorität und Machtsprüche einer noch so großen Anzahl protestantischer Kirchenlehrer zu thun, die (meines Wissens) kein ächteres Kreditiv ihrer Unfehlbarkeit, als die hochheilige Synode zu Trident, aufzuweisen haben?

Durften unsre Vorfahren prüfen und das

Bessere (d. i. was ihrer damahligen Einsicht und innern Ueberzeugung nach das Bessere war) behalten: warum nicht auch Wir? Warum sollen Wir nicht fortsetzen dürfen, was Sie nur anfangen, nicht vollenden konnten? was, vermöge der Natur der Sache, nie vollendet werden kann? Wer gab ihnen ein Recht, die Vernunft ihrer Nachkommen zu fesseln? ihren Glauben in Formulare zu zwingen? ihnen Vorstellungsarten aufzudringen, die mit den Einsichten und Kenntnissen, welche ihnen das Wachsthum aller Wissenschaften nach und nach verschafft hat, unverträglich sind? mit Einem Worte, über ihren Verstand zu herrschen und ihr Gewissen zu tyrannisieren?

XXXV.

„Das wollen wir nicht," sagen die Verfechter der Formulare und alt hergebrachten Glaubensreglements. „Es steht bey euch zu glauben was ihr könnt: nur geht von uns aus, verlaßt Amt, Einkommen, Haus, Hof und Vaterland, entsagt eurer ganzen bürgerlichen Existenz, sucht euch in den Sandwüsten von Afrika, oder in den noch unbewohnten Inseln des Südmeers einen Ort aus, wo ihr unangefochten filosofieren, glauben und hungern könnt, so viel euch beliebt; nur verlangt

nicht, daß wir euch für Brüder und Mitchristen erkennen, und die bürgerlichen Vortheile, zu denen uns unsere Terminologien und Formulare berechtigen, mit euch theilen, so lange ihr selbst gesteht, daß ihr, als Dissidenten, nicht dazu berechtigt seyd."

XXXVI.

Ich habe dem Protestanten, der so zu reden, oder doch zu handeln fähig ist als ob er so dächte, keine Antwort zu geben.

Aber ich frage jeden unbefangenen ehrlichen Mann, ob eine solche Art mit denen zu verfahren, die über dunkle und geheimnißvolle Glaubenspunkte anders denken als gewisse Doktoren des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts, oder als die Nicänische oder irgend eine andere Kirchenversammlung, ob eine solche Art zu verfahren dem Geiste des Protestantismus gemäß sey?

Unsere Vorfahren konnten zu der Zeit, da sie die Fesseln des blinden Glaubens und Gehorsams abschüttelten, durch politische Verhältnisse und Erfordernisse der Zeit genöthigt seyn, von ihrem Glauben öffentlich Rechenschaft zu geben: aber weder sie noch irgend eine menschliche Gewalt

konnte berechtigt seyn, eine solche Konfession zu einer absoluten Glaubensregel für ihre noch ungebornen Nachkommen zu machen. Das Recht selbst zu denken, selbst zu untersuchen, ihrer eigenen Ueberzeugung zu folgen, dessen sie sich bedienten weil sie es hatten, haben auch ihre Kinder.

Ich sage noch mehr: weder die allererste christliche Gemeine, noch irgend eine folgende, hatte ein Recht, konnte ein Recht haben, durch die Majorität zu bestimmen, wie ihre Mitchristen die dunkeln und verschiedener Deutung fähigen Stellen der Reden Christi und der Schriften seiner Apostel zu verstehen hätten, oder Formeln festzusetzen, wie sie sich über irgend einen Artikel, der nicht von einleuchtender Deutlichkeit ist, auszudrücken schuldig wären. Christus selbst hat kein Glaubensformular festgesetzt. Auch das apostolisch genannte Symbolum ist, seines respektabeln Alters ungeachtet, bekannter Maßen kein Werk der Apostel.

Wenn also die immer zunehmende Menge der Bekenner des christlichen Glaubens es nöthig machte, die Artikel, worin sie alle übereinstimmten, in einen kurzen und faßlichen Lehrbegriff zu bringen, der zum Unterricht der Jugend dienen konnte: so mußte doch wenigstens die Vorstellungsart über einen jeden Artikel, der verschiedene Vorstellungsarten zu-

läßt, frey bleiben; — oder man müßte (gegen alle Vernunft und gegen alles, was in der Lehre Christi allgemein verständlich ist) behaupten wollen: „die christliche Religion könne ohne Gewissenszwang und willkührliche Herrschaft über den menschlichen Verstand nicht bestehen.“ — Eine abscheuliche Behauptung, deren niemand fähig seyn kann, in dessen Seele jemahls auch nur eine leise Ahnung von dem, was der Sinn und Geist Christi war, gekommen ist.

XXXVII.

Die Gemeine hatte also nie ein Recht über Vorstellungsarten zu entscheiden, — das, was in der Schrift unbestimmt und problematisch ist, zu bestimmen, — noch in streitigen Fällen einer von den verschiedenen Meynungen eine ausschließliche Sankzion zu geben: so wie die Lehrer nie berechtigt waren, ihre besondern Meynungen und Vorstellungsarten für die einzig wahren auszugeben und zu Glaubensartikeln zu machen.

Es ist Unsinn, unerklärbare Dinge erklären, unerweisliche Dinge beweisen zu wollen: aber es ist Unsinn und Frevel zugleich, in einem solchen Falle seine Erklärung, seinen Beweis, andern als Wahrheit aufzudringen. Den Vorstehern der

Gemeinen, oder vielmehr der Obrigkeit, kam es zu, solchen Freveln in Zeiten auf eine schickliche Art zu steuern: aber nie und nimmermehr waren sie berechtigt, oder können sie jemahls berechtigt seyn, irgend eine Meynung, die den Grundgesetzen der Vernunft und den beiden Haupt- und Grundartikeln der Religion Christi nicht offenbar widerspricht, unter verhaßten Benennungen zu einem Verbrechen zu machen, und als ein solches zu bestrafen.

Daß einst eine Zeit war, wo man diese so sonnenklaren Wahrheiten mißkannte; — daß Leute mit solchen Köpfen und Herzen, wie der Bischof Alexander von Alexandria und sein getreuer Waffenträger Athanasius und ihres gleichen, nach andern Grundsätzen zu Werke gingen; — daß die Arianer um kein Haar besser waren als ihre Gegner, und, so bald sie den Meister spielten, mit den nunmehrigen heterodoxen Orthodoxen eben so ungerecht, unmenschlich und unchristlich verfuhren, als die Alexandrianer und Athanasianer, wenn die Mehrheit der Stimmen und der Schutz der weltlichen Macht, oder ihre Intriguen und Gewaltthätigkeiten ihre Partey zur rechtgläubigen machten, mit ihnen; — daß Konstantin, zur Schmach des christlichen Nahmens der Große genannt, seine Pflichten und seine Rechte so wenig kannte, diese heillosen Händel, anstatt sie in der Geburt

zu ersticken, durch die Art, wie er sich dabey benahm, zu unterhalten, und selbst in die Flamme zu blasen: alles dieß, mit allen den Gräueln, die aus diesen und ähnlichen die Menschheit schändenden Streitigkeiten, und aus dem sinnlosen Betragen der Regenten dabey, entstanden — was geht es uns Protestanten im achtzehnten Jahrhundert an? Und was anders als ein dem Menschengeschlechte gehässiger Dämon könnte uns noch jetzt — bey so unendlich veränderten Umständen, und in einer Zeit, die an Erleuchtung und selbst an Sittlichkeit so viel vor den Zeiten der Konstantine und Theodosier voraus hat, anstiften, diese Gräuel wieder erneuern zu wollen?

XXXVIII.

Wohl dem Lande, in welchem Aufklärung und Glaubensfreyheit gleichen Schritt mit einander halten, und wo wenigstens diejenigen, die den übrigen zu Lehrern und Regenten gesetzt sind, sich überzeugt haben:

„Daß Religion eine Angelegenheit des Herzens, nicht des Kopfes ist.

„Daß sie nicht darin besteht, daß wir über das göttliche Wesen grübeln und streiten, sondern daß wir uns bestreben den Willen Gottes zu thun.

„Daß (nach dem klaren Ausspruch Christi und seines Lieblingsjüngers) reine und thätige Liebe der Menschen, die wir sehen, das untrüglichste Kennzeichen unserer Liebe zu Gott, den wir nicht sehen, ist; und daß wir unsern Glauben nicht durch Bekenntnisse und Formulare, sondern durch unsere Werke zu zeigen angewiesen sind.

„Daß Gott an unserm Geschwätz und Gezänke was er sey oder nicht sey, an unserm kindischen Lallen über sein Wesen, seine Eigenschaften, seine Wirkungen, seine Oekonomie, seine Absichten, und was er wolle oder nicht wolle, könne oder nicht könne u. s. w. in der heiligen Schrift nirgends sein Wohlgefallen bezeigt, hingegen auf alle mögliche Art erklärt hat: wer fromm sey und recht thue, der sey ihm angenehm; und

„Daß, mit Einem Worte, nicht Uebereinstimmung in religiösen Meynungen und Formeln — sondern thätiger Glaube an Gott und den von ihm zu den wohlthätigsten Zwecken auf die Welt gesandten Christus, thätige Liebe der Menschheit und lebendige Hoffnung eines bessern Lebens für diejenigen, die sich dessen in dem gegenwärtigen fähig machen, — der wahre Vereinigungspunkt der Christen, und jene Gesinnungen in diesen zu bewirken das Ziel desjeni-

gen seyn müsse, der des ehrwürdigen Nahmens eines Lehrers der unverfälschten Christusreligion würdig seyn will."

XXXIX.

Da die Anwendung meiner bisherigen Betrachtungen auf unsre gegenwärtige Zeit sehr leicht zu machen ist, so überlasse ich sie dem eigenen Nachdenken meiner Leser, und setze, zu Vermeidung alles möglichen Mißverstandes, nur noch dieses hinzu.

Meine Meynung ist keinesweges, irgend einem protestantischen Regenten zu rathen, daß er, durch ein öffentliches Proklama, alle Arten und Unterarten von Arianern, halben und ganzen Pelagianern, Eutychianern, Nestorianern, Manichäern, Gnostikern, mit allen andern Anern, Aeern und Isten, die es vom Jahre Christi 34 an bis auf diesen Tag in der lieben Christenheit gegeben hat, in seine Staaten einladen, ihnen Kirchen erbauen, Lehrer besolden, und sich recht herzlich angelegen seyn lassen solle, die möglichste Verschiedenheit in Religionsmeynungen unter seinem Volke zu veranlassen und sorgfältig zu unterhalten.

Mein unmaßgeblicher Rath — wenn ich einen zu geben hätte — würde bloß dahin gehen:

Gelehrten und hell denkenden Männern, besonders unter denen die zum Lehramte öffentlich berufen sind, eine durch keine willkührliche, oder alte nicht mehr passende Gesetze eingeschränkte Freyheit zu lassen, die Religionslehren ihrer Einsicht und Ueberzeugung gemäß vorzutragen.

Die Anwendung aller bereits erfundenen Ketzernahmen auf irgend einen jetzt Lebenden und die Erfindung neuer öffentlich bey schwerer Strafe zu verbieten.

Nicht zu erlauben, daß irgend ein so genannter Ketzer der vergangenen Zeiten, wegen seiner Abweichung von dem, was in Kirchenversammlungen als die wahre Lehre über die geheimnißvollen und unerklärbaren Artikel des Glaubens festgesetzt worden, auf Lehrstühlen oder in Schriften für einen Feind Gottes erklärt, oder mit andern verhaßten Benennungen belegt werde, die in dem christlichen Volke die Meynung erwecken müssen, als ob es Sünde und Verbrechen sey, sich in Religionssachen zu irren, oder anders zu denken als wir.

Zu verordnen, daß man von den mehr besagten geheimnißvollen und über alle Vernunft gehenden Glaubensartikeln nie anders als in Worten der Schrift rede, sich aller Erklärung und spitzfindigen Spekulazionen über diese

Dinge enthalte, und sie überhaupt nur in so fern, als sie dem moralischen Zwecke der Religion förderlich seyn können, vortrage.

Sich in die gelehrten Streitigkeiten, die über spekulative Sätze, Auslegung dieser oder jener Schriftstellen u. s. w. entstehen mögen, nicht einzumischen, keine öffentliche Partey darin zu nehmen, und nur dahin zu sehen, daß die Herren Disputanten nicht aus den Schranken der allgemeinen Wohlanständigkeit hinaus gerathen, und aus einer bescheidenen Erörterung kein Stiergefechte werde.

Dafür zu sorgen, daß der öffentliche Religionsunterricht in Schulen und Kirchen von allen Ueberbleibseln der alten Barbarey gereinigt, und in allem dem großen Endzweck der innerlichen moralischen Besserung der Menschen (welcher offenbar der Zweck Jesu war) gemäß eingerichtet werde.

Außerdem würde ich mir die Freyheit nehmen, sie, wo möglich, zu überzeugen: daß unter den Lehrern diejenigen, die einen großen Eifer für die Sache Gottes, eine besondere Frömmigkeit, und eine eigene, aus allem, was in der Bibel am unverständlichsten ist, zusammen gesetzte Sprache affektieren, immer gegen Aufklärung und Aufklärer griesgramen, über die Gefahr des christlichen Zions und den Verfall der reinen Lehre stöhnen, und den

weltlichen Arm gegen die vermeintlichen Wölfe, die dem Schafstall Christi drohen sollen, auffordern, entweder übel organisierte Köpfe, oder arme kranke Leute sind, die mit ihrem Arzt von der Sache sprechen sollten, oder zu einer Gattung gehören, die ein andrer, der nicht so höflich wäre als ich, Heuchler, Farisäer, Baalspriester und Tartüffen nennen würde; Leute, die, wenn sie vor tausend sieben hundert sieben und neunzig Jahren die Ehre gehabt hätten im hochwürdigen Synedrium zu Jerusalem zu sitzen, aus wirklichem oder affektiertem Eifer für die Sache Gottes, das Kreuzige ihn! über den unschuldigsten und besten der Menschen, über den ersten Gegner aller Gleißnerey, vermuthlich so laut als Kaifas und Klopstocks Filo geschrieen haben würden. Vor dieser Art Menschen würde ich den Fürsten rathen, sich wohl in Acht zu nehmen, und mich übrigens versichert halten, daß auf dem angerathenen Wege am Ende mehr Uebereinstimmung des Glaubens heraus kommen werde, als auf demjenigen, den einige Zeloten so gern eingeschlagen wissen möchten.

XL.

Und nun — noch ein paar wohlgemeinte Worte an die Filosofen, für deren Freyheit ich bisher so laut gesprochen habe.

Anstatt die Filosofie mit Cicero als die Wissenschaft der göttlichen und menschlichen Dinge zu definieren, möchte ich sie lieber die Wissenschaft aller Begriffe nennen, welche sich die Menschen von natürlichen und göttlichen Dingen machen können, und die Kritik aller Begriffe, die sie sich von jeher wirklich davon gemacht haben.

Ich kann mich unmöglich an Gott oder Christus, oder an der Unsterblichkeit der Seele, oder an Himmel und Hölle, an den guten oder bösen Geistern, an Sonne und Mond, noch am Mann im Monde (wenn einer ist) versündigen, wenn ich die Vorstellungen, Meynungen, Einbildungen, die sich diese oder jene Menschenkinder von ihnen gemacht haben, auf die Kapelle bringe, und nach den Gesetzen des vernünftigen Denkens untersuche, was davon wahr oder falsch seyn, was in die Luft verfliegen, oder als Schaum und Schlacken oben schwimmen, oder als Caput mortuum zu Boden sinken möchte.

Es bleibt ewig dabey: Nichts in der Welt ist so heilig, daß es sich dem Richterstuhl der Vernunft entziehen, daß es nicht untersucht und auf die Probe gebracht werden dürfte: denn es sind nicht die Sachen, sondern die Begriffe und Meynungen der Menschen von den Sachen, die wir in Untersuchung nehmen.

Aber, liebe Herren und Freunde, wiewohl wir in gewissem Sinne alles dürfen, so frommet doch nicht alles.

Halt Maß in allem, denn in allem giebts
Ein Mittel, dessen Linie, was recht ist,
Bezeichnet: dies- und jenseits wird gefehlt!

sagt Horaz. Ein weiser Mann untersagt sich alle Spekulazionen, die zu nichts helfen, wohl aber zufälliger Weise viel schaden können.

In einem christlichen Staate die Frage: ob ein Gott sey? aufwerfen, oder, welches auf Eins hinaus läuft, von dem Daseyn Gottes als einem Problem sprechen, weil die Beweise desselben keine mathematische oder apodiktische Demonstrazionen sind, ist etwas eben so weises, als wenn einer zu Rom die Frage: was ist der Papst? aufwerfen, oder zu Frankfurt am Mayn öffentlich disputieren wollte: ob es nicht besser wäre, die kaiserliche Würde eingehen zu lassen?

Der Glaube an Gott, nicht nur als an die erste Grundursache aller Dinge, sondern auch als unumschränkten und höchsten Gesetzgeber, Regenten und Richter der Menschen, macht, nebst dem Glauben an einen künftigen Zustand nach dem Tode, die ersten Grundartikel der Religion aus. Diesen Glauben auf alle mögliche Weise zu bekräftigen und zu unterstützen ist eines der würdigsten

und nützlichsten Geschäfte der Filosofie, ist in Rücksicht der Unentbehrlichkeit desselben sogar Pflicht: ihn anzufechten und durch alle Arten von Zweifeln und Scheingründen in den Gemüthern der Menschen wankend zu machen oder gar umzustoßen, kann nicht nur zu gar nichts helfen, sondern ist im Grunde um nichts besser, als ein öffentlicher Angriff auf die Grundverfassung des Staats, wovon die Religion einen wesentlichen Theil ausmacht, und auf die öffentliche Ruhe und Sicherheit, deren Stütze sie ist.

Die Filosofie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moralischen Ordnung, und an dem, was zu allen Zeiten der Trost und die Hoffnung der besten Menschen gewesen ist, zu probieren; und der Filosof ist kaum dieses Nahmens werth, der nicht bedenkt, daß gegen Einen Menschen, der der Religion ohne Nachtheil seiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehn tausend sind, die, wofern sie auch ihren edelsten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum, den sie ihnen anlegt, schlimmer, oder ohne die Hoffnung, die sie ihnen giebt, unglücklicher seyn würden, als sie sind.

Beylagen
zu der
vorgehenden Abhandlung.

An Herrn v. *** zu Br**.

Sie wünschen zu wissen, was ich von der Unterscheidung zwischen Preßfreyheit und Preßfrechheit denke, welche (wie Sie mir melden) vor kurzem bey einer durch die Zeitungen schon bekannt gewordenen Gelegenheit geltend gemacht worden, und einen kleinen panischen Schrecken in Ihren Gegenden verbreitet haben soll. Da das Recht, über alles Denkbare zu denken, und das Gedachte andern mitzutheilen so gut man beides kann, unter die Rechte gehört, die mit der Ehre ein Mensch zu seyn nothwendig verbunden sind: so nehme ich keinen Anstand Ihnen freymüthig zu eröffnen, wie ich die Sache ansehe.

Ich halte mich versichert, daß der Urheber dieser Unterscheidung etwas ganz bestimmtes dabey gedacht, und einen ganz guten Zweck dabey gehabt haben oder zu haben vermeynen konnte, (welches, wie Sie wissen, in Absicht des Willens auf Eins hinaus läuft) und daß es eben daher schwerlich seine Meynung war, sie jemahls gegen die Freyheit der Presse geltend zu machen. Kajus oder Tizius könnte ja wohl (wie uns allen im Eifer etwas menschliches begegnen kann) in einem an sich gerechten, aber zu leidenschaftlichen Eifer für das, was er für Wahrheit und Recht und also für Sache der Menschheit erkannte, — in einer zu raschen Bewegung der Lebensgeister und der Einbildungskraft, wovor ein Schriftsteller, der mit beiden reichlich versehen ist und über eine äußerst interessante Sache schreibt, sich nicht immer genug hüten kann, — ich sage, dieser Kajus, oder wie er heißt, könnte ja wohl in einer solchen Stimmung hier und da, gegen seinen Vorsatz, ein wenig über die Aristotelische Linie der Höflichkeit und des Respekts hinüber gekommen seyn, ein wenig hyperbolisiert, und mehr gesagt haben, als etwa ein seine Ruhe liebender Römer einem Augustus oder Titus — geschweige einem ihrer Diener (die es natürlicher Weise mit Beleidigungen immer schärfer

nehmen als die Auguste selbst) — hätte ins Gesicht sagen mögen, wiewohl man jenen Cäsarn mitunter ziemlich starke Sachen ins Gesicht sagen durfte. Kajus könnte es also einem Asinius Pollio oder Lucius Piso (oder wen Sie ihm sonst gegenüber stellen wollen) mit Recht nicht sehr verdenken, wenn dieser Minister Augusts solche leidenschaftliche (wiewohl gar nicht übel gemeinte) Extravasazionen, in so fern sie über die gewöhnlichen Grenzen der Freyheit merklich hinaus gehen, mit einem Nahmen belegte, womit nach Adelungs Wörterbuche diejenigen bezeichnet werden, welche sowohl die Gefahr unbesonnener Weise verachten, als die Gesetze des Wohlstandes und der Ordnung ohne Scheu verletzen. Kajus würde selbst nicht längnen können, daß es Fälle giebt, wo dergleichen Unbesonnenheiten und Uebereilungen eine verhältnißmäßige Rüge nach sich zu ziehen pflegen. Freylich könnte er sich mit seinem gerechten Eifer für die Sache der Menschheit entschuldigen: aber man würde ihm antworten, ein weiser Mann müsse seine Leidenschaften, wie gerecht und gut auch ihr Gegenstand und Zweck seyn möge, in den gehörigen Schranken zu halten wissen. Vielleicht würde es ihm nicht an einer scheinbaren Gegenantwort fehlen: aber auf alle Fälle bleibt es

eine große Regel, seinem Gegentheile keine Blöße zu geben.

Nichts ist indessen natürlicher, als daß so leidenschaftliche Wesen, wie wir armen Menschlein, bey Gelegenheiten wo unser Eifer gar zu stark gereitzt wird, uns mehr erhitzen als nöthig oder räthlich war. In vorliegendem Falle scheint wohl — wie allemahl, so oft die Menschen in partes gehen — die Horazische Bemerkung Statt zu finden:

Iliacos intra muros peccatur et extra.

Der Mann (sagt ein Sprichwort meiner Landsleute) zerbricht die Schüsseln und die Frau die Töpfe. Gewöhnlich kommt bey einer solchen Wirthschaft nichts heraus — als Scherben. Uebrigens, mein Freund, werde ich immer dabey bleiben, daß man auch die stärksten Wahrheiten ungestraft sagen könne, wenn man sie in einem gelaßnen Tone und ohne persönliche Beleidigung der anders denkenden vorbringt. Ich will nicht, daß man Wahrheiten, von denen das Wohl der Menschheit abhängt, kalt und gleichgültig sage: aber man kann sie mit aller Wärme des Gefühls, im Ton der eignen Ueberzeugung und des reinen Wohlwollens, und doch mit Ruhe und Mäßigung sagen, und man wird niemand dadurch beleidigen; oder, falls jemand eigen-

sinnig und unbillig genug wäre, sich durch einen bescheidenen Widerspruch beleidiget zu finden, würde man die ganze vernünftige Welt auf seiner Seite haben. Es ist unsäglich, wie viel der besten Sache durch eine heftige, trotzige und die Eigenliebe der Gegner kränkende Art sie zu behaupten geschadet wird. Schadeten wir bloß uns selbst dadurch, so möchte es hingehen; wir hätten wenigstens den Trost, uns als Märtyrer der Wahrheit zu betrachten: aber die gute Sache leidet darunter. — Doch, verzeihen Sie mir eine Moral, die, wiewohl man sie nie genug predigen kann, derjenige, den sie trifft, uns immer mit dem Terenzischen Tu si hic esses aliter sentias zurück zu geben pflegt.

Sie sehen, mein Herr, daß ich die besagte Unterscheidung, welche vielen so anstößig gewesen ist, in einem Sinne nehme, worin sie für sehr unschuldig gelten kann; welches sie keineswegs wäre, wenn ich ihr den gefährlichen Sinn zutraute, den man darin zu finden glaubt; nehmlich, als ob es darauf abgesehen sey, um deßwillen, weil dieser oder jener sich der Freyheit zu denken mit einiger Unbescheidenheit bedient habe, die Schriftsteller überhaupt einer Art von Inquisizion zu unterwerfen, und der Preßfreyheit, unter dem Vorwande die Preßfrechheit

zu verhindern, willkührliche Fesseln anlegen zu wollen.

Ich weiß nicht, was manche wackere Leute für Ursache haben mögen, so arges in ihrem Herzen zu denken: aber das bin ich gewiß, daß Augustus oder Titus es sehr übel genommen haben würden, wenn ihnen jemand nur den Gedanken zugetraut hätte, die Freyheit zu reden und zu schreiben, um des allzu kühnen Gebrauchs willen, den ein Laberius davon gemacht hatte, unterdrücken zu wollen. Was würde man von der Weisheit eines Solon gedacht haben, wenn er seinen Athenern täglich bey Unzen und Skrupeln hätte vorwägen lassen wollen, wie viel sie essen sollten, weil die leidige Erfahrung lehrt, daß der eine oder der andere zuweilen mehr ißt als recht ist? Und glauben Sie, daß Solon selbst (falls er die Vorsicht so weit zu treiben fähig gewesen wäre) mit der Distinkzion zwischen Eßfreyheit und Freßfreyheit bey den Großvätern der Sokraten und Aristofanen durchgekommen wäre?

Ich hoffe Sie durch diese kleine Betrachtung völlig beruhiget zu haben. Wer die Eßfreyheit zur Fresserey gemißbraucht hat, muß sich gefallen lassen, ein Digestivpulver oder ein Brechmittel zu schlucken; wer die Preßfreyheit zur

Frechheit gemißbraucht hat, verdient nach Beschaffenheit des Vergehens eine verhältnißmäßige Züchtigung: aber die Preßfreyheit bleibt dem ungeachtet, so gut wie die Eßfreyheit, so uneingeschränkt als zuvor — oder — — desto schlimmer!

An Ebendenselben.

Wer einen Erfahrungskreis von vierzig bis funfzig Jahren um sich her hat, wie Ihr gehorsamster Diener, findet sich alle Tage mehr überzeugt, daß es keinen goldnern Spruch in der Welt giebt, als das berühmte Ne quid nimis des weisen Chilon. Mich dünkt, alle praktische Weisheit der ganzen Welt sey in diesen drey Wörtchen, „Nichts zu viel," oder in dem einzigen Wörtchen „mäßig" enthalten; und ich bin vollkommen überzeugt, daß man — mit allen Eigenschaften, welche erfordert werden, um der größte Feldherr, Staatsmann, Finanzminister, oder der größte Dichter, Mahler, Tonkünstler, oder der erste aller Schneider und Schuster, kurz in jedem Fach und jeder Profession der Erste zu seyn — in jedem Fach und jeder Profession nur ein Pfuscher ist, wenn man sich den tiefen Sinn dieses mehr als goldnen Sprüchleins nicht ganz eigen gemacht, und sich gewöhnt hat, es nie aus den Augen zu verlieren. Ein einziger Moment, wo uns dieses Unglück begegnet, ist hinlänglich, das schönste Leben, so wie das schönste Werk, zu verunstalten.

Ich gestehe Ihnen gern, daß so ein Sprüchlein leichter zu sagen als auszuüben ist, und daß nicht jedermann ein so abgekühltes Blut haben kann, als der alte Chilon und seine funfzigjährigen Bewunderer. Aber der alte Chilon hat darum nicht weniger Recht; und gewiß würde er, wenn er noch lebte, auch Ihren beiden Parteyen sein Ne quid nimis! zurufen. Mag doch jede glauben, daß sie allein Recht habe, daß ihre Sache die gute Sache sey: wenn die Leute nur auch glauben könnten, daß die beste Sache durch Unbescheidenheit, Uebereilung und Uebertreibung endlich zu einer sehr schlechten Sache wird. Ein Wort zu viel kann eine sonst wahre Behauptung falsch machen; ein zu starkes Wort, ein Grad von Hitze über dem Temperierten, kann etwas zur Beleidigung machen, was, mit Mäßigung gesagt, den Gegner wo nicht gewonnen, doch nicht erbittert hätte. Aber in Leidenschaften noch gar filosofieren wollen, ist eine große Unweisheit; und wer die Sache der Vernunft auch in den wichtigsten Dingen nicht so ruhig und gelassen führen kann, als ob es um die Auflösung einer arithmetischen Aufgabe zu thun wäre, der thäte immer besser, er schwiege.

Ueberhaupt giebt es, wie Salomo sagt, eine Zeit zu reden und eine Zeit zu schweigen. Schweigen nützt der guten Sache oft mehr,

als deklamieren wie ein Cicero, und immer unendliche Mahl mehr, als sich erhitzen, und in dem Feuer, in welches man sich selbst hinein geschrieben hat, wahres und falsches unter einander mengen, und, um sich recht stark und kräftig auszudrücken, mehr sagen als man verantworten kann. Was halfen Cicero's Philippicae der Republik? Nichts. Aber ihm selbst kosteten sie seinen grauen Kopf.

Mit Leuten, die ihre Partey ein = für allemahl genommen haben, oder die so weit getrieben sind, daß sie sich nicht überwunden geben können ohne ihre ganze Existenz zu verlieren, ist nicht rathsam zu streiten: oder wenn man ja unglücklicher Weise in einen solchen Streit gerathen ist, so thut man wohl, in dem Augenblicke aufzuhören, wo man merkt daß die Galle rege wird. Und auch bey dem vernünftigsten und kaltblütigsten Manne kann und muß endlich die Galle rege werden, wenn er es entweder mit ausgemachten Schwärmern zu thun hat, oder mit Leuten, die sich nur durch Sofismen und Sykofantenstreiche retten können. Denn gegen die einen und gegen die andern hilft kein Räsonieren. Zudem spielt der größere Theil des Publikums bey solchen Gelegenheiten immer die Rolle des Volkes bey einer Exekuzion. Dieses läuft herbey, um einem interessanten Schauspiele zuzusehen, und schwebt, indem es zusieht, in einer

nicht unangenehmen Bewegung zwischen dem Gefühl der Billigkeit, daß dem Verbrecher sein Recht angethan werde, und den sympathetischen Regungen der Menschlichkeit. Aber so bald es glaubt, dem armen Sünder geschehe zu viel; so hört auf einmahl alles Schweben auf; das Gefühl der Unbilligkeit und Grausamkeit fällt in die Schale des Mitleidens, sie sinkt zu Boden, alle Hände heben sich mechanisch auf, die beleidigte Humanität an dem Handlanger der Gerechtigkeit zu rächen, und wehe ihm, wenn man Ursache zu der Meynung zu haben glaubt, daß er den armen Sünder nicht aus Ungeschicklichkeit, sondern vorsätzlich, härter und länger habe leiden lassen, als recht und billig war. — Ich überlasse Ihnen die Anwendung dieses Gleichnisses selbst zu machen, und bin u. s. w.

Ueber
den Hang der Menschen
an
Magie und Geistererscheinungen
zu glauben.

Gespenster, Elementargeister, Mittelwesen zwischen Engeln und Menschen, Feuer- und Luftgeister, Kobolde, Bergmännchen und Wassernixen, Schutzgeister oder Plagegeister einzelner Menschen, — mit Einem Worte, alle Arten von angeblichen Erscheinungen und wunderbaren Einwirkungen unsichtbarer Wesen, werden — aller Einwendung einer gesunden Filosofie und aller durch sie bewirkten Aufklärung zu Trotz — in der Einbildungskraft und selbst in dem Herzen der Menschen immer einen Fürsprecher finden, der ihre gänzliche Verbannung unmöglich machen wird. Jede Erzählung dieser Art, alles was einer Anekdote aus der Geisterwelt ähnlich sieht, und die Wirklichkeit dieser fantastischen Wesen zu bestätigen, oder die Gründe, womit die Vernunft sie bestreitet, zu entkräften scheint, wird den meisten immer willkommen seyn. Selbst der aufgeklärtere Theil der Menschen — Personen, die es auf keine Weise von sich gesagt wissen möchten, daß sie Gespenster, Gespenstererscheinungen, und was in

dieses Fach gehört, im Ernste zu glauben fähig wären — unterhalten sich doch gern mit Gesprächen oder Lektüren dieser Art. Ja, sogar der Filosof, indem er die Wahrheit der Begebenheiten, auf welche die Geisterseher ihren Glauben gründen, läugnet, fühlt sich unvermerkt von seiner eignen Fantasie überschlichen; und ist oft selten von seinen Vernunftschlüssen überzeugt genug, daß nicht die instinktartige Neigung zum Wunderbaren, die er mehr oder weniger mit den Ungelehrtesten gemein hat, den leisen Wunsch, des Gegentheils durch unläugbare Thatsachen überführt zu werden, in ihm erregen sollte.

Eine Tradizion, die so alt als das Menschengeschlecht, oder doch gewiß um viele Jahrhunderte älter als die Filosofie ist, hat eine Art von allgemeinem Glauben und Einstimmigkeit aller Völker über diese Dinge hervorgebracht. Von Kindheit wird unsre Einbildungskraft mit Bildern, Mährchen, und angeblichen Geschichten angefüllt, welche sich auf diesen Glauben gründen und ihre ansteckende Kraft an uns beweisen, zu einer Zeit, da wir uns noch keines Betruges versehen, und die Vernunft uns noch mit keinen Waffen gegen unsre eigne und fremde Leichtgläubigkeit ausgerüstet hat.

Die Dichter, welchen mit dem Wunderbaren die reichste Quelle von Erfindung und Interesse

genommen würde, nähren diese Anlage auf eine so verführerische Art, daß, wenn wir gleich Verstand genug haben zu sehen daß sie uns täuschen, wir doch mit Vergnügen einwilligen, so angenehm getäuscht zu werden. Mitten in der Ueberzeugung, daß die ganze Maschinerie ihrer Götter- und Geistererscheinungen, Zaubereyen und Feereyen, aus bloßen Geschöpfen ihrer Einbildungskraft zusammen gesetzt sey, ertappen wir uns über einem heimlichen Seufzer, daß doch diese Wunderdinge wahr seyn möchten; und je empfänglicher unsre Seele für die Einwirkungen dieser Art von Dichtungen ist, desto geneigter sind wir, uns durch Erzählungen, die sich (dem Vorgeben nach) auf Erfahrung und Thatsache gründen, von der Wahrheit dessen, was wir wahr zu finden wünschen, überreden zu lassen.

Wie viel endlich unter allen Völkern die Religion beygetragen habe, diese Disposizion in den Gemüthern der Menschen zu verstärken, braucht hier kaum erwähnt zu werden. Und was ists Wunder, wenn Priester (welche hierbey ein eben so begründetes und in verschiednem Betracht ungleich wichtigeres Interesse hatten als die Dichter) geschäftig gewesen sind, den Glauben an übermenschliche Wesen und übernatürliche Wirkungen zu befördern; da selbst ein großer Theil der Filosofen, vornehmlich die von der Pytha-

gorischen, Platonischen und Alexandrinischen Schule, diesen Glauben begünstiget, und eine Geisterlehre, in welcher alle Artikel des popularen Aberglaubens Unterstützung finden, zur Grundlage und zu den Hauptpfeilern des Lehrgebäudes gemacht haben?

Diese romantische Art zu filosofieren, die zu gleicher Zeit der natürlichen Trägheit der Menschen, und ihrer Begierde nach erhabnen und wunderbaren Ideen schmeichelt, konnte nicht fehlen sich in eine desto größere Achtung zu setzen, da sie sich, gleich den alten Mysterien, (deren Stelle sie unvermerkt einnahm) in ein heiliges Dunkel verbarg, in welches nicht einem jeden einzudringen erlaubt war. Aber je größer und abschreckender die Schwierigkeiten in diesen Geheimnissen eingeweiht zu werden, desto glänzender waren auch die Vortheile der Glücklichen, die zu diesem Vorzuge gelangten. Die magische Filosofie, deren vorgebliche Meister sich des Nahmens der Weisen im erhabensten Sinne des Wortes anmaßten, (wie sie noch bis auf diesen Tag thun) versprach nichts geringers als die größte Veredlung der Menschheit, Erhöhung ihrer natürlichen Kräfte bis zur Gemeinschaft mit der göttlichen Natur. Sie rühmte sich den Schlüssel zu besitzen zu den Pforten einer unsichtbaren geistigen Welt, gegen welche die sichtbare sich verhalte, wie die Buchstaben

einer Schrift zu den Worten, und die Worte zu den Ideen, deren bloße Zeichen sie sind; oder wie ein todtes Steinbild zu einem lebendigen Menschen. Sie kannte (ihrem Vorgeben nach) nicht nur alle Arten von Geistern, nach ihren verschiednen Ordnungen, Stufen, Kräften, Wirkungskreisen, Eigenschaften und Verhältnissen; sie besaß auch die Mittel mit diesen unkörperlichen Wesen in Verbindung zu treten, die Freundschaft der guten unter ihnen zu erwerben, sich die bösen zu unterwerfen, und mit Hülfe der einen und der andern die wunderbarsten Wirkungen hervorzubringen.

Der romanhafte und subtile Lehrbegriff und die wenig verständlichen Schriften eines Plotinus verloren sich während der langwierigen Finsterniß, welche nach Zerstörung des alten Römischen Reiches über Europa kam: aber die Begriffe und Träume von Mittelgeistern und Zauberkräften, womit der Norden, so wie der Orient, von jeher angefüllt war, erhielten sich; und der immer tiefer einwurzelnde Aberglaube, von Mönchen und Romanendichtern auf alle mögliche Weise genährt, überhob die Adepten dieser Zeiten der ungelegnen Mühe, ihre Behauptungen zu beweisen, oder mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu setzen. Was Wunder, daß selbst während der Dämmerung, welche im funfzehnten und sechzehnten Jahrhun-

dert Europa die Wiederherstellung der Litteratur und höhern Aufklärung der Wissenschaften vorbereitete, jene Afterfilosofie, unter dem Schutze der ehrwürdigen Nahmen eines Hermes Trismegistus, Zoroaster, Orfeus, Pythagoras, Platon u. s. w. sich nicht nur in Ansehen erhielt, sondern sogar wieder eine wissenschaftliche Form gewann, von welcher sich einige der besten Köpfe jener Zeiten verblenden ließen?

Irrthümer, die den Menschen Jahrtausende lang beherrscht haben, sind nicht so leicht zu verdrängen. Sie nehmen alle mögliche Gestalten an, und bedienen sich aller möglichen Kunstgriffe, wodurch eine des Lichtes noch ungewohnte Vernunft hintergangen werden kann. Ehmahls waren es die Mönche und die Verfasser der Ritterbücher gewesen; nun warens Filosofen, Aerzte, Naturforscher, Chymisten, die den popularen Glauben an Geistererscheinungen, wiederkommende Seelen der Verstorbnen, Elementargeister, Kobolde, profetische Träume und Ahnungen, Sympathien und Antipathien, Palingenesien und Metamorfosen, kurz, alle Wunder und Abenteuer der weisen und schwarzen Magie, in ihren Schutz nahmen und mit neuem Ansehen bekleideten. Der Glaube an alle diese Dinge war im sechzehnten Jahrhundert so allgemein, daß man kaum Einen berühmten Mann dieser Zeit

wird nennen können, der nicht mehr oder weniger damit angesteckt gewesen wäre.

Nun hat zwar, Dank sey dem Himmel! diese poetische Art von Filosofie seitdem einer andern Platz gemacht, welche, mit neu erfundnen Werkzeugen bewaffnet, sich gleichsam neue Sinne zu verschaffen und damit die größten Schwierigkeiten zu übersteigen gewußt hat, die ehmahls jedem entgegen standen, der mit der Fackel der Beobachtung ins Innere der Natur einzudringen versuchte. Die verworrenen und ungewissen Formen der Dämmerung scheinen nun in dem immer zunehmenden Tage zerflossen, und die bezauberte Welt von der natürlichen auf ewig verdrängt zu seyn. Aber die Einbildungskraft findet immer wieder Mittel sich im Besitz ihrer alten Rechte zu erhalten. Der Kreis ihrer Wirksamkeit erweitert sich zugleich mit dem Kreise unsrer Kenntnisse. Die Natur (gleich als ob sie eifersüchtig sey, sich über ihren verborgnen Mysterien von sterblichen Augen überschleichen zu lassen) erscheint immer wundervoller, geheimnißreicher, unerforschlicher, je mehr sie gekannt, erforscht, berechnet, gemessen und gewogen wird. Die unendliche Mannigfaltigkeit und der grenzenlose Schauplatz ihrer Wirkungen verschlingt unsern Geist; er verliert sich in einem Ocean von Wundern, an welchen, wie viel wir auch erklären und begreifen zu können meynen,

doch noch immer unerklärbares und unbegreifliches genug übrig bleibt, um die verlegene Imaginazion in ihre alte Lage zurück zu werfen.

Denn was haben wir auch mit den scharfsinnigsten und unwidersprechlichsten Erklärungen alles dessen, was im Himmel, auf Erden und unter der Erden ist, am Ende, zu Befriedigung unsers Vorwitzes gewonnen, als — Erscheinungen zu kennen, deren Ursachen — Wirkungen zu berechnen, deren Kräfte — noch immer Geheimniß sind? Und wenn wir auch das ganze Uhrwerk der Körperwelt bis auf seine ersten Bestandtheile aus einander legen könnten; so nöthigt uns doch am Ende ein Gefühl, dem die Vernunft selbst nachgeben muß, geistige Kräfte anzunehmen, welche der Materie Zusammenhang, Bewegung, Leben, Empfindung und Gedanken geben, die nicht ihr eigen sind: und so befinden wir uns immer wieder da, wo uns die Filosofie gefunden hatte; glauben immer, daß sie uns gerade das nicht sagen könne, was wir am liebsten wissen möchten; und fühlen uns also um so geneigter, jedem Gehör zu geben, der unsre Einbildungskraft in Erwartung setzt, und ihr eine Befriedigung zu versprechen scheint, die sie bey jener vergebens gesucht hatte.

Hierzu kommt noch ein andrer Umstand, der eine eben so natürliche Folge der Aufklärung ist, als er den Geistersehern günstig zu seyn scheint.

Je weiter die Grenzen unsrer Kenntnisse hinaus gerückt werden, je mehr wir die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit der Natur im Detail ihrer Werke kennen lernen; desto weiter dehnt sich auch der Kreis des Möglichen vor unsern Augen aus; und vielleicht ist es gerade der größte Naturforscher, der sich am wenigsten untersteht, irgend etwas, das nicht augenscheinlich in die Klasse der viereckigen Dreyecke gehört, für unmöglich zu erklären.

Seitdem die unersättliche Wißbegierde mit geschärften Sinnen in alle Elemente eingedrungen ist; seitdem uns die Vergrößerungsgläser einen Abgrund von fysischen Wundern, wovon niemand zuvor die mindeste Vorstellung hatte, aufgeschlossen haben; seitdem uns die Entdeckung neuer, von keinem Demokrit oder Aristoteles nur geahndeter Eigenschaften der Materie die Natur von ganz neuen Seiten gezeigt, und der unermüdliche Fleiß der Forscher fast täglich in dem Falle ist, auf Entdeckungen zu stoßen, welche die Hälfte dessen, was man vorher für wahr gehalten, wieder umstoßen oder zweifelhaft machen: seitdem haben auch unsre Begriffe vom Wunderbaren und Natürlichen, Möglichen und Unmöglichen, eine merkliche Veränderung erleiden müssen. Mitten zwischen den grenzenlosen Tiefen des Unendlichgroßen und Unendlichkleinen, wo jeder Sonnenstaub eine Welt, und jede Welt ein

Sonnenstaub, jeder belebte Keim eine ganze Schöpfung, jeder Punkt im Unermeßlichen ein Schauplatz ist, zu dessen Durchschauung das Leben eines Menschen nicht zureichte, lernt der Mensch bescheidner von seinen Einsichten denken, und wird immer furchtsamer zu entscheiden was die Natur könne oder nicht könne, je öfter er schon in seinen zu raschen Urtheilen durch nachfolgende Erfahrungen beschämt worden ist. Vor einigen Jahrhunderten hatte das Wunderbare beynahe alle Begriffe vom Natürlichen aus den Köpfen unsrer Vorfahren verdrängt: jetzt verenget die Natur immer mehr die Grenzen des Wunderbaren, und wir finden uns hier auf allen Seiten von so vielen Unbegreiflichkeiten umringt, daß uns beynahe nichts mehr in Erstaunen setzt.

So günstig indessen dieser Umstand den Geistererscheinungen, besonders den Gespenstern und Mittelgeistern, (welche unter allen Einwohnern der bezauberten Welt noch immer die meisten und scheinbarsten Zeugnisse vor sich haben) seyn mag: so ist doch unser Unvermögen ihre Unmöglichkeit zu beweisen alles, was zu ihrem Behufe daraus geschlossen werden kann.

Und verbietet uns da nicht eben diese Vernunft — welche uns abhält zu entscheiden, daß etwas darum unmöglich sey weil wir uns keine deutliche Vorstellung machen können

wie es möglich sey — etwas bloß darum für möglich zu erklären, weil wir nicht einsehen wie und warum es unmöglich seyn sollte?

Wir befinden uns also hierüber in einem ziemlich wagerechten Schwanken; und das gewisseste wozu wir uns selber bringen können, ist das Gefühl, daß ein erscheinender Geist, an sich selbst und ohne Rücksicht auf besondere Erfahrungen und Zeugnisse, weder etwas so unnatürliches sey, um für ganz unmöglich gehalten zu werden, noch natürlich genug, um uns nicht, in jedem besondern Falle, gegen seine Wirklichkeit mißtrauisch zu machen.

Der Erzähler einer Geistergeschichte, die er als vorgeblicher Augen- oder Ohrenzeuge in ganzem Ernste für wahr giebt, kann sich heutiges Tages darauf verlassen, daß er die meisten Personen von Erziehung und Kenntnissen, sogar diejenigen, die hierin bloße Prätendenten sind, unglaubig finden werde. Wie glaubwürdig auch der Gewährsmann in unsern Augen seyn mag, die Erzählung selbst ist es niemahls; denn es ist einem seiner Vernunft mächtigen Menschen eben so natürlich eine solche Geschichte nicht zu glauben, als zu glauben daß die Sonne morgen wieder aufgehen werde. Dieser Glaube und jener Unglaube beruhen auf einerley Grunde.

Lassen wir aber einen Filosofen auftreten, und in einem ausdrücklich dazu geschriebenen Buche mit scharfsinnigen und scheinbaren Gründen aller Art beweisen, daß alle für historisch wahr ausgegebne Gespenster- und Geistergeschichten auf gar keinem glaubwürdigen Zeugnisse beruhen; und daß diese Erscheinungen, welche man ohne Einwirkung solcher Wesen, die zu keinem der bekannten Naturreiche gehören, nicht erklären zu können glaubt, sich aus bekannten natürlichen Ursachen sehr wohl erklären lassen: augenblicklich wird etwas, das (wenn ich nicht irre) nicht bloß Widersprechungsgeist ist, in uns rege, welches uns drängt, die verfolgten Fantomen in unsern Schutz zu nehmen.

Ich habe oft Gelegenheit gehabt diese doppelte Bemerkung zu machen; und, ohne sie darum für etwas allgemeines zu geben, glaube ich, daß man von dem größern Theile derjenigen, welchen dermahlen die Benennung von Personen von Erziehung zukommt, sagen könne: daß sie, ungeachtet des Unglaubens, den sie allen Erzählungen von Geistererscheinungen, welche bey Gelegenheit in einer Gesellschaft zirkulieren, entgegen setzen, im Herzen doch sehr geneigt sind, die Partey der Geister gegen einen jeden zu halten, der ihnen entweder das Daseyn selbst, oder wenigstens alle Gemeinschaft mit uns irdischen Menschen absprechen wollte.

Mir däucht, diese Neigung habe, außer der Liebe zum Wunderbaren, noch einen besondern Zusammenhang mit der Hoffnung, (die dem Menschen eben so natürlich ist als jene) nach diesem Leben in einem andern persönlich fortzudauern. Von Kindheit an mit Gespenstergeschichten genährt, welche sehr zuversichtlich auf angebliche Erfahrungen oder glaubwürdige Berichte gestützt werden, gewöhnt sich unsre Fantasie, die Gespenster und die übrigen Geister, deren Daseyn auf der Tradizion beruht, als Einwohner jener unsichtbaren Welt anzusehen, in welche dereinst überzugehen unser Schicksal seyn werde. Ohne einen besondern religiösen oder filosofischen Glauben, der uns von diesem künftigen Leben angenehme und wünschenswürdige Vorstellungen macht, ist der Mensch, natürlicher Weise, nichts weniger als geneigt, sich dieses Land der Seelen sehr reitzend vorzustellen. Es sind ihm, wie dem guten Kaiser Hadrian, Loca pallida, lurida, livida, bleiche, bleyfarbne, licht- und freudenleere Gegenden. Der Sund, der zwischen seinem jetzigen Leben und einem künftigen liegt, schneidet alle natürliche Gemeinschaft zwischen beiden ab: er weiß was er zurück lassen und verlieren wird; aber was er gewinnen werde, ist unbekannt oder ungewiß. Er erwartet es also zwischen Furcht und Hoffnung. Aber

da der Gedanke an diese große Veränderung, so gern er ihn gänzlich aus dem Gesichte verliert, sich doch von Zeit zu Zeit aufdrängt, und der Mensch sich nun einmahl nicht verbergen kann, daß es dazu kommen muß: so ist ihm alles interessant, was einer Nachricht aus dem unbekannten Lande gleich sieht; und gerade darum, weil er weiß, daß ordentlicher Weise niemand von dort zurück kommt, bemächtigt sich jeder, der sich als einen außerordentlichen Gesandten oder Ueberläufer aus demselben ankündigt. — so unglaublich auch die Sache an sich selbst ist — seiner ganzen Aufmerksamkeit.

Diese Vorstellungsart liegt, wenn ich mich nicht sehr irre, mehr oder weniger, bey jedem Menschen zum Grunde, auf welche Weise sie auch durch andre Umstände modificiert worden seyn mag. Der Filosof mag sich selber noch so deutlich beweisen, daß Gespenster und Hausgeister (Spiritus familiares) und Wassernixen, welche die Kinder ins Wasser hinab ziehen, um sie mit Mandeln und Rosinen hübsch rund zu füttern und dann aufzuessen, — in eine und eben dieselbe Kategorie, nehmlich in das Fach der Ammenmährchen gehören; der Weltmann mag alle solche Dinge, die nach dem Aberglauben unsrer guten dummen Altvordern riechen, noch so witzig belächeln; und das Hofgesindel des guten Königs von Schlaraffenland

Alcinous mag noch so laut und Bacchantisch über die Leute lachen, die keinen Magen und keinen Bauch mehr haben: Filosofen, Weltleute und lustige Brüder sind am Ende doch nur — Menschen wie andre, und (einen jeden ausgenommen, der ein ordentliches scientifisches Buch gegen die Gespenster geschrieben hat) gilt auch in diesem Stücke von ihnen allen, was Horaz von der Natur überhaupt sagt: „Wie verächtlich wir auch gewisse Gefühle, die allen Menschen gemein sind, von uns stoßen, immer giebt es Augenblicke, wo sie uns unvermerkt überschleichen.“ Wo die Natur den Menschen überhaupt schwach gelassen hat, da ist jeder zu verwunden, hätte er auch die gefährliche Stelle mit siebenfältigem Erze verwahrt.

Diese Erwägungen wären allein schon hinreichend, uns gewisse auffallende Thatsachen begreiflich zu machen, wodurch seit einigen Jahren unsre Zeit, aller ihrer gerühmten Aufklärung zu Trotz, auf einmahl in die dickste Verfinsterung der barbarischen Jahrhunderte zurück zu stürzen scheint. Ein Rückfall, der vielen nicht so unbegreiflich vorkommen würde, wenn sie bedächten, daß, aus immer fortdauernden, in der schwachen Seite des Menschen gegründeten Ursachen, nicht nur Aberglaube und Schwärmerey unter dem größten Theile der Menschen mit der Aufklärung unter dem kleinsten Theile

immer gleichen Schritt hält; sondern daß die Zeiten der größten Verfeinerung, des größten Luxus, und der ungezähmtesten Liederlichkeit, von je her immer diejenigen gewesen sind, wo die schelmischen Schlauköpfe, die von allem diesem zu Erreichung ihrer geheimen Absichten Vortheil zu ziehen wissen, das beste Spiel haben.

Ich berühre diese unangenehm schnarrende Saite bloß darum, weil es sehr gegen meine Absicht wäre, wenn jemand meine bisherigen Betrachtungen so ausdeuten wollte, als ob ich dem groben, und, wofern er minder schädlich wäre, lächerlichen Mißbrauche, der in unsern Tagen von dem Hang der Menschen zum Wunderbaren und Uebernatürlichen gemacht wird, und der in eine wahre Dämonomanie auszuarten anfängt, das Wort reden wollte. Wenn wir gleich eine schwache Seite haben müssen; wenn es sogar wahr ist, daß diese schwache Seite mit gewissen Empfindungen und Neigungen, die einen Theil unsrer Glückseligkeit ausmachen, unmittelbar zusammen hängt: so bleibt darum nicht weniger wahr, daß unser angelegenstes Interesse erfordert, gegen die gefährlichen Täuschungen, denen sie uns bloß stellt, auf unsrer Hut zu seyn. Der Hang zum Neuen und Wunderbaren, das Verlangen, in den Mysterien der Natur ohne langwieriges und anstrengendes Studium inizíiert zu werden, der Glaube an geistige Beweger der

Natur, und an eine unsichtbare Welt, in welche wir überzugehen wünschen, die Deisidämonie, oder die Furcht vor den unsichtbaren Bären, gegen die wir uns eben darum nicht wehren können weil sie unsichtbar sind, der Wunsch, daß das Wasser der Unsterblichkeit, das Elixier der ewigen Gesundheit, das Hütchen des Fortunatus, das Horn und der Becher Oberons, und der Stein der Weisen wirkliche Dinge und in unsrer Gewalt seyn möchten, sind freylich lauter Neigungen und Wünsche, die theils dem menschlichen Herzen, theils der menschlichen Trägheit, Leichtfertigkeit und Albernheit sehr natürlich sind. Aber folgt daraus, daß wir uns, mit geschloßnen Augen und gebundnen Händen, von Isispriestern, Magen, Fakirn, Bonzen, Mystagogen, Traumdeutern, Weisenmeistern, Spähmannen und Thyrspakurn, Schatzgräbern und Geisterbannern, wie die unwissendsten Nord- und Südländischen Wilden, zu Narren machen lassen sollen? — Eben darum, weil der Hang zum Uebernatürlichen, der Glaube an unsichtbare Bären, und der Wunsch mehr zu wissen und zu können, als Menschen wissen und können sollen, das arme menschliche Geschlecht von je her allen diesen Betrügern in die Hände geliefert, ihm dadurch unzerreißliche Ketten angelegt und unheilbare Wun-

den geschlagen hat: eben darum nenne ich diesen Hang, diesen Glauben, diesen Wunsch — die schwache Seite der menschlichen Natur; und eben darum ist es so nöthig, daß wir uns da, wo die größte Gefahr ist, durch die untrüglichen Grundsätze, welche Natur, allgemeine Erfahrung und allgemeiner Menschenverstand darbieten, auch am stärksten zu befestigen suchen.

Euthanasia.

Erstes Gespräch.

Selmar und Wilibald, Bewohner einer kleinen Stadt in **, leben von ihren Schuljahren an in einer Art von freundschaftlicher Verbindung, die weder durch äußere Umstände noch irgend etwas Unverträgliches in ihrer Sinnesart und Lebensweise gestört wird, und sich daher, mancher Ungleichheiten ungeachtet, ja vielleicht eben dieser wegen, schon seit vielen Jahren immer gleich erhalten hat. Durch eine lange Gewohnheit ist es ihnen zum unentbehrlichen Bedürfniß geworden, alle Wochen wenigstens ein Paar Abende allein bey einander zuzubringen, um sich unter vier Augen, in zwangfreyer Offenheit, mit diesem oder jenem, was der Moment zufällig darbietet und was für beide Interesse hat, zu unterhalten. Niemahls oder sehr selten wird eine dritte Person zu diesen traulichen Abenden zugelassen; Blandinen, Wilibalds Schwester, ausgenommen, eine junge Wittwe, die bey ihrem Bruder lebt, und, in einer Ecke des Zimmers mit der Stricknadel beschäftigt, gewöhnlich nur als Zuhörerin an der Unterredung Antheil nimmt;

es wäre denn, daß die beiden Freunde selbst sie darein zu ziehen suchen, oder die Sache, worüber gesprochen wird, von solcher Art ist, daß eine gebildete und gesetzte Person ihres Geschlechts sich ohne Anmaßung berechtigt glauben kann, eine aktive Rolle dabey zu spielen.

Es war an einem solchen Abend, daß folgendes Gespräch vorfiel, zu welchem eine vor kurzen erschienene seltsame Druckschrift die Veranlassung gab. Blandine, die unter andern Vorzügen ein außerordentliches Gedächtniß besitzt, konnte der Versuchung nicht widerstehen, es Tags darauf, ohne Vorwissen ihres Bruders, von Wort zu Wort aufzuschreiben. Eine Freundin, der sie es zu lesen gab, konnte sich eben so wenig enthalten es im Vertrauen einer andern mitzutheilen; und so gerieth es von einer Freundin zur andern endlich in die Hände eines Freundes, der es heimlich abschrieb, und, da er selbst ein Schriftsteller ist, die üble Gewohnheit hat, von allem, was ihm lesenswürdig däucht, gedruckte Abschriften in die Welt zu schicken.

Selmar fand, bey einer seiner nächtlichen Zusammenkünfte mit Wilibald, ein kleines Buch aufgeschlagen auf dem Lesepult seines Freundes liegen. Er nahm es auf, und fand mit einem sichtbaren Ausdruck von Vergnügen, daß es die von einem durch die Buchstaben D. J. K. W** bezeichneten Ungenannten „Jedermann zur Beherzigung und den Psychologen zu unparteyischer Prüfung dargestellte Geschichte der wirklichen Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode“ war.

Ich habe dich doch nicht im Lesen gestört, lieber Wilibald? sagte Selmar, indem er das Buch wieder hinlegte wie es gelegen hatte.

Wilibald.

Ich bin kurz vor deinem Hereintreten damit zu Ende gekommen.

Selmar.

Findest du es nicht auch sonderbar, daß eine so merkwürdige Geschichtserzählung wie diese so wenig Aufmerksamkeit bey den Psychologen und im großen Publiko überhaupt zu erregen scheint?

Wilibald.

Mir, lieber Selmar, käm' es noch viel sonderbarer vor, wenn eine solche Geschichte Aufmerksamkeit erregte.

Selmar.

Und warum das, wenn ich bitten darf?

Wilibald.

Das solltest du mich kaum fragen, wenn du die Schrift des D. W**ls gelesen hast.

Selmar.

Ich habe sie gelesen, und wiederhohle eben darum meine vorige Frage.

Wilibald.

Nun dann, so ist meine Antwort: weil in unsern unglaubigen Zeiten schwerlich Jemand lebt, der sich weiß machen läßt, daß Madame W**l ihrem Gemahl nach ihrem Tode wirklich erschienen sey.

Selmar.

So beweise wenigstens Ich mit meiner Person gegen deine Behauptung. Ich bin, wie du weißt, eben keiner von den leichtgläubigsten, und habe bey weiten den größten Theil der Gespenstergeschichten, deren ich eine unzähliche Menge

in meinem Leben gehört und gelesen, immer mit den Mährchen meiner Mutter Gans in einerley Rubrik gestellt: aber unter jenen allen ist auch vielleicht nicht Eine, an welcher ich so auffallende Kennzeichen der Glaubwürdigkeit und Wahrheit gefunden hätte als an dieser.

Wilibald.

Was die Glaubwürdigkeit der Erzählung betrifft, lieber Selmar, so begehre ich nicht zu läugnen, daß Herr D. W**l sich wirklich einbilden mag, Erscheinungen von seiner Frau nach ihrem Tode gehabt zu haben: aber ob ihm seine Einbildung keinen Streich gespielt, das ist ein Anderes, und davon kann ich mich weder aus seiner Erzählung noch aus seiner Hypothese von der feinern Körperhülle der Verstorbenen, auf keine Weise überzeugen.

Selmar.

Aber ich bitte dich, Wilibald, was kannst du, um der Erzählung einer geschehenen Sache Glauben beyzumessen, mehr verlangen, als alles was du bey dieser vereinigt findest? Der Erzähler ist — wie er selbst mit einer Freymüthigkeit versichert, die das Bewußtseyn voraussetzt, daß Niemand der ihn kennt das Gegentheil behaupten könne — der Erzähler, sage ich, „ist ein Gelehrter, der sich durch Schriften über beynahe alle

filosofischen Disciplinen nicht unvortheilhaft bekannt gemacht hat. Freunde und Feinde (sagt er) müssen ihm bezeugen, er habe von Kindheit an einen bemächtigten Unglauben an Hexen, Gespenster, Geister u. s. w. geäußert, und, so oft sich etwas dieser Art ereignet haben sollte, nichts angelegner gehabt, als die Sache mit der größten Unerschrockenheit selbst zu untersuchen, um ihr auf den Grund zu kommen und sich und andre von der Nichtigkeit solcher Hirngespenster zu überzeugen; und wiewohl der Uebermuth, womit er dabey verfahren zu seyn gesteht, sich in seinen männlichen Jahren allmählich gemildert, so habe er doch nie aufgehört, allen Arten von Vorurtheilen besonders dem Aberglauben auf der einen und dem grundlosen Unglauben auf der andern Seite, bey jeder Gelegenheit eifrigst entgegen zu wirken.“ Diesem Karakter gemäß bewies Herr D. W**l in der ganzen Erscheinungsgeschichte, die er uns bis auf die kleinsten Umstände darzustellen beflissen ist, einen in solchen Fällen vielleicht beyspiellosen Grad von Muth, Besonnenheit und Vorsichtigkeit gegen alle mögliche Täuschung. Er blieb immer so ganz Herr über seine Einbildungskraft, hütete sich so sorgfältig vor jeder Ueberraschung, jedem voreiligem Trugschluß, leistete so treulich alles was von einem zuverläßigen Beobachter gefodert werden kann, daß mir wenigstens keine angebliche Bege-

benheit dieser Art bekannt ist, wobey derjenige, dem sie begegnet seyn soll, nur halb soviel Behutsamkeit angewandt hätte, um weder von sich selbst noch von andern betrogen zu werden. Wenn mich nun ein solcher Mann in ganzem Ernst versichert, daß seine verstorbene Ehegattin, einem vor ihrem Tode gegebenen (wiewohl nachher wieder zurückgenommenen) Versprechen zu Folge, ihm bey völligem Bewußtseyn daß er mit allen seinen Sinnen wache, bey Nacht und sogar bey hellem Tag erschienen sey und ihn vernehmlich angeredet habe: so muß ich bekennen, ich sehe nicht wie ich ihm meinen Glauben versagen könnte. —

Wilibald.

Nehmlich daß er sichs wachend oder träumend eingebildet, ja! diesen Glauben können wir ihm ohne Beleidigung nicht versagen: aber zu glauben daß die Verstorbene selbst sich ihm in eigner Person wirklich dargestellt habe, dazu finde ich, wie gesagt, in seinem ganzen Buche keinen hinreichenden Grund; wiewohl vielleicht Niemand lebhafter wünschen mag, als ich, sich von der Realität einer solchen Erscheinung überzeugen zu können.

Selmar.

Ich bin sehr begierig zu hören, was du gegen den vorliegenden Fall einzuwenden haben kannst.

Wilibald.

So vieles, lieber Selmar, daß ich dir rathe, dich vorläufig mit Geduld zu waffnen; denn du nöthigest mich in eine Untersuchung einzugehen, womit wir vor der Geisterstunde schwerlich zu Rande kommen werden.

Blandine.

Da könnte ja Madame W**l dir, Bruder, und uns andern einen großen Dienst erweisen, wenn sie so artig wäre selbst zu kommen, und ihrem Manne Zeugniß zu geben, daß er sie wirklich gesehen habe. Das würde uns ohne weitere Untersuchung auf einmahl aus dem Wunder helfen —

Wilibald.

— oder uns noch zehnmahl tiefer hinein werfen.

Selmar.

Wie, Blandine? Sie hätten den Muth, sich eine solche Erscheinung zu wünschen, und getrauten sich sie auszuhalten?

Blandine.

Warum nicht? Was sollte ich von einem guten Geiste zu befürchten haben? Zumahl in so guter Gesellschaft —

Wilibald.

— und da die Geister der Verstorbenen, wie der größte aller Geisterseher Swedenborg bezeugt, sich weit mehr vor uns Lebenden fürchten, als wir uns vor ihnen.

Selmar.

Ich denke doch wir würden alle drey große Augen machen, Blandine, wenn wir einen solchen Besuch bekämen; Ihr unglaubiger Bruder vermuthlich die größten. Aber weil sich doch wohl auf eine solche Gefälligkeit gegen unsre Sinnen von Seiten der sel. Frau Doktorin keine Rechnung machen läßt, so würdest du mich sehr verbinden, Freund Wilibald, wenn du einsweilen meinem Verstande zu Hülfe kommen, und mir die Einwendungen ausführlich mittheilen wolltest, die du gegen die Erscheinung der W** lschen Gattin zu machen hast. Alles, was ich mir dabey ausbedinge, ist, daß du dich, da ich kein Filosof von Profession bin, so viel möglich zu mir herablassest, und nichts vorbringest, wozu mehr als Menschenverstand und gewöhnliche Sprachkenntniß erfordert wird.

Wilibald.

Du sollst dich nicht über mich zu beklagen haben, Selmar. Also ohne weiters zur Sache,

oder zu dem, was Herr D. W**l das Experiment und Faktum selbst nennt. Die Dame, die dieses sonderbare Duodrama mit ihm spielt, und die er uns als eine Frau von vorzüglichen Eigenschaften schildert, wurde etwas über ein Jahr vor ihrem Tode von einem bösartigen schleichenden Fieber befallen, welches endlich eine entschiedene Wassersucht herbeyführte, wie der Herr Doktor als Fysiolog vermuthet hatte, ungeachtet sein damahliger Arzt diese Vermuthung lächerlich fand, und behauptete, „daß eine so „starke, große, robuste und junge Frau „in ihren besten Jahren eher alles andre „in der Welt bekommen könne als die Wasser„sucht.“ Gleichwohl traf die Vorhersehung des scharfsichtigern Gemahls nur zu bald ein, und wiewohl ein anderer geschickterer Arzt die Wassersucht dreymahl hob, so mußte doch, da sie zum vierten Mahl wieder kam, auch dieser gestehen, daß alle ärztliche Hülfe und Kunst an dieser hartnäckigen Krankheit scheitern werde. Nun begab sichs, „da der Tod in den beiden letzten Monaten schon ganz unvermeidlich schien,“ daß Herr D. W**l (dessen filosofischer Apathie und jovialischer Fröhlichkeit auch eine so traurige Aussicht nichts anhaben konnte) seine todtkranke Gemahlin „mehr im Scherz als im Ernste bat, „ihm (wenn es ihr anders möglich seyn „sollte), auf irgend eine für ihn ganz

„untrügliche, völlig überzeugende und „befriedigende Art bald nach ihrem Tode „wieder zu erscheinen; damit er, wiewohl von „der Unsterblichkeit der menschlichen Seele „als Mensch und als Christ überzeugt, auch „als Filosof von der lebendigen Fortdauer „des menschlichen Geistes nach diesem Leben auf „immer außer allen Zweifel gesetzt wer„den möchte.“ — Die gefällige Frau, wiewohl sie zweifelte, ob ihr „die pünktliche Erfüllung eines solchen Versprechens möglich seyn würde,“ gab ihm doch „mit liebevollem Lächeln und feyerlichem Ernst ihr Wort, daß sie ihm wo möglich nach ihrem Tod erscheinen wolle; nahm aber ihr Versprechen am Abend vor ihrem Ableben (aus Beweggründen, die den Filosofen, der ihr so etwas zumuthete, billig hätte beschämen sollen) wieder zurück, und bat ihn sehr ernstlich, sie desselben zu entlassen: entweder weil sie in Geheim befürchtete, daß sie durch ihr gegebenes Wort gezwungen seyn könnte, ihm auch wider ihren Willen zu erscheinen; oder weil sie die Erfüllung desselben für eine Pflicht hielt, wovon ihr Gemahl allein sie loszählen könne.“ Dieser entließ sie also ihres Versprechens mit Freuden, und von nun an ward nicht wieder daran gedacht.

Vierzehn Tage nach ihrem Tode, am 31. Jul., erhielt Herr D. W**l einen Besuch von seiner

alten Mutter und der ältesten Tochter seines Bruders. Abends, da sie in der Hinterstube, neben der Schlafkammer, worin die Frau Doktorin gestorben war, in traulichem Gespräche beysammen saßen, sagte die Mutter auf einmahl: Ich begreife nicht was mit dem Lichte vorgeht; der Wind scheint es beynahe auszulöschen und doch weht draußen kein Lüftchen, das Fenster ist auch zugemacht, und es ist kein Zug auf dem Tische möglich. Ey, sagte die Nichte, wie der Wind draußen im Schlafkabinett braust und hier mit dem Vorhang weht! Er muß also doch gehen. — Um sich hiervon zu überzeugen, öffnete der Herr Doktor (der weder von dem Fackeln des Lichts noch von dem brausenden Wind im Schlafkabinett etwas gemerkt zu haben scheint) das Fenster, „konnte aber nicht den geringsten Luftzug oder auch nur ein sanftes Wehen wahrnehmen; vielmehr schien die ganze Natur zu „schlummern, und vom höchsten Grade der Hitze „ermattet dahingesunken zu seyn.“ — Nun, Blandine, was sagst du zu diesem Wunder?

Blandine.

Es ist offenbar, sollt' ich meinen, daß entweder die beiden Frauenzimmer getäuscht würden, oder das Wehen und Brausen eine Ursache gehabt haben muß.

Selmar.

Eine Ursache allerdings; aber was für eine natürliche Ursache läßt sich hier denken?

Blandine.

Zu einer körperlichen Bewegung denke ich mir immer eine körperliche Ursache, wenn ich sie gleich nicht immer bestimmt angeben kann. Wie oft begegnet nicht, daß wir, zumahl bey Nacht, etwas sehen oder hören, ohne daß wir uns von der eigentlichen Ursache gewiß machen können? Am Ende hatte wohl die Nichte Recht; es wird doch ein Wind gegangen seyn. Auf jeden Fall hätte Herr W**l wohl gethan, uns die ganze innere Beschaffenheit seiner Wohnung aufs genaueste zu beschreiben.

Selmar.

So viel wenigstens sagt er ausdrücklich, daß aus dem Schlafkabinett oder Alkoven ein kleines Fenster in die Stube, worin sie sich befanden, gehe —

Wilibald.

Und daß dieses kleine Fenster verschlossen gewesen, sagt er nicht ausdrücklich. Es ist also zu vermuthen, daß es offen war.

Blandine.

Ehe ich ein Wunder glaube, will ich mir lieber einbilden, daß eine Fledermaus das Gebrause in dem Schlafzimmerchen, und, etwa durch ein Loch in der Fensterscheibe, das Wehen des Lichts auf dem Tische hervorgebracht habe.

Wilibald.

Bravo, Schwester! Auch unser Filosof war nicht weniger ungläubig als du, und suchte (wie er versichert) den beiden Personen das bemerkte Wehen und Windbrausen „ganz natürlich zu erklären, ohne dabey im Mindesten an etwas anders zu denken." Die Sache mußte ihm also als etwas ganz natürliches vorkommen; nur hätte er seine natürliche Erklärung den Lesern um so weniger vorenthalten sollen, da er überhaupt kein Bedenken trägt, seine Erzählung ohne alle Noth und wo seine Umständlichkeit für die Hauptsache ganz überflüssig ist, bis zum Ueberdruß der Leser in die Länge und Breite auszudehnen. Noch sonderbarer ist, daß „Tags darauf derselbe Fall wieder eintrat, aber die Aufmerksamkeit der drey anwesenden Personen im „Ganzen (wie Herr W. sich ausdrückt) noch „weniger auf sich zog als Abends zuvor; „wiewohl auch an diesem ersten August kein „wehendes Lüftchen in der Atmosphäre zu spüren „war." — Ungeachtet dieser wenigen Aufmerk-

samkeit auf ein so außerordentliches, zum zweyten Mahl wiederkommendes Ereigniß, (welche mir weder an den beiden Frauenzimmern noch an dem Herrn Doktor selbst sehr natürlich scheint) ging Er dennoch „erst ohne Licht, hernach mit brennendem Wachsstock in das Schlafkabinett, um zu sehen, ob etwa die in den Hof gehenden Fenster offen stünden und den Zug beförderten. Aber alles war zu, und nicht der geringste Zug vorhanden.“ — Nun erklärte der Herr Doktor dieses ganze Wehen theils für sinnliche Täuschung, theils für etwas sehr Natürliches, weil doch wenigstens die Thür offen stehe; „ohne daß er auch jetzt sich irgend einen andern Gedanken einfallen ließ, noch (wie er sagt) sich einfallen lassen konnte.“ Ich gestehe, daß ich diese Unmöglichkeit nicht einsehe; im Gegentheil, jeder andre in seiner Lage würde durch eine unfreywillige, aber höchstnatürliche Wirkung der Einbildungskraft und des Gedächtnisses genöthigt worden seyn, an das ehmahlige Versprechen der kürzlich Verstorbenen zu denken. Sie hatte es zwar mit seiner Bewilligung zurückgenommen: aber war es denn unmöglich, daß Sie ihren Sinn zum zweyten Mahle geändert hätte? Und wenn dieß der Fall war, ist es denn etwas so undenkbares, daß der mehrbesagte unerklärbare Wind eine Art von schonender Anmeldung seyn konnte, wo-

durch sie ihren Gemahl zu einer künftigen Erscheinung vorbereiten wollte? —

Blandine.

Halt, Bruder! Mir fällt ein Ausweg ein, wie es mit diesem anscheinenden Wunder ganz natürlich zugegangen seyn könnte.

Selmar.

Lassen Sie hören!

Blandine.

Man hat Beyspiele, daß es muthwillige Spaßvögel giebt, die sich kein Gewissen daraus machen, mit so hochgelahrten und treuherzigen Leuten, wie unser Doktor zu seyn scheint, bey Gelegenheit ihr loses Spiel zu treiben. Könnte nicht der Inhalt der zwischen Herrn W. und seiner sterbenden Gattin, des Erscheinens wegen, in Gegenwart der Krankenwärterin vorgefallenen Unterredung, auf diese oder jene Art, einem solchen Spaßmacher zu Ohren gekommen seyn? — Bey nächtlicher Weile läßt sich leicht eine kleine Leiter an eines der in den Hof gehenden Fenster, die der großen Hitze wegen offen standen, anlegen. Braucht es sodann mehr als einen tüchtigen Blasebalg, um in dem Schlafkabinett so viel Wind zu machen, als nöthig war, damit Licht und Vorhang in dem anstoßenden Zimmer durch die

offenstehende Thür in einige Bewegung gerathen konnten?

Wilibald.

Deine Hypothese läßt sich hören, Blandine, und wir werden uns vielleicht noch gezwungen sehen, unsre Zuflucht zu ihr zu nehmen. Für jetzt folgen wir der Entwicklung dieser in ihrer Art einzigen Gespenstergeschichte. Am Abend desselben Tages legt sich der Herr Doktor zur Ruhe, kann aber so wenig als an den vorgehenden vierzehn Tagen und Nächten schlafen, und sieht sich daher genöthigt, „zum Zeitvertreib an seine gelehr„ten Arbeiten, Beschäftigungen und Plane (kurz, „eher an alles andere als an seine selige Frau) „zu denken.“ — Auf diese Weise „war es bey „stiller mondheller Nacht über halb Eins gewor„den, als auf einmahl, wie es ihm vorkam, ein „plötzlicher Sturmwind sich erhob und „zuerst zu dem kleinen, offenstehenden, oben „an der Decke befindlichen Alkovenfenster„chen, von dem vordersten Sahl an der Treppe „aus dem Hofe herein, so stark zu blasen „schien —“

Blandine, zu Selmar leise.

Merken Sie Sich den Sturmwind, der zu blasen scheint —

Wilibald.

— daß sein Deckbette wirklich in eine starke Bewegung gerieth. „Sein erster Gedanke war, Gott zu danken, daß doch wieder einmahl ein kühles Lüftchen wehe;“ aber, dieses frommen Dankgefühls ungeachtet, wandte er sein nach der Wand des Alkovens gerichtetes Gesicht verdrießlich auf die Seite vor dem Bette herum. Siehe! da fühlte er, „daß ein eiskal„ter Wind ihm unter der durch denselben auf„gehobenen Decke auf den Rücken blies, und es „nicht anders war, als ob ihm jemand sein „Deckbette mit Gewalt entreißen wolle.“ — Demungeachtet ließ sich Herr W**l noch immer nicht einfallen, daß etwas anders als ein wirklicher Sturmwind so unhöflich seyn könne. Ich will doch aufstehen, dacht' er weislich, und die Fenster zumachen. Gesagt gethan! Aber als er zu den Fenstern auf die Straße hinaus sah, war kein Lüftchen weder zu fühlen noch zu hören. Er machte nun auch die Fenster auf der hintern Etage zu, und konnte auch dort nichts von einer Bewegung der Luft verspüren. Das scheint nun allerdings nicht recht natürlich zugegangen zu seyn, und dennoch machte es auf den hartglaubigen Mann „nicht den mindesten Eindruck.“ Er ging ruhig in sein Bette zurück; freylich nicht um zu schlafen, sondern bloß „um seine unterbrochnen

„Meditazionen weiter fortzusetzen, „ohne sich vor der Hand um diesen Zufall weiter „zu bekümmern.“

Was für eine Vorstellung will Herr W**l daß wir uns von ihm machen sollen? Er hört mitten in der windstillsten Nacht plötzlich einen Sturmwind, der ihm die Bettdecke nehmen will und ihm von der Wand her eiskalt in den Rücken bläst; wie er aufsteht, um sich genauer zu erkundigen, überzeugt er sich, daß nicht das leiseste Lüftchen geht, und doch fällt ihm nur nicht ein, sich darüber zu verwundern und der Ursache eines so unnatürlichen Vorfalls nachzudenken. Das heiße ich doch das Epikureische Nil admirari weit getrieben!

Selmar.

Ich auch; indessen beweiset es mir die erstaunliche Unbefangenheit des Mannes bey dieser Geschichte, und wie wenig diese unerklärbaren Ereignisse auf seine Einbildung wirkten! wie völlig er also in der Verfassung war, die dazu erfordert wird, eine außerordentliche Begebenheit mit kaltem Blut und freyem Geiste zu beobachten.

Wilibald.

Es fällt ziemlich stark in die Augen, daß unser Filosofus diese Meinung von sich zu erwecken beflissen ist, um desto glaubwürdiger zu scheinen,

wenn er endlich, nach so vielem Präambulieren, zur Hauptsache kommen wird. Indessen bleibt gerade diese seine Gleichgültigkeit, wenn sie nicht angenommen ist, immer ein noch größeres Wunder als der Sturmwind bey ruhiger Luft; und ich denke mich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es mit dem besagten Sturmwinde nicht so ganz richtig zugegangen seyn müsse. Es könnte leicht seyn, daß Blandinens Blasebalg hier im Spiel gewesen wäre. Vierzehn schlaflose Nächte hinter einander müssen endlich den kältesten Kopf erhitzen, die derbsten Fibern schlaff und die stärksten Nerven allzu reitzbar machen. Tief in der Nacht kann ein Mann, der sich in diesem Falle befindet, zwischen Wachen und Schlummern den plötzlichen Wind aus einem Blasebalg leichtlich, einen Augenblick lang, für einen Sturmwind halten. Fenster und Thüren standen offen, und das Wohnhaus des Herrn Doktors — wiewohl wir uns aus dem, was er nach und nach davon offenbart, keinen sehr deutlichen Begriff machen können — scheint doch so beschaffen zu seyn, daß der Spaßvogel, der in Blandinens Hypothese diesen Spuk macht, gar wohl Mittel und Wege finden konnte, einen Mann, der so fest entschlossen war keine Gespenster zu glauben, um so leichter zu täuschen, je weniger Mißtrauen dieser in sich selbst setzte. Und daß der Sturmwind so gar arg nicht gewesen

seyn könne, läßt sich auch schon daraus schließen, daß Herr W**l so wenig daraus machte, ihn in seiner Danksagung an Gott nur für ein kühles Lüftchen gelten ließ, und, sobald er sich von der Stille der äußern Luft überzeugt hatte, ruhig wieder zu Bette stieg, „ohne die Sache des geringsten Nachdenkens zu würdigen.“

Aber nun erfolgte etwas, das seinen Gedanken auf einmahl eine andere Richtung gab. Wie er in seinem Alkoven zurückkehren wollte, schlug sein Hund, Mignon (der in einem Korbe neben ihm zu schlafen pflegte) an, da er doch, kurz zuvor, bey dem Geräusch (des Sturmwindes oder des aufsteigenden Doktors?) munter geworden war und sich, ohne einen Laut von sich zu geben, gescharrt hatte. Nichts scheint weniger außerordentlich, als daß der Hund, der bisher geschlafen, durch das Geräusch, das der Herr Doktor beym Aufstehen machte, halb aufgeweckt und seinen Herrn witternd, sich ohne anzuschlagen bloß vollends aus dem Schlaf kratzte, und erst, da der Herr zurückkam, zu bellen anfing, um ihm einen Beweis seiner Wachsamkeit zu geben. Aber der Herr Doktor (dessen Imaginazion so unthätig nicht gewesen seyn mochte, als er uns glauben machen will, und der sich plötzlich erinnert zu haben scheint, daß die Hunde, wenn sie ein Gespenst wittern, vor Furcht keinen Laut von sich geben sollen) „fand es sonder-

bar," daß der Mignon, der sonst bey jedem Geräusch zu bellen pflegte, jetzt nicht den geringsten Laut von sich gab. „Du willst doch, dachte „er zum Scherz, falls es ja möglich seyn „sollte, daß etwa deine selige Gattin ein „Späßchen mit dir machen wollte und „könnte, laut fragen: Wer da? Bist du's, „Hannchen?" — Und so that er!

Blandine.

Und was antwortete Hannchen ihrem scherzhaften Ehgemahl?

Wilibald.

Leider keine Sylbe! Aber es war nicht anders, sagt Herr W**l, als ob Etwas durch das Alkovenfensterchen nach dem Vorsahl hinaus an die Treppe kletterte, ein kleines Geräusch, wie etwa eine Katze, machte, und klink, klirr! ging es silberhell in dem Alkovenfensterchen, als wenn jemand mit dem Finger daran schnippte. „Sogleich (fährt er fort) sprang ich zum Bette heraus, warf den Schlafrock um, eröffnete die Sahlthür und untersuchte den vom Mond erhellten Vorsahl, die Treppen und das ganze Haus, so weit es nicht verschlossen war; aber alles vergebens. Auch keine Thür war offen; keine ging auf oder zu, ob ich

gleich auf alles genau gemerkt, und jede Bewegung wahrgenommen haben würde.“

Ich muß gestehen, sagte Selmar, und hielt wieder inne, etwas verlegen, wie es schien, über das was er gestehen wollte.

Blandine.

Nicht wahr, daß Hannchen, wenn Sie die Katze war, die durch das Fensterchen nach dem Vorsahl hinaus die Treppe hinan kletterte und das Fensterglas klirren machte, in der That für einen seligen Geist ein sehr sonderbares, um nicht zu sagen, albernes Späßchen mit ihrem gewesenen Manne trieb.

Wilibald.

Auch wollen wir uns nicht so gröblich an ihr versündigen, und einer so verständigen, guten und christlichen Frau, wie Herr W**l sie uns weitläufig abgeschildert hat, eine so unziemliche Spaßhaftigkeit zutrauen; wenn gleich ihr selbst so scherzlustiger Gemahl es nicht für unmöglich hielt, daß sie sich etwa ein Späßchen mit ihm machen wolle, und „weil er dieß denn doch nicht glauben konnte,“ lieber annahm, daß hier etwas Unbegreifliches vorgegangen, als daß, wenn irgend ein unbekanntes Wesen bey nächtlicher Weile durch ein Alkovenfensterchen hinausschlüpft und eine Treppe hin-

ankletternd ein Geräusch wie etwa eine Katze macht, dieses unbekannte Wesen eine wirkliche leibhafte Katze gewesen sey. Wie die Katze in den Alkoven gekommen, was sie darin gesucht, warum sie sich durch das Fensterchen wieder zurückgezogen, und mit welchem Grade von forte oder piano dieß habe geschehen müssen, um an dem vermuthlich wackelnden Glase ein silberhelles Klirren hervorzubringen? ob man von allem diesem das wie und warum angeben könne oder nicht, thut nichts zur Sache: genug, wir brauchen nur anzunehmen, daß eine wahre natürliche Katze den Spuk verursachte, so erklärt und begreift sich jeder Umstand von selbst; auch der, daß der Herr Doktor keine Thür auf- und zugehen hörte und alles, was nicht immer offen war, verschlossen fand. Denn daß die Katzen, wenn sie nur erst eine Treppe gewonnen haben, keine Thüren auf- und zuzuschließen brauchen, um sich aus dem Staube zu machen, kann für einen so geübten Naturforscher nichts befremdendes haben. Und dennoch hatte diese kleine Kette unerwarteter, obgleich (den Sturmwind ausgenommen) höchst unbedeutender Ereignisse das Gehirn des guten Mannes so stark angegriffen, daß ihm die Sache vor der Hand unbegreiflich war. Es ging ihm wie dem Demokritus, von welchem die Abderiten, seine Mitbürger, erzählten, er habe sich acht Tage lang den Kopf dar-

über zerbrochen, warum die Feigen, die ihm seine Köchin vorgesetzt, nach Honig riechen und schmeckten, bis ihm diese endlich aus Mitleiden entdeckte, die Feigen hätten einige Tage in einem Honigtopfe gelegen. Tiefsinnige Leute übersehen oft die wahre Ursache eines Dinges bloß deßwegen, weil sie ihnen vor der Nase liegt. Die Einbildungskraft unsers Doktors war nun einmahl aufgeregt; je mehr er über die Sache nachdachte, je weniger „vermochte er der wahren „Ursache dieser frappanten Begebenheit auf die „Spur zu kommen.“ Daß vielleicht ein Blasebalg und eine Katze im Spiel seyn könnte, fiel ihm so wenig ein, als dem edeln Ritter von Mancha, daß die Riesen, die ihm in der Ebne von Montiel aufstießen, nur Windmühlen seyn könnten. Kurz, allem seinem Unglauben zu Trotz, richtete er — eine lange herzbrechende Anrede an die Verstorbene. „Solltest du es „wirklich seyn, theures Hannchen, sagte „er mit leiser Stimme, so gieb mir deine „Gegenwart auf eine untrügliche, gewisse, „ganz unzweydeutige Art zu erkennen. „Bis jetzt muß ich noch der unglaubige „Thomas bleiben, u. s. w. Offenbare dich „mir also, wenn es dir wirklich möglich und „gefällig seyn sollte, auf eine unzweifelhaft zu„verläßige Art, wo möglich auf eine hand„greifliche; mit dieser jetzigen, wofern es

„eine seyn sollte, könnte ich mich unmög„lich begnügen, wofern du nicht stärker, völ„lig untrüglich gewiß dich mir offenbar„test oder erschienest.“

Blandine.

Eine handgreifliche Offenbarung ist, dünkt mich, eine seltsame Zumuthung von einem Filosofen an einen Geist. Eine tüchtige Ohrfeige von Hannchens Hand würde ihm also für einen vollständigen Beweis der Unsterblichkeit der Seele gegolten haben?

Wilibald.

Und so wäre es ja ein wahres Unglück für ihn gewesen, daß dein postulierter Spaßvogel in diesem Augenblick nicht bey der Hand war, und Gewandtheit genug besaß, dem Herrn Doktor bey dieser Apostrofe an das sel. Hannchen in den Rücken zu kommen?

Blandine.

Ich bin sehr begierig zu hören, wie die gute Dame sich bey dieser Beschwörung benahm, worin ihr Thomas so viel Glauben und Unglauben zugleich zeigte.

Wilibald.

„Auch auf diese Aufforderung (sagt der naive Mann) blieb alles so still wie vorher.“

Blandine.

Dacht' ichs doch! Die Bedingungen, worauf er so eigensinnig besteht, sind für eine so kürzlich verstorbene Frau auch gar zu hart. Um ihnen genug thun zu können, hätte es in ihrer Macht stehen müssen, ihren schon vierzehn Tage begrabenen Leichnam wieder zu beleben.

Wilibald.

— und, um ihren Mann recht handgreiflich von ihrer Gegenwart gewiß zu machen, hätte sie sich wohl gar entschließen müssen, wie die berüchtigte Braut zu Korinth, mit ihm zu Bette zu gehen. Das wäre wenigstens freundlicher gewesen, als die Ohrfeige, wodurch du an ihrem Platz, wie es scheint, ihm dein Daseyn manifestiert hättest. Aber, ernsthaft von einer so ernsthaft possierlichen Sache zu reden, ich finde deine Bemerkung über das seltsame Schwanken des Doktors, zwischen seinem Glauben und Unglauben an Hannchens Gegenwart, sehr richtig. Könnte wohl etwas Lächerlicheres seyn, als diese pathetische, wiewohl mit leiser Stimme (als schämte er sich vor sich selbst und Ihr) vorgebrachte Aufforderung, wofern er nicht voraussetzte, daß sie ihn hören könne?

Selmar.

Ihr verfahrt auch gar zu hart mit dem ehrlichen Doktor, der euch schon durch die bloße so

naiv treuherzige und arglose Art, wie er sich selbst und sein Hannchen der Welt Preis giebt, zu einer mildern Behandlung bewegen sollte. Bedenke wenigstens, lieber Wilibald, daß es dem Doktor hier um ein Experiment zu thun ist, wobey es auf nichts geringeres ankommt, als mit Gewißheit auszumachen, ob ihm seine verstorbene Frau wirkliche Beweise von ihrer fortdauernden Persönlichkeit in einem neuen geistigen Leben bereits gegeben habe oder noch geben werde. Da ist denn doch, däucht mich, unläugbar, daß er bey diesem Experiment mit der größten Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart und mit der behutsamsten Vorsicht zu Werke gegangen. Denn noch in derselben Nacht, wo ihm alle diese ungewöhnlichen Dinge begegnet waren, schrieb er alles Vorgefallene mit Kreide auf den Tisch, um sich früh Morgens desto fester davon überzeugen zu können, daß es keine Täuschung seiner Fantasie gewesen. Sein Eifer, hinter die wahre Ursache jener ihm unerklärbaren Ereignisse zu kommen, war so groß, daß er ebenfalls noch in der nehmlichen Nacht einen Versuch mit dem Alkovenfensterchen machte, ob er auf irgend eine Art einen ähnlichen hellen Klang hervorbringen könnte: es wollte ihm aber eben so wenig gelingen, als ihn die Erklärungen befriedigten, die er sich selbst zu geben vermochte. Auch Blandinens Katze, ja sogar der Gedanke, daß irgend

ein Spaßvogel im Spiel seyn könnte, fiel ihm endlich ein: aber da er nicht einsah, wie die Katze zum Alkoven herein oder heraus hätte kommen können, ohne von dem Hunde angebellt oder von ihm selbst gesehen zu werden: so giebt er diese Hypothese wieder auf; zumahl da der wunderbare Sturmwind, der ihm beynahe die Bettdecke nahm, und ihm von der Wandseite eiskalt an den Rücken blies, durch die Katze nicht zu erklären war. Daß aber irgend ein Schalk ihn etwa zum Besten haben wollen, findet er darum nicht denkbar, „theils weil kein Mensch im Hause etwas von der Sache wußte, theils weil er in seinem Schlafkabinett jede Katze, also noch mehr jeden Menschen draußen auf der Treppe hätte schleichen hören.“ Da er sich also diese Dinge schlechterdings nicht aus natürlichen Ursachen zu erklären wußte, was Wunder, wenn der Gedanke, daß seine Verstorbene vielleicht daran Theil habe, sich ihm wider seinen Willen aufdrang? Nun konnte und wollte er zwar diesem Gedanken ohne die vollständigste Ueberzeugung kein Gehör geben: da er aber gleichwohl für die Unmöglichkeit einer solchen Erscheinung keinen entschiedenen Grund zu haben glaubte, was hätte ihn abhalten sollen, bey dieser Gelegenheit einen Versuch zu machen, wobey, wie er auch ausfallen möchte, in keinem Fall nichts zu wagen war?

Wilibald.

Wenn ich mich nicht schämte, daß verständige Leute, wie wir zu seyn glauben, sich länger bey solchen Armseligkeiten aufhalten sollten, so hätte ich noch manches gegen die Abneigung unsers Filosofen, sich die Abenteuer dieser Nacht aus natürlichen Ursachen zu erklären, einzuwenden. So beweisen z. B. alle vergebliche Versuche, die er angestellt, um noch einmahl einen so hellklingenden Ton aus dem Alkovenfensterchen hervorzulocken, nichts gegen meine Behauptung, daß es natürlich damit habe zugehen können. Aehnliche Fälle, wo eine bekannte oder unbekannte Ursache zufälliger Weise eine Wirkung hervorbringt, die mit aller angewandten Mühe und Kunst nicht wieder zu bewirken ist, kommen so häufig im gemeinen Leben vor, daß es lächerlich wäre mehr davon zu sagen. Eben so ist es ja nicht unmöglich, daß etwa eine Dienstmagd, oder auch eine andre Person im Hause, ein eben so leises Gehör gehabt haben könnte als der Herr Doktor, und unbemerkt gehorcht hätte, wenn er sich etwa mit seiner Mutter und Nichte über den nächtlichen Spuk am 31. July und 1. August besprochen; so daß Herr W**l leicht zu rasch urtheilen könnte, da er die Dazwischenkunft irgend eines leichtfertigen Spaßvogels für etwas Undenkbares hält. Aber wenn wir auch so gefällig seyn wollten, als er nur immer verlangen

kann, was wäre damit gewonnen, als daß wir am Ende annehmen müßten, das sel. Hannchen sey selbst der Spaßvogel gewesen, und habe sich wirklich eine kleine, zwar unschuldige, aber etwas kindische Kurzweile mit ihrem ehmahligen Ehekonsorten gemacht; Sie sey es gewesen, die den übernatürlichen Windstoß in seiner Stube und Schlafkammer erregt, und ihm, wie er sich im Bette von der Wand wegkehrte, eiskalt in den — Rücken geblasen haben; Sie sey durch das Alkovenfensterchen wie eine Katze die Treppe hinaufgeklettert, und Sie habe das silberhelle Klirren des Fensterglases hervorgebracht. Ich gestehe, daß ich an Herrn W**ls Platz lieber Katzen und Ratten, Nachtvögel, Spaßvögel und Blasebälge zur Erklärung jener kleinen Ereignisse zu Hülfe rufen, als den Verdacht einer so läppischen, einem Geist aus der bessern Welt so unanständigen Spielerey auf meine gewesene Gattin bringen wollte. Wenn etwa ihre Meinung gewesen wäre, ihn auf eine künftige sichtbare Erscheinung allmählich vorzubereiten, sollte sie — die (nach ihres Gatten Versicherung) als Weise und Christin so exemplarisch gelebt und geduldet hatte, und so erbaulich gestorben war, — sollte sie keine edlere, ihres Karakters und neuen Standes würdigere Mittel dazu haben erfinden können? Würde sie wohl die treuherzige Frage, bist du es, Hannchen? mit einem

Eulenspiegelstückchen beantwortet haben? Oder würde sie ihm nicht auf seine so ernstliche und dringende Beschwörung, wo nicht eine befriedigende Antwort, doch wenigstens ein christliches Zeichen gegeben haben?

Selmar.

Ich bitte nicht zu vergessen, daß Herr D. W. nicht behauptet, daß seine verstorbene Frau die Urheberin der sonderbaren Dinge gewesen sey, die ihm in jenen drey Nächten aufstießen. Er findet diese Dinge bloß unerklärbar, und wenn er für möglich anzunehmen scheint, daß die Verstorbene dabey geschäftig gewesen, so sollten wir vielmehr seine Einbildungskraft, die es ihm vorspiegelt, als seinen Verstand, der ihr widerspricht, deßwegen in Anspruch nehmen. Kurz, er erzählt uns die Fakta, wie er sie aufs genaueste beobachtet zu haben sich bewußt ist, und gesteht nur, daß sie ihm unbegreiflich sind.

Wilibald.

Sehr natürlich! Da er für einen ungewöhnlich starken Geist gelten möchte, der durch nichts aus seiner Fassung zu bringen ist, und sich nur auf handgreifliche Beweise ergiebt: so scheint er wohl selbst gefühlt zu haben, wie übel es sich schicken würde, wenn es das Ansehen hätte, als

ob er sich durch so zweydeutige Anscheinungen von seinem Unglauben bekehren ließe. Aber giebt er denn nicht durch die feyerliche Anrede an sein Hannchen — selbst indem er sie versichert noch immer der alte Thomas zu seyn — unläugbar zu erkennen, daß er an ihre Gegenwart glaubt und es nicht für unmöglich hält, daß die Neckereyen jener Nächte von ihr herrühren könnten?

Selmar.

In der That scheint dieß, wenigstens in der Nacht zwischen dem 2. und 3. August, der Fall gewesen zu seyn. Aber schon am folgenden Nachmittag hatte er diese kleine Anwandlung von menschlicher Schwachheit so völlig wieder überwunden, daß er seinen vertrauten Freund, den Advokaten K., aufs positivste versicherte, er könne das Vorgegangene unmöglich für untrügliche Kennzeichen der Anwesenheit seiner Gemahlin halten: nur unzweydeutigere, untrüglichere, ganz sichere könnten ihn davon überzeugen; Sie müßte ihm NB. in eigner Person erscheinen und mit ihm reden.

Wilibald.

Gleichwohl ist aus dem unmittelbar folgenden klar, daß er selbst in diesem Augenblicke nicht recht wußte was er wollte. Er versichert den Advokaten K. (dessen kindische Gespenster-

furcht mit der prahlerischen Herzhaftigkeit unsers Filosofen sehr komisch kontrastiert) „daß er zwar, „wie bisher so auch künftig, in allen Fällen vor„sichtig und behutsam, aber auch unerschrocken, „muthig und entschlossen seyn werde, und daher „diesen Abend in derselben Kammer und in dem„selben Bette, worin seine Frau gestorben, ganz „ruhig zu schlafen gedenke, indem er versichert „sey, daß ihr Geist die Erde verlassen „habe, um dieselbe niemahls wieder „zu begrüßen. Indessen sollte ihm doch ihre „Erscheinung das größte Vergnügen machen, weil „dadurch sein Wunsch erfüllt würde, sich auch „als Filosof auf immer von der persönlichen „Fortdauer unsers Geistes nach dem Tode völlig „zu überzeugen. Zu fürchten sey da ohnehin „nichts, weil Sie ihm, selbst bey einer hand„greiflichen Erscheinung, gewiß nichts zu „Leide thun würde, es auch nicht vermöchte, „da sie (wie er glaubte) ihm in keiner andern „als in Gestalt eines körperlosen Schat„tens und bloß luftigen Wesens erschei„nen könnte." „Doch, ich werde (setzt er so„gleich hinzu) nichts von dem allen sehen, empfin„den, erfahren, sondern vortrefflich schlafen, und „bloß im Traume mich sehr angenehm „mit der Verblichenen kindlich unter„halten, nur im Traume sie erblicken und „vielleicht gar umarmen; nur auf diese

„Art wird sie mir erscheinen; sonst glaube ich „an keine andere Wiedererscheinung, auf die „ich gewiß ewig vergeblich warten müßte.“ Die Erfahrung rechtfertigte seine Voraussehung: er schlief in Hannchens Sterbebette so gut wie er seit langer Zeit nicht geschlafen hatte; auch erschien sie ihm im Traume (was sie seit ihrem Tode fast alle Nächte gethan hatte) und offenbarte ihm (wie er sich ausdruckt) durch freundschaftlichen Umgang ihre liebevolle Gesinnung gegen ihn. Eben dasselbe widerfuhr ihm auch in der folgenden Nacht; er schlief, bloß im lieblichen Traume mit der „Verstorbenen auf die ange„nehmste Art beschäftigt,“ ungestört bis gegen fünf Uhr. Sollte man nun nicht meynen, Herr W**l, so überzeugt als er ist, daß seine Frau ihm auf keine andre Art als im Traume erscheinen könne, und bey seiner mehrmahligen Entschließung, ruhig abzuwarten, bis sich etwa eine natürliche Auflösung des Unbegreiflichen in seinem Abenteuer ergeben möchte, sollte man, sage ich, nicht meynen, er werde sich nun, mit der außerordentlichen Geistesstärke, auf die er sich so viel zu Gute thut, diese Dinge aus dem Sinne schlagen, sich den Kopf nicht vergebens „auf seinem Sofa mit ernsthaftem Nachdenken darüber“ zerbrechen, und sich dadurch recht geflissentlich in dem ewigen Schwanken zwischen einem Glauben und einem Unglauben, die ein=

ander immer wechselsweise ein démenti geben, zu erhalten suchen? Aber theils sein eigner Hang zum Grübeln, theils der leidige Freund, sein tägliches Brot (wie er ihn nennt), der alle Nachmittage kommt, sich zu erkundigen was in der letzten Nacht vorgegangen und ihm mit seinem unermüdlichen Deraisonnieren den Kopf zu verwüsten, lassen ihn zu keiner Ruhe kommen. Was Wunder, daß, „nachdem er drey Nächte „hinter einander in Hannchens Bette vortreff„lich geschlafen, ohne (außer den bloßen Traum„bildern von der angenehmsten Art) „durch irgend etwas gestört worden zu seyn,“ es endlich mit ihm zu neuen Erscheinungen kommt, gegen welche die vorhergehenden bloßes Kinderspiel sind?

Blandine.

Wirklich? Du erregst meine ganze Neugier, Bruder. Ich gestehe meine Schwachheit; nächst einem artigen Feenmährchen höre ich nichts lieber als eine hübsche Gespenstergeschichte, zumahl wenn sie mir die Haare ein wenig zu Berge stehen macht.

Wilibald.

So gut wird es dir hier schwerlich werden, liebe Blandine. Indessen behandelt doch Herr W**l die Sache ernsthaft genug, um uns zu

reitzen, ein wenig genauer nachzusehen, was an der Sache gewesen seyn könnte. Nachdem der Herr Doktor (wie gesagt) in drey Nächten nichts außerordentliches erfahren noch bemerkt hatte, apostrofiert er seine Verstorbene abermahls in einer Anrede, welche drey Seiten seines Buchs einnimmt und in ihrer Art einzig ist. Man sieht daraus (das gute Hannchen wenigstens müßte gar zu treuherzig gewesen seyn, wenn sie sich durch seine glatten Reden hätte verleiten lassen es nicht zu merken) daß es ihm nicht ganz recht war, kein neues, untrügliches und handgreifliches Zeichen ihrer Gegenwart erhalten zu haben. Er versichert sie zwar, als ein Mann der Lebensart hat und einer Dame gehörig zu begegnen weiß, daß er an dem fortdaurenden Leben ihres Geistes nicht zweifeln wolle, da sie selbst auf ihrem Sterbebette so fest davon überzeugt gewesen sey; zeigt ihr aber dennoch einen Augenblick darauf, daß er allerdings, zwar nicht als gefälliger Ehemann, nicht als Mensch, noch als Christ, aber leider! „als Filosof bisweilen noch manche Zweifel dagegen unwillkührlich bemerke“ u. s. w. Gleichwohl „wolle er sich mit dem „erlebten (zu seiner Ueberzeugung freylich „nicht zureichenden) Fakto, „wenn es „anders von ihr herrühren sollte,“ lieber be„gnügen, als ihren Geist durch Bitten und „Wünsche beunruhigen, ihm leibhaft und sinn-

„lich wahrnehmbar zu erscheinen. Er glaube „nun auch die Unmöglichkeit der Gewährung „eines solchen Wunsches um so gewisser einzu„sehen, da er sich versichert halte, sie würde, „wenn es in ihrer Macht stünde, solchen aus „Liebe zu ihm auch noch in der Ewigkeit erfül„len, und ihm dadurch den letzten Beweis ihrer „unaussprechlichen Ergebenheit geben; zumahl „da er nun bereits drey Nächte in ihrem Ster„bebette gelegen, ohne das Geringste, außer „ihrer Erscheinung in seinen Träumen, bemerkt „zu haben.“ — In dieser Gemüthsverfassung nahm er dann gleichsam auf immer Abschied von ihr, mit der wiederhohlten Versicherung, sie auch nicht durch den leisesten Wunsch wieder in ihrer Seligkeit zu stören. „Jeder Gedanke daran“ (so beschloß er seine lange und zärtliche Apostrofe an die sanfte, gute, theure Seele) „soll von jetzt an aus meiner Seele ganz und „mit männlichem Nachdruck auf immer verbannt „seyn!“ Um diesem löblichen Vorsatz desto getreuer bleiben zu können, beschloß er weislich, diese Nacht wieder in seinem eignen Bette vorn im Alkoven zu schlafen, und alle mögliche Vorsicht zu gebrauchen, daß Niemand etwas von dieser Veränderung seiner Schlafstätte merken, und nicht etwa irgend ein listiger Spaßvogel ihm einen unerwarteten Streich spielen könne.

Blandine.

Er scheint also doch selbst auf den Gedanken der Möglichkeit einer solchen leichtfertigen Spukerey gefallen zu seyn?

Wilibald.

Auch schmeichelte er sich, seine Maßregeln so gut genommen zu haben, daß er von dieser Seite ganz sicher seyn könne. Er schlich sich gegen Mitternacht nach seiner gewöhnlichen Schlafstätte, und „war nun bis gegen ein Uhr ganz Ohr, ohne das geringste Geräusch, Schleichen, und dergleichen bemerken zu können."

Blandine.

Begreift Ihr etwas von diesem seltsamen Benehmen des Mannes? Warum und zu welchem Ende diese Vorsichts-Maßregeln, dieses stundenlange Lauschen, wenn er nicht die mindeste nähere Aufforderung erhalten? Drey Nächte hatte er ruhig und ungestört in seines Hannchens Sterbebette geschlafen; er durfte also hoffen, daß es auch in den folgenden so seyn würde; warum denn verändert er seine Schlafstätte? Und da er der Verewigten so feyerlich versprochen hatte, jeden Gedanken an irgend eine sinnliche Offenbarung ihres Daseyns ganz und gar zu verbannen: wozu braucht er denn eine Glockenstunde lang ganz Ohr zu seyn, und zu

lauschen, wo nicht das Geringste zu erlauschen war?

Wilibald.

Du siehst, Blandine, daß der gute Doktor, Trotz seinem männlich nachdrücklichen Entschluß und Versprechen, sich das Experiment, das er so gern hätte anstellen mögen, nicht aus dem Kopfe schaffen konnte. Oder war es vielleicht eine geheime Ahnung dessen, was ihm nun bald begegnen sollte? Denn bald nach ein Uhr, als der gute Mann, „des vergeblichen Lauschens „überdrüssig und (wie natürlich) verlassen vom „wohlthätigen Schlaf, sich, NB. ohne dabey „unaufmerksam auf irgend etwas vor „seinem Sahle zu seyn, seinen gelehr„ten Meditazionen überließ: siehe! da kam „es ihm, als er gerade eine höchst in„teressante Idee gefaßt hatte, vor, als „öffnete sich ganz leise sein Alkovenfensterchen, „welches er (wohl zu merken!) vorher fest zu„geschoben hatte.“ Sogleich war er leise auf den Füßen, horchte, schlich sich hinaus, und öffnete pfeilschell die Sahlthür, ohne vorher und auch jetzt das Geringste gewahr zu werden. Zwar das Fensterchen (sagt er) war wirklich geöffnet, im Hause aber alles ruhig bis Morgens um fünf Uhr, wo er auf jede Bewegung der Thüren Acht gab, die alle knarr-

ten. „Wenn also auch,“ setzt der scharfsinnige Mann hinzu, „irgend ein schlauer Fuchs „herumgeschlichen wäre, (der aber in diesem „Hause gar nicht anzutreffen war) so hätte ich „denselben gewiß auf den knarrenden Treppen- „stufen bemerken müssen und können.“

Blandine.

Da wird also der Verdacht wohl wieder auf dem seligen Hannchen sitzen bleiben?

Wilibald.

Keinesweges! Wenigstens war unser Mann von einem solchen Argwohn weit entfernt. Ich schob, sagt er, mein Fensterchen wieder fest zu, verwahrte es bestens, und dachte: es rührt gewiß vom Winde her, ohne daß du denselben bemerkt hast, noch jetzt gewahr werden kannst.

Blandine.

Hat man wohl jemahls erhört, daß ein Wind, der nicht ging, ein fest zugeschobenes Fenster aufgeschoben hätte? Was sagen Sie dazu, Selmar?

Selmar.

Ich muß gestehen, mir kommt es unmöglich vor, daß sogar ein heftiger Wind das fest

zugeschobene Alkovenfensterchen hätte aufschieben können.

Blandine.

Also Hannchens Geist?

Selmar.

Das begreif' ich eben so wenig als der Doktor — aber —

Wilibald.

So werden wir das Wunder entweder unerklärt lassen, oder unsre Zuflucht, wo nicht zu einem herumschleichenden schlauen Fuchs, doch zu einem gewandten und behenden Spaßvogel nehmen müssen, der die Gelegenheiten zu Ausführung eines Spuks in einem baufälligen alten Hause, worin alle Thüren und Treppen knarren, besser kannte als unser Doktor. Wenigstens wunderts mich, wie der letztere, der sich selbst weiß machen konnte, ein ihm unbemerkbarer Wind sey vermögend gewesen das Fensterchen aufzuschieben, für etwas Unmögliches hält, daß ein von ihm nicht bemerkter Spaßvogel der Thäter gewesen seyn könnte? Wer mit dem angestrengtesten Lauschen und Horchen einen so starken Wind überhören kann, sollte der nicht eben so leicht einen leisen Schleicher auf einer knarrenden Treppe überhören können?

Blandine.

Man sollt' es meynen.

Wilibald.

Wenn es die Verstorbene war, die das Fensterchen aufschob, so ist (wie Selmar selbst gesteht) schlechterdings nicht abzusehen, was sie damit wollte? Hatte er sich nicht deutlich genug erklärt, daß ihn nur eine unzweydeutige, untrügliche, völlig überzeugende Offenbarung ihrer Gegenwart befriedigen könne? Und was noch mehr ist, hatte er nicht auf alle Ansprüche an dergleichen Erscheinungen förmlich Verzicht gethan? Wenn Sie sich ihm also gleichwohl wie mit Gewalt aufdringen wollte, warum wählte Sie ein so zweckwidriges Mittel?

Blandine.

Es müßte nur seyn, weil Sie sich vielleicht durch diesen neuen Versuch, der schon etwas mehr Kraft als die vorhergehenden erfoderte, zu einer künftigen handgreiflichen Erscheinnng vorbereiten wollte. Ich stelle mir vor, daß es den Verstorbenen mit den neuen ätherischen Leibern, die sich ihnen anbilden sollen, wie den neugebornen Kindern geht, und daß es Zeit und mancherley Versuche und Uebungen braucht, bis sie sich desselben nach Willkühr zu bedienen wissen.

Selmar.

Das läßt sich hören, und mich wundert, wie Herr W. nicht durch seine eigne Theorie von dem subtilen Organ, das die Seele im Tode aus dem groben irdischen Körper herauszieht und in ihr neues Leben mit sich nimmt, auf diese oder eine ähnliche Vermuthung geleitet wurde.

Wilibald.

Die Theorie, die du im Sinne hast, und die er uns im Verfolg mit seiner gewohnten Redseligkeit vorträgt, scheint damahls nur noch als ein ungebildeter Embryo in seinem Kopfe gelegen zu haben; sonst würde er doch wohl das leise Aufschieben des Fensterchens eher seinem Hannchen, als einem Winde, den er nicht gewahr werden konnte, zugeschrieben haben. Wie dem aber auch seyn möchte, genug er setzte sich vor, den fatalen Vorfall möglichst zu vergessen, verschwieg ihn sogar seinem Freunde K. absichtlich und „markierte auch an diesem Abend den Umstand, daß er sein Nachtlager abermahls vorn (im Alkoven) nahm, auf die ausgesuchteste Art,“ ungeachtet er sich aufs vollkommenste von der Unmöglichkeit überzeugt hielt, daß ihm von irgend Jemand in oder außer dem Hause ein muthwilliger Streich gespielt werden könne.

Blandine.

Wozu also eine so außerordentliche Vorsicht?

Wilibald.

Vermuthlich glaubte er, man könne in einem solchen Falle des Guten nicht zu viel thun, und wollte sich wenigstens gegen jeden möglichen Vorwurf, daß er es an mißtrauischer Vorsicht und Wachsamkeit habe fehlen lassen, auf alle Weise sicher stellen. Aber alles vergeblich! In der nächstfolgenden Nacht, als er sich nach zwölf Uhr eben niederlegen wollte, „öffnete sich das Fensterchen abermahls ganz deutlich, ohne daß draußen das Geringste zu bemerken war.“

Blandine.

Das war doch wirklich zu arg!

Wilibald.

Und was würdest du nun an seinem Platze gethan haben, Schwester?

Blandine.

Vorausgesetzt, daß ich mit der kaltblütigen Unerschrockenheit und Besonnenheit des Herrn Doktors begabt wäre, würde ich dem Spuk, ohne mich zu rühren, ganz gelassen zugesehen und ruhig abgewartet haben —

Wilibald.

Man sollte denken, das wäre was jeder gesetzte Mann an seiner Stelle gethan hätte. Aber unglücklicher Weise besitzt Herr D. W**l zu aller der Vorsicht und Wachsamkeit, kühnen Entschlossenheit und unerschütterlichen Herzhaftigkeit, die er uns in seinem Buch nicht oft und stark genug anpreisen kann, auch ein heftiges Temperament, das unter gewissen Umständen, seinem eigenen Geständniß nach, wie ein Bergstrom unaufhaltsam losbricht. Es ist zu beklagen, daß dieses ungestüme Temperament gerade in diesem Augenblick losbrach, wo ruhige Aufmerksamkeit dem Beobachter so nothwendig gewesen wäre. Anstatt den weitern Erfolg in unbeweglicher Stille abzuwarten, „rief er Halt! „und dieß so laut, daß sein Mignon es hinten „hörte und anschlug.“ — Ich war (sind seine eignen Worte) mit gespannter Aufmerksamkeit sogleich mit allem versehen (womit, sagt er nicht, vermuthlich mit einem tüchtigen Prügel, den er auf alle Fälle bey der Hand hatte) und zur Sahlthür hinaus, untersuchte alles vergeblich, ließ den Hund heraus — und fand Nichts.

Selmar.

Aus diesem Benehmen ist, däucht mich, klar, daß Herr W**l, Trotz seiner Ueberzeugung von

der Unmöglichkeit, daß ihm von irgend einem schlauen Fuchs ein loser Streich gespielt werden könne, einen geheimen Argwohn hegte, das Fensterchen könnte doch wohl von einem mit Fleisch und Bein bekleideten Gespenste geöffnet worden seyn.

Wilibald.

Aber auch in diesem Fall würde er besser gethan haben, anstatt so laut aufzuschreyen, daß der Hund davon erwachte und zu bellen anfing, lieber den Athem an sich zu halten und zu lauschen, ob er irgend eine Bewegung hören könne, oder was etwa die Folgen des aufgeschobenen Fensterchens seyn möchten. Jetzt war es Zeit zum lauschen, und da hätte ihm seine gespannte Aufmerksamkeit gute Dienste thun können. Denn wenn der Spuk von einer Person herrührte, die den Herrn Doktor zum Besten haben wollte, so war vorauszusetzen, diese werde ihre Maßregeln so genommen haben, daß sie nur wenige Augenblicke nöthig hätte, um sich den Nachforschungen des geäfften Doktors zu entziehen. Während der letztere Halt rief, aus dem Bette sprang, in seinen Schlafrock schlüpfte, sich mit allem Nöthigen versah, und die Sahlthür öffnete, mußte doch mancher Augenblick vergehen. Die gespannte Aufmerksamkeit kam nun zu spät, nachdem er durch den Lerm, den er machte, den

behutsamen und behenden Schleicher zu einem schleunigen Rückzug genöthigt hatte.

Blandine.

Es ist wirklich zu bedauren, daß Herr W**l uns keinen Grundriß oder wenigstens keine genaue und vollständige Beschreibung von allen Theilen seines Wohnhauses und von dessen Umgebungen mitgetheilt hat, damit wir uns besser überzeugen könnten, ob die ihm begegneten außerordentlichen Dinge durch einen ihm gespielten künstlichen Betrug zu erklären seyen oder nicht. Denn seine Versicherung, daß er nichts dergleichen habe gewahr werden können, und sein fester Glaube an die Ehrlichkeit und den guten Willen der übrigen Hausbewohner, reichen nicht zu, einem unglaubigen Thomas alle Zweifel zu benehmen. — Aber was that er nun, nachdem seine Bemühung, dem Wunder auf den Grund zu kommen, abermahls vergeblich gewesen war?

Wilibald.

„Verdrießlich (sagt er) ging ich zur Ruhe, „mit dem festen Vorsatz, nun vollends „an nichts mehr zu denken, auf nichts mehr „draußen zu merken, und in meinem Alkoven „übrigens alles ruhig abzuwarten, wenn „ja irgend einmahl etwas sich ereignen sollte, „welches doch unmöglich von außen her=

„rühren konnte, wenigstens von keinem Men„schen.“

Blandine.

Diesen festen Vorsatz, an nichts mehr zu denken und auf nichts mehr zu merken, hat er schon mehr als einmahl gefaßt und immer schlecht gehalten. Mir ist unbegreiflich, wie ein so besonnener Mann nicht wenigstens nach diesem neuesten Ereigniß auf einen Einfall kam, der ihn wahrscheinlich gegen alle künftige Beeinträchtigungen dieser Art gesichert hätte. Die Quelle alles Uebels war am Ende doch das Alkovenfensterchen. Er hatte es zwar allemahl wieder zugeschoben, so oft es von der unsichtbaren Hand aufgeschoben worden war: aber was hatte das geholfen? An seiner Stelle würde ich den Schieber mit drey oder vier tüchtigen Bretnägeln zugenagelt haben. Ich wette was man will, das Fensterchen würde nicht wieder aufgeschoben worden seyn.

Wilibald.

Sehr wahrscheinlich; es sey nun daß ein loser Schelm oder das wohlselige Hannchen dabey im Spiele war. Wenigstens zeigte sichs, daß auch die letztere, da sie ihm, in der zweyten Nacht auf diese, sichtbar erschien, nicht anders als durch das aufgeschobene Fensterchen herein kommen konnte.

Blandine.

Sie machte also doch endlich Ernst aus der Sache? Das freut mich. Ich bin sehr begierig zu hören, wie die liebe Dame sich dabey benahm, sie, die ihm bisher schon in Traumbildern von der angenehmsten Art ihre unaussprechliche Ergebenheit so oft bewiesen hatte.

Wilibald.

Vermuthlich brauchte sie zu einer sichtbaren Erscheinung etwas mehr Anstalten. Sie ließ ihn also in der nächstfolgenden Nacht ungestört, sogar ohne alle Träume, bis an den hellen Tag schlafen. Unser Mann war darüber so vergnügt, „daß er, um sich auf alle Art zu zerstreuen, sich „von seinem Freunde K. in Gesellschaft führen „ließ.“ Das Mittel schlug an. „Heiter, ver„gnügt und zerstreut (sind die eigenen Worte des „Herrn Doktors), Sorgen und Kummer verges„sen, aber nicht im Geringsten von hitzigen Ge„tränken (die ich nie liebte) berauscht, sondern „seelenvergnügt und bey vollem Verstande kehrte „ich Abends nach Hause, und sang mir zum Zeit„vertreibe Höltys Aufruf zur Freude: Rosen „auf den Weg gestreut und des Harms „vergessen, u. s. w. Nach einem Stündchen „begab ich mich gegen halb ein Uhr zur Ruhe,

„ohne an die Vergangenheit zu denken und mich „um irgend etwas zu bekümmern.“

Blandine.

Hannchen war also damahls, kaum vier Wochen nach ihrem Tode, schon rein aus seiner Erinnerung weggewischt. Das konnte ihr freylich nicht sehr angenehm seyn. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie ihn deßwegen ein wenig bey den Ohren gezupft hätte.

Wilibald.

So rachsüchtig war die gute anspruchlose Seele nicht. Höre also was geschah, und erröthe über deine Vorschnelligkeit! Der sorgenfreye Doktor hatte ungefähr ein halbes Stündchen abermahls g e l a u s c h t und vergeblich einzuschlafen gestrebt —

Blandine.

G e l a u s c h t? Wozu gelauscht, da er sich um nichts bekümmerte, und nicht an die Vergangenheit, also auch nicht an das schon zweymahl wunderbarer Weise geöffnete Alkovenfensterchen dachte, noch an irgend einen im Hause herumschleichenden Fuchs, der es etwa aus Neckerey aufgemacht haben könnte? Was war also hier zu lauschen?

Wilibald.

Wer wird auch einem Filosofen wie Herr W**l so streng auf jedes Wort lauern, und bey allem immer nach dem *warum* fragen? Genug da er nicht einschlafen *konnte*, weil er einzuschlafen *strebte* und sich also in einer mit dem Einschlafen unverträglichen *Thätigkeit* erhielt, so lauschte er vermuthlich *zum Zeitvertreib*; und siehe da, „*bey völliger Stille der schweigenden Nacht* öffnete sich auf einmahl sein Fensterchen *deutlich*, ein *schwacher Strahl erhellte* seinen Alkoven etwas, und mit gespannter Aufmerksamkeit und ruhiger Entschlossenheit *erblickte er wirklich eine weißlichte Figur* in Lebensgröße *seiner verewigten Gattin*, die mit *sanfter, aber* ihm vernehmbarer Stimme sagte: *Karl, ich bin unsterblich! Erst einst sehen wir uns wieder!*“

Blandine.

Bald glaube ich Herr W**l hat wieder eine *Ahnung* gehabt. Hätte er sein Fensterchen vernagelt, so wäre ihm diese tröstliche Erscheinung nicht geworden.

Wilibald.

In Vergleichung mit den *vorigen* Aeußerungen der Gegenwart seiner Verstorbenen, konnte

diese allerdings für sehr bedeutend gelten. Aber unser Mann, dem vielleicht (wiewohl er sich nichts davon merken läßt) eine Zauberlaterne eingefallen seyn mochte, begnügte sich nicht am bloßen Sehen; er wollte durch handgreifliche Betastung von der Wirklichkeit dieser Gestalt seiner Gattin überzeugt seyn, und „sprang pfeilschnell auf sie zu: aber noch schneller verschwand sie wie leichter Nebel, als er sie eben umfassen wollte.“

Blandine.

Das hätt' ich ihm vorhersagen können.

Selmar.

Gleichwohl begreife ich nicht, wie der Schäker, welchen Herr W**l selbst im Verdacht gehabt zu haben scheint, Zeit und Gelegenheit hätte finden können, seine Zauberlaterne ins Spiel zu setzen.

Wilibald.

Ich muß gestehen, der rasche Mann ließ ihm wenig Zeit dazu. Sein heftiges Temperament brach schon wieder wie ein Bergstrom los. Ein kaltblütiger besonnener Mann, dem es darum zu thun gewesen wäre, bey dieser Gelegenheit ein Experiment anzustellen, würde ganz ruhig das Weitere abgewartet, die Gestalt scharf betrachtet, und da sie sprechen konnte, einige

Fragen an sie gethan haben, um zu erfahren, ob sie auch hören könne. Er würde, anstatt Lerm zu machen, Augen und Ohren auf ihre leisesten Bewegungen gespitzt und besonders auch die Art ihres Verschwindens genau beobachtet haben. Von allem diesem thut unser Filosof nichts. Wie ein Satyr über eine zitternde Nymfe, fällt er über die weißliche Figur her, um handgreiflich zu erkundigen, was er vorher schon wissen konnte, und ergreift — Nichts. Denn das konnte er doch mit der größten Gewißheit voraussetzen, daß die lebensgroße Gestalt einer so ansehnlichen und robusten Frau, wie er uns die seinige durch den Advokaten K. beschreiben ließ, wenn sie durch das kleine Fensterchen hereingeschlüpft kam, weder Fleisch und Bein haben, noch aus irgend einem andern tastbaren Stoffe bestehen konnte. Dieses pfeilschnelle Losspringen auf die Gestalt war also in jeder Hinsicht zweckwidrig und unverständig, auch überdieß seinem so festen Vorsatz, sich, wenn ihm wieder etwas sonderbares begegnen sollte, ganz ruhig zu verhalten, schnurstracks entgegen. Uebrigens ist aus seinem weitern Benehmen offenbar, daß, sobald er durch das plötzliche Verschwinden der Gestalt wieder zu einiger Besonnenheit kam, sein erster Gedanke war, der Spuk könnte doch wohl von irgend einem Geiste mit Fleisch und Bein herrühren. Um sich hievon zu überzeugen

und den leichtfertigen Kobold, wo möglich, auf der That zu ertappen, „war er sogleich mit der auf dem Kamin versteckten brennenden Laterne und mit den Geräthschaften zur Sahlthür hinaus, und untersuchte in Begleitung des Mignons alles genau, mit dem festen Entschluß das äußerste zu wagen, und den vorwitzigen Fuchs seinen Spaß theuer bezahlen zu lassen.“ Aber glücklicher Weise konnte er nicht das Geringste entdecken; alles war und blieb im Hause ruhig.

Blandine.

Das will ich gern glauben. Der Herr Doktor hatte auch dem vorwitzigen Fuchse Zeit genug gelassen sich zurückzuziehen. Wenn ein solcher wirklich im Spiele war (die Möglichkeit wenigstens setzt Herr W**l durch die vorgenommene Visitazion voraus) so müssen wir auch als etwas sich von selbst verstehendes annehmen, daß die Bedingungen, unter welchen es möglich war, vorhanden seyn mußten. Keinen sehr weiten Weg mußte also der Fuchs nicht zu schleichen haben, um sich wieder aus dem Staube zu machen; auch hatte er vermuthlich weder Schuhe noch Stiefel an, und daß ihn keine knarrende Thür verrathe, dafür war vermuthlich auch gesorgt. Mit der Behendigkeit und

Vorsicht, die man einem Schalke wohl zutrauen kann, der sich vermißt einen so unerschrocknen und hitzigen Mann wie unsern Doktor zum Besten zu haben, konnte jener sogar die Zeit ziemlich genau berechnen, die ihm zu seinem Rückzug bleiben würde. Natürlich konnten vom ersten Moment an, da der durch das geöffnete Fensterchen einfallende schwache Strahl die Aufmerksamkeit des schlaflosen Doktors spannte, und während der Augenblicke, die dazu nöthig waren, um die Figur, die ihm seine verewigte Gattin darzustellen schien, recht ins Auge zu fassen und die zehn Worte, die sie zu ihm sprach, zu vernehmen, nicht wohl weniger als sieben bis acht Sekunden verstreichen. Auf den raschen Sprung, den er, ohne sich vermuthlich Zeit zu nehmen, vorher in seinen Schlafrock zu fahren, auf die weißliche Figur that, rechne ich nur Eine Sekunde; aber —

Wilibald.

Verzeihung, daß ich dir in die Rede fallen muß, Blandine. Ich habe vergessen den merkwürdigen Umstand zu erwähnen, daß der Doktor, indem er eben die Gestalt umfassen wollte, die aber unter seinen Händen wie ein leichter Nebel verschwand, „etwas gleich einem elektrischen starken Schlag verspürte, der (wie er sagt) seinen ganzen Körper noch mehr erschüt-

tert haben würde, wenn ihn nicht seine Entschlossenheit, wie ein gedruckter Palmbaum, doppelt stark emporgehalten hätte."

Blandine.

Desto besser für meine Rechnung! Denn du wirst mir nicht abstreiten können, daß diese gewaltige Kraftäußerung, die der Mann anwenden mußte, um seinen so stark erschütterten Körper emporzuhalten, wenigstens wieder ein Paar Sekunden wegnahm. Erwägen wir nun, wie manche Sekunde erfodert wurde, bis er in Schlafrock und Pantoffeln war, sich mit seiner auf dem Kamin versteckten Laterne und mit allen zu Schutz und Trutz nöthigen Waffen versehen, und die verschloßne Sahlthür aufgemacht hatte: so wird man es schwerlich übertrieben finden, daß die Zauberlaterne, welcher ich diese Erscheinung zuzuschreiben geneigt bin, sicherlich 20 bis 24 Sekunden Zeit hatte, sich so unbemerkt als sie gekommen war wieder zurückzuziehen.

Wilibald.

Du merkest an dem sanften Kopfschütteln unsers Freundes, daß ihm deine Zauberlaterne nicht recht einleuchten will. In der That läßt sich ohne genauere Lokalkenntnisse nicht wohl etwas bestimmtes über die hypothetische Möglichkeit oder

Unmöglichkeit, einen solchen Streich glücklich auszuführen, behaupten. In jedem Falle müßte der Mensch, der mit einem so handfesten und entschloßnen Manne wie D. W**l ein so gefährliches Spiel hätte treiben wollen, ein Wagehals von der ersten Größe gewesen seyn. Eine einzige Sekunde zu wenig Behendigkeit würde dem Spaßvogel theuer zu stehen gekommen seyn. „Er „wäre zuverläßig ein Kind des Todes,“ sagt der Herr Doktor zu seinem Freunde K. „Entwischen „sollt' er mir und meinem Hunde bey „Gott! nicht! Wenigstens würde ich den Ertappten auf der Stelle empfindlich züchtigen, festhalten, und (er möchte auch seyn wer er nur „immer wollte, selbst wenn Sie es wären) ihn „der Obrigkeit zur gebührenden Strafe gewiß „überliefern.“

Blandine.

Wie hart wohl die gebührende Strafe seyn dürfte, die eine vernünftige Obrigkeit einem Menschen, der sich gegen die Majestät der Filosofie unsers Doktors so schwer versündigt hätte, zuerkennen würde? Wenigstens würde sie gegen die Todesstrafe, womit ihm dieser in der ersten Hitze drohte, vermuthlich sehr gelinde ausfallen. Dieß wußte denn auch der Magiker (falls ein solcher im Spiele war, ohne Zweifel sehr wohl, und gegen die Fäuste der Filosofen verließ er sich,

denk' ich, auf seine eigenen. Doch, ich bin von Herzen bereitwillig meine Hypothese aufzugeben, weil Ihr Herren doch so viele Schwierigkeiten dabey findet. Aber was bleibt uns dann zur Erklärung der wunderbaren Erscheinung übrig? Die Einbildungskraft des Doktors, wenn man ihr auch alles übrige aufbürden wollte, kann doch wenigstens das Alkovenfensterchen nicht aufgeschoben haben.

Selmar.

Da erwartete ich Sie, Blandine! Es ist klar, daß wir gern oder ungern bekennen müssen, der abgeschiedene Geist der Frau Doktorin selbst sey der Urheber dieser Erscheinung gewesen. Kein viertes giebt es nicht; wir müßten denn nun den leidigen Satan ins Spiel ziehen wollen!

Wilibald.

Das sey ferne, guter Selmar! Vor der Hand halten wir uns an den Geist des seligen Hannchens —

Blandine.

Das Schlimme ist nur, daß ich dabey noch viel größere Schwierigkeiten sehe, als bey der magischen Laterne. Wenn Hannchens Geist in eigner Person erscheint, so wird es hoffentlich nicht weniger natürlich dabey zugehen, als

wenn eine ihr ähnliche weißliche Figur aus einer Zauberlaterne herausschlüpft. Ich will sagen: der Geist muß nicht nur in seinem dermahligen Zustande ohne Wunder unter dieser Gestalt erscheinen können, sondern dieß muß auch auf eine ihm geziemende und zweckmäßige Art geschehen. Ich gestehe, es will mir nicht recht in den Kopf, daß die selige Frau das Alkovenfensterchen aufschieben mußte, um ihrem unglaubigen Karl einen Besuch zu machen. Ich gebe gern zu, daß sie, wenn sie ihm sichtbar werden wollte, einen Körper haben mußte; aber von welcher Komposizion der Körper gewesen seyn kann, in welchem sie sich ihm zeigte, kann ich mir nicht einbilden. Kein ätherischer war es nicht, sonst hätte er eben so ungehindert durch die Glasscheiben gehen können als das Licht. War er aus bloßen Düften zusammen geblasen (wie man aus dem Umstand schließen sollte, daß er dem über ihn her stürzenden Doktor wie ein leichter Nebel entschwand) woher kam ihm so viel Kraft, ein wohl verschloßnes Fenster aufzuschieben? Dazu gehört doch schon ein Körper von einer beträchtlichen Dichtigkeit; besaß er aber diese, so hätte ihn der Doktor auch betasten können. Wenn er hingegen ein bloßes Duftgebilde war, wie war es möglich, daß eine so lockere Scheingestalt vernehmlich reden konnte? Unser Doktor scheint sich in diesem Augenblick

nicht erinnert zu haben, wie viele feingebildete Sprachwerkzeuge von der verschiedensten Art zusammen spielen müssen, um nur die vier Worte „Karl, ich bin unsterblich," vernehmlich auszusprechen. Dieß ist indessen noch nicht alles, was diese Erscheinung verdächtig macht. Daß Hannchen in ihrer neuen Standeserhöhung binnen vier Wochen ihre ehmahlige Muttersprache noch nicht vergessen hat, mag ihr meinethalben von wackern deutschen Patrioten sogar zum Verdienst angerechnet werden: aber, wenn sie denn noch immer deutsch sprechen will, so sollte sie es wenigstens ohne allzuderbe Sprachfehler sprechen. Was für eine barbarische Mundart mag das seyn, worin man sagt: „erst einst werden wir uns wiedersehen." Und wie kann sie das sagen, da sie sich ja in diesem nehmlichen Augenblick wiedersehen?

Selmar.

Die Frau Doktorin scheint eine Liebhaberin dieses erst einst gewesen zu seyn; denn sie versicherte ihren Gemahl schon auf dem Sterbebette zu zweyen Mahlen, daß sie sich erst einst wiedersehen würden. Wofern übrigens diese Redensart auch undeutsch wäre, so scheint sie doch einen nicht unbedeutenden Beweis gegen den Verdacht eines Betrugs abzugeben. Denn wenn wir auch annehmen wollten, daß irgend ein unentdeckt

gebliebener Schäker das Schattenblid der Verstorbenen durch Kunst hervorgebracht und mit der Anrede an ihren Karl begleitet habe, so wäre doch nicht zu erklären, wie er gerade auf dieselbe sprachwidrige Redensart, deren die Selige sich zweymahl auf ihrem Krankenlager bedient hatte, verfallen seyn sollte.

Blandine.

Bey meiner Art die Erscheinung zu erklären, muß ich voraussetzen dürfen, es sey nichts undenkbares, daß es auf der hohen Schule, wo Herr D. W**l sich aufhält, einen Menschen gegeben, der (aus welchem Beweggrunde gilt hier gleichviel) sich besonders aufgelegt oder aufgefodert gefühlt haben könnte, ihm bey Gelegenheit einen losen Streich zu spielen. Es ist eben so wenig unmöglich, daß dieser Mensch in dem Hause, wo unser Doktor wohnt, Zutritt hatte, und mit allen Gelegenheiten desselben bekannt war. Er kann von dem, was zwischen der Frau Doktorin und ihrem Manne auf ihrem Krankenlager vorgefallen, durch Zufall oder Ausforschung der Wärterin, so viel gehört haben, als er wissen mußte, um den Scenen, die er dem Doktor spielen wollte, die möglichste Wahrscheinlichkeit zu geben. Da ich in allem diesem nichts unmögliches sehen kann, so mag ich mir lieber einbilden, die Sache sey auf diese Weise

natürlich zugegangen, als eine wirkliche Erscheinung der Verstorbenen zugeben, welche so vielen Einwendungen und Schwierigkeiten unterworfen ist.

Wilibald.

Wie dem auch sey, unser Mann hatte ganz andere Gedanken bey der Sache. Nachdem er von der vorbesagten Untersuchung, ohne etwas Verdächtiges entdeckt zu haben, zurückgekommen war, stellte er Betrachtungen über das Vorgefallene an, die er uns mit der ihm eigenen Redseligkeit und Naivität auf sechs ganzen Oktavseiten mittheilt. „Gott! (dachte er) sollte es „möglich seyn, daß du, ewigtheure Gattin, „wirklich mir erschienen wärst, aus unauslöschlicher Liebe zu mir noch nach dem Tode an „mich gedacht) dich vielleicht in dem reinsten Genusse der Seligkeit freywillig unterbrochen, auch wider Neigung nochmahls dein Jammerthal betreten hättest und mir wirklich in der „einzigen Absicht wieder auf die überzeugendste „Art, die dir vielleicht möglich gewesen „wäre, erschienen wärest: o wie unaussprechlich „müßte deine Liebe gegen mich noch jetzt, und „wie gränzenlos müßte sie einst gewesen „seyn! wie hoch müßtest du (um menschlicher Weise zu reden) bey Gott angeschrieben stehen, damit dir vielleicht von

„ihm oder durch ihn auf eine unbegreifliche „Art dieß vergönnt worden wäre!“ — Mir, ich gesteh' es, ist diese Apostrofe im Mund eines Filosofen noch viel unbegreiflicher als die Art der Erscheinung selbst.

Blandine.

In meinen Augen ist sie das beste Porträt von unserm Doktor werth. Mir däucht, ich seh' ihn vor mir stehen wie er leibt und lebt.

Wilibald.

Das Lustigste kommt indessen hinten nach. „Aber dann (fährt er fort sein Hannchen in Gedanken anzureden) dann wünschte ich gar sehr, daß du länger bey mir vielleicht hättest verweilen können oder wollen?“ —

Blandine.

Wirklich? Wünschte er das so gar sehr? Und wer, um alles Wunders willen, war denn Schuld daran, daß sie so schnell wieder verschwand? Verjagte er sie denn nicht selbst durch sein pfeilschnelles unartiges auf sie Zuspringen?

Wilibald.

Wahrscheinlich würde jeder andere sich selbst dieser unbesonnenen Uebereilung wegen angeklagt und die bitterste Reue darüber gefühlt haben. Aber Herr W. denkt, sagt und handelt nicht

leicht wie andre Leute. Immer völlig mit sich selbst zufrieden, expostuliert er lieber mit seiner Ewigtheuren, daß sie vielleicht nicht länger habe verweilen wollen, um alle die wichtigen Fragen anzuhören, welche er an sie zu thun so sehr gewünscht hätte.

Blandine.

Die wünschte ich doch selbst zu hören!

Wilibald.

„Wie viel hätt' ich dich alsdann noch zu „fragen gehabt! sagt er: z. B. wie es dir ginge? „Auf welchem Planeten, in welcher Sfäre viel„leicht dein Geist schwebt? Ob du wohl auch „gar deine beiden, dir vorangegangenen „Lieblingshündchen, Diane und den ersten „schönen Mignon wiedergefunden hättest, „oder noch finden würdest, von denen du so oft „in deiner Krankheit träumtest, sie wären auf „deinem Bette herumgehüpft, um dich zu hoh„len, worüber du so sehr erfreut warst? Ob „sie also auch wohl fortlebten?“

Blandine.

Das sagt' er wirklich? —

Wilibald.

Und in vollem Ernst, wie es scheint. Aber das Beste ist der Schluß, worauf er seine Hoff-

nung, daß die holden Geschöpfe wohl noch in der andern Welt fortleben könnten, gründet. „Solltest du mir jetzt wirklich erschienen seyn, „dann wäre es wohl möglich anzunehmen, daß „unsre ehmahligen Lieblinge ebenfalls „fortlebten."

Blandine.

Die Leute müssen keine Kinder gehabt haben, daß sie eine so zärtliche Liebe zu ihren Hunden trugen.

Wilibald.

So scheint es aus allen Umständen. Ich übergehe mehrere andere Fragen dieser Art — und mache euch nur auf die häufigen vielleicht aufmerksam, und auf den ewigen Zweykampf zwischen Glauben und Unglauben, oder vielmehr die seltsame Parallele, worin beide nebeneinander fortlaufen, bis sie endlich in dem immer wiederkehrenden Zweifel, „doch am Ende ist „vielleicht dieß alles bloße Täuschung „meiner Einbildungskraft?" zusammen fließen.

Selmar.

Wir wollen billig seyn, lieben Freunde. Es ist aus dem ganzen Buche, und besonders aus den Unterredungen des Doktors mit seinem Freunde K. ersichtlich, daß er, (außer jedem Vorwurf von

Uebereilung und Schwäche) nichts so sehr fürchtet, als vor der Welt in dem lächerlichen Licht eines Geister- und Gespenster-Sehers zu erscheinen, und für einen leichtglaubigen, mit altvetelischen Vorurtheilen behafteten, in einer gemeinen Vorstellungsart befangenen Filister angesehen zu werden. Offenbar ist die Furcht vor einem solchen Verdacht die wahre Ursache, warum er sich das Ansehen zu geben sucht, er selbst glaube nicht an die Realität der gehabten Erscheinungen, wiewohl er sein möglichstes thut, die Leser von derselben zu überzeugen. Ueberdieß ist es ihm ja darum zu thun, ein Experiment anzustellen, wobey er gegen Täuschung, Uebereilung und Trugschlüsse nie zu viel auf seiner Hut seyn kann. Aus dieser zweyfachen Ursache erkläre ich mir die ewigen Zweifel, die ihn sogar da nicht verlassen, wo das Zeugniß seiner eignen Sinne, bey vollem Bewußtseyn, daß er wache, und bey der Ueberzeugung, daß nirgends kein Betrug in der Sache möglich gewesen sey, ihn, wie es scheint, zum Glauben zwingen sollte.

Wilibald.

Das ist es eben, was mich, meines Orts, zu glauben zwingt, daß unser vermeynter Filosof in einer seltsamen Selbsttäuschung befangen seyn muß. Eines von beiden muß doch nothwendig Statt finden: entweder er ist gewiß, daß keine

Täuschung weder von innen noch außen bey der Sache möglich gewesen, oder er ist nicht gewiß davon. Im ersten Falle muß er seinen Sinnen glauben und alle Zweifel verstummen von selbst; im zweyten hätte er weislich gehandelt, wenn er, anstatt dem Spott (vor welchem er sich so sehr fürchtet) so viele Blößen zu geben, die ganze Erscheinungsgeschichte seiner verstorbenen Frau ein Geheimniß zwischen ihm und seinem Freunde K. hätte bleiben lassen. Denn so wie er von der Sache spricht, glaubt man einen Fieberkranken irre reden zu hören. — Erst (aber unter der ausdrücklichen Bedingung, wofern alles Vorgegangene wahr und möglich wäre) eine lange zärtliche Herzensergießung an seine theure Gattin, wogegen nichts einzuwenden ist, als daß er sie drucken ließ, und unmittelbar darauf: „Aber am Ende ist dieß alles bloße Täu„schung meiner Einbildungskraft.“ — Und doch gleich darauf wieder; „Aber bey Gott! das „konnt' es nicht seyn; ich war vor jener „Erscheinung so munter und wach als jetzt, und „so kummerlos und freudenvoll, daß ich „auch mit keiner Sylbe an so etwas dachte, „noch denken konnte; auch hatte ich die ver„gangenen Nächte sehr gut geschlafen, folglich „konnte ich mich aus Schläfrigkeit weder „selbst täuschen noch auf irgend eine Art täu„schen lassen. Und gesetzt es hätte jemand sei-

„nen Scherz mit mir treiben wollen, so hätte „er doch draußen selbst auf keine Art, z. B. „mit einem verborgenen künstlichen Spiegel und „Lichte, mit Phosphorus und dergleichen, diese, „meiner verewigten Gattin im Sarge ganz ähn„liche, Gestalt in leichtem Schimmer, noch „weniger aber gerade diese vernehmlichen Worte „hervorbringen und so ganz die Stimme „meiner Gattin dabey nachahmen, am „wenigsten aber von mir unbemerkt blei„ben können, da ich ganz Ohr war, alles „sogleich aufs genaueste untersuchte, ohne daß „hiebey abermahls der Mignon gebellt hätte. „Also vor Selbsttäuschung bin ich eben so fest „gesichert, als vor fremder Hintergehung." — Und was ist nun das Resultat dieser Ueberzeugung bey unserm Filosofen? „Doch wollt' ich, „sagt er, lieber eines von beiden, als so etwas „mir ganz unbegreifliches annehmen." — Welche lächerliche Scheu vor dem Unbegreiflichen? Wie vieles ist in der Natur, oder, richtiger zu reden, ist denn nicht Alles in ihr unbegreiflich? Das unbegreiflichste indessen dürfte doch seyn, daß Herr W**l, aus lauter Furcht vor dem Unbegreiflichen, auch etwas unbegreiflich findet, womit es auf eine sehr begreifliche Art hatte zugehen können. Vorausgesetzt, daß eine sogenannte Zauberlaterne hinter dem Alkovenfensterchen habe angebracht werden können, und daß der

Zauberer in einem geheimen Verständniß mit der mehrbesagten Krankenwärterin gestanden, ist in der ganzen Erscheinung kein Umstand, der sich nicht, wie Blandine bereits bemerkt hat, ganz natürlich erklären ließe. Denn daß die Einbildungskraft des Doktors, in dem Augenblick, da sich ihm eine der Verstorbenen ähnliche Gestalt so unvermuthet darstellte und ihn mit leiser aber vernehmlicher, der Stimme seiner Gattin ähnlicher Stimme ansprach, so ganz müßig geblieben, und dem Künstler, der beides hervorbrachte, nicht ein wenig nachgeholfen habe, das muß ein Mann, der sich auf seine Psychologie so viel zu gute thut, weder sich selbst noch andern weiß machen wollen; zumahl da die ganze Erscheinung so schnell wieder verschwand, daß er unmöglich Zeit haben konnte, den Grad der Aehnlichkeit und das, was seine Einbildung unwillkührlich dazu beytrug, so genau abzumessen. Daß aber jene Voraussetzungen bey dem vorliegenden Fall schlechterdings keine Statt gefunden haben könnten, hätte Herr W**l seinen Lesern ausführlich und (wie er zu sagen pflegt) handgreiflich, so daß gar keine Möglichkeit des Gegentheils denkbar wäre, beweisen müssen. Uebrigens ist noch bemerkenswürdig, daß unser Filosof seiner Besonnenheit bey diesem ganzen Ereigniß so wenig traute, daß er sich selbst sagte: „Schliefe „ich jetzt ein, so würde ich Alles nach einigen

„Stunden sicherlich für Täuschung irgend „einer Art halten. Um also recht sicher zu „gehen, ist nun das beste Mittel, munter zu „bleiben, ein Pfeifchen anzuzünden und ein wis„senschaftliches Werk zu lesen, dessen anzieh„licher Inhalt mich nicht zum Einschlummern „kommen läßt. Noch sicherer ist es aber, „ich schreibe auch diesen Vorfall mit Kreide „sogleich auf diesen Tisch."

Blandine.

Federn, Tinte und Papier müssen sehr rar bey dem guten Manne seyn, daß er immer mit Kreide auf den Tisch schreibt.

Wilibald.

Er zog nun sogleich am folgenden Morgen bey der Haushälterin seines Wirthes und den übrigen Personen im Hause Erkundigung ein, ob sie in der vergangenen Nacht nichts gehört hätten, und alle antworteten mit Nein. Auch konnte er in der Folge nicht die geringste Spur entdecken, daß jemand im Hause von den beiden Hauptvorfällen etwas merke oder gar wisse. Was kann er aus diesem Umstand schließen? Würde dieß nicht auch der Fall gewesen seyn, wenn eine von den Personen im Hause wirklich Antheil daran gehabt hätte? Er schließt also nicht richtig, wenn er daraus folgert: „Vor fremder

„Täuschung war ich also eben so sicher als vor Selbsttäuschung.“ Indem er aber hinzusetzt: „ohne gleichwohl der Wahrheit selbst um einen Schritt näher zu kommen,“ — so weiß man vollends nicht was man von ihm denken soll. Von welcher Wahrheit ist denn hier die Rede, kann hier die Rede seyn? Doch wohl von keiner andern als der Thatsache, daß sein verstorbenes Hannchen ihm ihr fortdaurendes Leben durch eine förmliche Erscheinung zu wissen gemacht? Vor Selbsttäuschung war er, wie er sagt, so sicher dabey als vor fremder Täuschung; was bleibt also übrig als die Wahrheit der gehabten Erscheinung? Wie will er ihr näher kommen als ers schon ist? Er hat die Gestalt der Verstorbenen gesehen; er hat ihre Stimme gehört; sie hat ihn vertraulich bey seinem Nahmen genannt, und ihn versichert, daß sie unsterblich sey, und daß sie sich einst wieder sehen würden. Was will er mehr? — Ach! ja, freylich will er mehr; er will auch begreifen können, wie Hannchen es angestellt habe, um ihm diesen Besuch zu machen. Das ist gar zu viel gefodert — Und doch, wer weiß was für Aufschlüsse er von ihr hätte erhalten können, wenn er ihr nur Zeit dazu gelassen hätte? An ihrem guten Willen lag es wenigstens nicht, wenn sie ihn von ihrer Unsterblichkeit nicht überzeugen konnte. Sie ging mit bewundernswürdiger Behutsamkeit

und Artigkeit zu Werke, um seine Aufmerksamkeit zu erregen, ohne ihn zu erschrecken. Anfangs machte sie bloß Wind im Zimmer, machte das Licht flackern und den Vorhang wehen. Wie sie sah, daß er nichts darauf gab, und lieber das Unnatürliche natürlich erklären, als auch nur einer bloßen Vermuthung, daß der Wind von Ihr herrühren könnte, Platz geben wollte, rückte sie ihm schon näher auf den Leib: sie versuchte ihm das Deckbette zu nehmen und blies ihm eiskalt in den Rücken. Dieß wirkte, aber leider nur den profanen Einfall: seine selige Gattin wolle vielleicht ein Späßchen mit ihm machen. Natürlich nahm die Selige dieß ein wenig übel, und anstatt ihm auf sein grobes Wer da? und die lose Frage: Hannchen bist du's? zu antworten, fuhr sie durch das silberhell klirrende Alkovenfensterchen nach dem Vorsahl hinaus und kletterte mit einem kleinen Geräusch, wie etwa eine Katze, die Treppe hinan. Da auch diese Bethätigung ihres Daseyns, des nachdrücklichsten Zuspruchs seines würdigen Freundes K. ungeachtet, nichts bey ihm verfangen wollte, ging sie einen Schritt weiter. Ihr Gemahl hatte das vormahls offen gestandene Fensterchen indessen zugeschoben; sie schob es ganz leise wieder auf, und nahm ihre Zeit so gut, daß er es hören mußte und wirklich hörte. Aber der unglaubige Mensch wollte lieber glauben, daß ein Wind, der gar

nicht zu spüren war, das Fensterchen aufgeschoben habe. Nun sah sie sich genöthigt, die Sache ernsthafter anzugreifen. Sie ließ ein Paar Nächte vorübergehen, um ihm Zeit zu bessern Gedanken zu geben, und in der dritten schob sie das Fensterchen abermahls auf, und stellte ihm vermittelst eines schwachen Strahls, der den Alkoven etwas erhellte, eine ihr ähnliche weisse Figur in Lebensgröße dar, die ihn freundlich anredete, und vielleicht noch mehr zu sagen bereit war, wenn er sie nicht durch ungestümes auf sie Losspringen augenblicklich wieder verscheucht hätte. Sie durfte jetzt mit gutem Fug erwarten, daß sie ihre wohlgemeynte Absicht bey dem Unglaubigen erreicht habe: aber nichts weniger. Wiewohl völlig überzeugt, daß keine Art von Täuschung dabey habe vorgehen können, beharrete er doch hartnäckig auf der Meynung, daß er der Wahrheit durch diese Erscheinung nicht nur einen Schritt näher gekommen sey. Dieser skeptische Starrsinn hätte vielleicht tausend andre Frauen an Hannchens Stelle von einem fernern Versuch abgeschreckt: aber diese treue Gattin trieb ihre beyspiellose Liebe so weit, daß sie ihm endlich sogar bey hellem Tag erschien. Er hatte sich so eben nach Tische, um der Mittagsruhe zu pflegen, in seiner Studierstube auf den Sofa, „an eben der Stelle, wo „seine verewigte Gattin in den letzten Tagen „ihres irdischen Daseyns, bevor sie völlig bett-

„lägrig wurde, zu sitzen pflegte, hingelegt.“ Hier ruhete er neben seinem Hunde, erst seit einigen Minuten, mit dem Haupt auf dem Arm in einer Ecke des Sofa's, und mit offenen nach der Thür gerichteten Augen. Auf einmahl öffnete sich die Thür leise, und die Verewigte erschien ihm in eben der Gestalt, wie ehedem in der Nacht und wie sie im Sarge aussah, mit demselben weissen Anzug und freundlichen Blick, und sagte ihm leise: doch vernehmlich: „Karl, „beruhige dich! Ich bin unsterblich. Mehr „vermag ich nicht dir zu offenbaren. „Bis auf einstiges Wiedersehen lebe wohl!“ Mit diesem Worte verschwand sie vor seinen Augen, als er sich eben aufrichten und sich ihr nähern wollte, und während dieser Rede wedelte der Mignon mit dem Schwanze zum Zeichen der Freude über das Wiedersehen seiner Frau, die er jetzt auch wirklich erblicken und wieder erkennen mußte.

Blandine.

Ich muß gestehen, daß sich das ganze Drama der Erscheinungen der Frau Doktorin mit dieser Schlußscene auf eine sehr anständige Art endigt. Aber wenn ich sagen soll was ich denke, so zweifle ich keinen Augenblick, daß er diese letzte Erscheinung — einem Traume zu danken hatte.

Selmar.

Der Doktor versichert ausdrücklich, daß sie ihm in völlig wachendem Zustande wiederfahren sey —

Wilibald.

Und beruft sich, zum Beweis daß sie unmöglich bloße Täuschung seiner Fantasie habe seyn können, auf seinen Hund, der sich sonst auch getäuscht haben müßte.

Blandine.

Schade daß wir den Hund nicht konstituiren und fragen können, warum er mit dem Schwanze gewedelt habe. Wenn übrigens eine Täuschung hier vorwaltete, so bestand sie bloß darin: daß der Herr Doktor zu wachen vermeynte, da er doch träumte. Im Traum erschien ihm seine Gattin; im Traum sah er den Hund mit dem Schwanze wedeln. Oder sollten die Naturkündiger wirklich beweisen können, es sey unmöglich, zu träumen daß man wache und mit offnen Augen sehe und höre, was man bloß im Traum sieht und hört?

Wilibald.

Diese Unmöglichkeit ist keineswegs zu beweisen, und die Erfahrung streitet für das Gegentheil. Es mag wohl wenige Menschen geben,

die diese Erfahrung nicht mehr als einmahl in ihrem Leben gemacht hätten. Nichts ist natürlicher als daß Herr W**l, indem er auf seinem Sofa die Sieste hielt, unvermerkt einschlummerte, und alles, was er uns hier erzählt, träumte, während er (wie alle Träumende) zu wachen glaubte.

Blandine.

Auf alle Fälle däucht mir diese Art die letzte Erscheinung der Dame W**l zu erklären viel natürlicher, als zu glauben, daß sie solche in eigner Person bewerkstelligt habe. Wäre das Letztere, warum hätte sie nöthig gehabt zur Thür hereinzukommen, da sie wieder unsichtbar werden konnte, ohne zur Thür hinauszugehen? Ein Geist, der die Thür aufmachen muß, wenn er mir erscheinen will, verliert sogleich allen Respekt bey mir. Und warum sollte sie nicht vermögen, ihm mehr zu offenbaren, als daß sie unsterblich sey? Das sieht einer Ausrede der Einbildungskraft ähnlich, die hier im Spiele war und freylich sehr wohl wußte, daß ihr der Mann im Mond nicht unbekannter sey als der Zustand der Seelen nach dem Tode, und die also ihre Unwissenheit hinter eine geheimnißvolle Miene zu verstecken sucht. Auch möchte ich wohl wissen, warum die selige Frau gerade die Leichengestalt, die sie im Sarge

hatte, wählte, um dem Gatten ihre Unsterblichkeit anzukünden? Ich gestehe, daß ich mir kaum etwas grausenhafteres denken kann als eine lebendig herumwandelnde Leiche. Oder sollen wir glauben, diese Gestalt sey dermahlen ihre eigene, und es habe nicht in ihrer Macht gestanden, sich ihm in einer tröstlichern darzustellen?

Wilibald.

Ich bin deiner Meynung, Blandine; wäre ich an des Doktors Platz gewesen, so würde mich eine solche Erscheinung, wenn ich sie für mehr als einen Traum gehalten hätte, noch weit mehr verwirrt und verlegen gemacht haben als alles Vorhergegangene. Um so sonderbarer muß es einem Jeden vorkommen, daß Er, der sich bisher immer mit Händen und Füßen gegen den Glauben an die Realität der ihm begegneten Wunderdinge gesträubt hatte, gerade bey dieser Erscheinung, die ihn am meisten hätte befremden sollen, nicht den mindesten Zweifel äußert. Es wird aber sogleich begreiflich, sobald man weiß, daß er inzwischen seine Hypothese über den subtilen Körper, der mit dem Geiste als ein unentbehrliches Werkzeug und Verbindungsmittel mit der Welt auf immer vereinigt ist, so weit ausgearbeitet und aufs Reine gebracht hatte, daß er sich nun die Sache vor der Hand (wie er sagt) recht gut erklären kann. Freylich

gewinnt das Faktum selbst dadurch nicht viel, und es bleibt noch immer ungewiß, und, aufs gelindeste zu urtheilen, höchst unwahrscheinlich, daß die selige Frau ihrem gewesenen Ehegemahl wirklich erschienen sey; oder (bestimmter zu reden) daß sie alle die seltsamen Ereignisse, (von dem Sturmwind bey ruhiger Luft bis zu der Erscheinung bey hellem Tage) in selbsteigner Person gewirkt habe: aber Herr W**l wenigstens scheint hierüber, seitdem er sich vermittelst seiner Hypothese alles Geschehene begreiflich machen kann, vor der Hand völlig beruhigt, wünscht aber nun desto eifriger, daß diese ihm äußerst wichtig scheinende Sache auch von der ganzen Menschheit dafür anerkannt werde. Er bittet daher am Schluß seines Büchleins „alle Psychologen und Anthro„pologen, Metafysiker, Filosofen, Welt- und „Menschenkenner, Denker und wahrheitliebende „Menschen, ihm nicht allein ihr ganz unpar„theyisches, reiflich überlegtes, auf sichere Gründe „gestütztes Urtheil über dieses sonderbare „Faktum, sondern auch möglichste Aufklärung „und freundschaftliche Belehrung darüber unum„wunden mitzutheilen." — Er geht noch weiter: er hofft und erwartet sogar, daß „der Mensch„heit wohlwollende Fürsten und Regenten „aller Art ihren hiezu fähigen Unterthanen, „vorzüglich den Professoren, die An„stellung ähnlicher Experimente gewiß

„zur Pflicht machen werden," und zweifelt um so weniger, daß diese zu Erfüllung derselben sich um so williger finden lassen werden, da hiedurch die Richtigkeit seiner Erzählung am ersten, besten, strengsten und zweckmäßigsten geprüft und erkannt werden könne.

Blandine.

Sage mir doch, Bruder, was Herr W**l wohl unter der Anstellung ähnlicher Experimente versteht?

Wilibald.

Da fragst du mich mehr als ich selbst weiß, und ich muß offenherzig bekennen, daß ich weder verstehe noch begreife, was der gute Mann damit sagen will. So viel ich einsehe, kann man weder das, was er für wirkliche Erscheinung seiner Gattin nach ihrem Tode hält, noch das, was er selbst dabey gethan, ein Experiment im gewöhnlichen Sinn des Wortes nennen. Verdiente es aber auch diese Benennung, so sehe ich nicht, wie in einer Sache dieser Art durch die von andern dazu geschickten Personen angestellten Experimente die Richtigkeit seiner Erzählung am besten und strengsten geprüft und erkannt werden könnte. Gesetzt, hundert, ja tausend Psychologen und Anthropologen in der Welt hätten mit ihren Weibern, Anverwandten

oder Freunden eine solche Abrede getroffen wie Herr W**l mit seinem Hannchen, und die Zusage derselben, ihren besagten Männern, Verwandten oder Freunden nach ihrem Tode zu erscheinen, wäre ohne allen Erfolg geblieben: so würde und könnte kein vernünftiger Mensch hieraus allein einen hinlänglichen Beweis gegen die Richtigkeit seiner Erzählung herleiten. Denn was Zehentausend andern nicht begegnet wäre, könnte gerade ihm allein begegnet seyn. Auch kann Herr D. W**l sicher darauf rechnen, daß ihm alle Filosofen, denen er ein ähnliches Experiment ansinnen will, ins Gesicht lachen, und ihn fragen werden: wie er habe vergessen können, daß zu Anstellung eines Experiments erfordert werde, daß die Bedingung, unter welcher der bezweckte Erfolg desselben allein möglich ist, völlig in unserer Gewalt sey? Wie sollten es aber die Filosofen anfangen, um einen Geist zum Erscheinen zu nöthigen, wenn er nicht kann?

Blandine.

Herr W**l muß sich aber doch etwas dabey gedacht haben, wenn er behauptet, daß durch die Experimente, auf die er so ernstlich dringt, die Wahrheit seiner Erzählung geprüft werden könne?

Wilibald.

Wenigstens müßte er in dem Augenblick, da ihm diese seltsame Behauptung entfuhr, schon wieder vergessen haben, daß er unmittelbar vorher gesagt hatte: „Nur ein Thor oder „Unwissender oder —" (was dieser Strich bedeute ist leicht zu errathen) „könnte die Rein„heit meiner Absicht und die aufrichtige Wahr„heitsliebe, die Zuverläßigkeit meiner Erzählung „des erlebten und hier dargestellten Faktums ver„kennen, bezweifeln, sich in Vermuthun„gen, Andichtungen und Anschwärzun„gen verlieren."

Blandine.

Ey, ey! wie würde es uns beiden ergehen, Bruder, wenn dieser Mann, der einen so handfesten Glauben an sich selbst hat, jemahls erfahren sollte, was für profane Gedanken das Faktum, das ihm in einem so hohen Licht erscheint, in uns veranlaßt hat. Aber was für ein Kopf muß das auch seyn, der die bloße unschuldige Vermuthung, daß er ohne seine Schuld getäuscht worden seyn könnte, mit Anschwärzungen in dieselbe Reihe stellt?

Wilibald.

Unglücklicher Weise glaubt der Mann, seine Ehre sey so stark bey dieser Sache interessiert,

daß er, wenn am Ende ein Verdacht von Selbsttäuschung auf ihm ersitzen bliebe, „vor aller „Welt beschimpft und mit hoher Indignazion von allen Wahrheit liebenden und rechtschaffnen Menschen belegt werden müßte.“

Selmar.

Dieß könnte höchstens der Fall seyn, wenn ihm bewiesen werden könnte, daß er, aus welcher Absicht es auch seyn möchte, die ganze Erscheinungsgeschichte erdichtet habe. Aber vor dieser Gefahr ist er, dünkt mich, sicher. Möchte er von der Möglichkeit, daß er von einem Andern oder von seiner eigenen Fantasie getäuscht worden, eben so sicher seyn! Ich muß bekennen, Freund Wilibald, daß die nähere Beleuchtung dieser Wunderdinge meinen ehmahligen Glauben sehr geschwächt hat.

Wilibald.

Wie sollte sie auch nicht, da der gute Doktor selbst seiner Sache so wenig gewiß ist, daß er — sogar nachdem er von der Bewahrheitung dieser Gespenstergeschichte als von einer dem ganzen menschlichen Geschlecht äußerst wichtigen Angelegenheit gesprochen und alle Regenten aufgefodert hat, ähnliche Experimente ihren Unterthanen zur Pflicht zu machen, — auf der vorletzten Seite seines Buchs noch immer als einen möglichen Fall

voraussetzt, das Ganze könnte als Täuschung verworfen werden müssen. Dieß sagt er ausdrücklich, und spricht gleichwohl noch auf dem nehmlichen Blatte von mehrmahligen Warnungen, die er von seiner verewigten Gattin erhalten haben will, und daß sie ihn, auch nach den ersten vier Wochen, wie ein Schutzgeist bis zu Ende des halben Trauerjahrs umschwebt habe. Da er so positiv von dieser unmittelbaren Verbindung spricht, die ein halbes Jahr lang zwischen ihm und der Verstorbenen Statt gefunden, wer sollte zweifeln, daß er völlig überzeugt ist, die angeblichen Warnungen haben wirklich von Ihr hergerührt, und weder sein Herz noch seine mit der Verstorbenen immer beschäftigte Fantasie habe thätigen Antheil daran gehabt? Aber warum sagt er seinen Lesern nicht mehr von diesen dämonistischen Beweisen, die er eine beträchtliche Zeit lang, und (wie es scheint) ziemlich häufig von dem Daseyn und der Nähe seiner Gattin erhalten haben will? Warum sagt er uns nicht, worin diese Warnungen bestanden, oder wofern er seine Ursachen hat damit zurückzuhalten, warum dürfen wir nicht wenigstens wissen, an welchen sichern Merkmahlen er erkannt habe, daß sie wirklich von Ihr hergerührt? Gewiß hätten Anthropologie und Psychologie, für deren Vervollkommnung er sich so sehr interessiert, auf alle Fälle mehr dabey

gewonnen, als bey seinen mühsamen Experimenten mit dem Alkovenfensterchen.

Blandine.

Weißt du auch, lieber Wilibald, daß die Gespensterstunde beynahe vorüber ist?

Wilibald.

Wir haben also dem guten Doktor W. eine Unterhaltung zu danken, die nicht sehr langweilig gewesen seyn muß; und das ist mehr als ich von dem größern Theile seines Buches rühmen kann.

Selmar.

Indessen weiß ich doch nicht recht, ob ich mich bey dir bedanken oder über dich beklagen soll, daß du mir einen angenehmen Wahn geraubt, und mich aus dem Vortheil gesetzt hast, wenigstens Eine Geistererscheinung anführen zu können, deren Wahrheit den entschiedensten Gegner aller Geister- und Gespenster-Geschichtchen nach dem hartnäckigsten Widerstand endlich doch überwältigt und zum Glauben gezwungen hat.

Wilibald.

Wenn dieser Verlust dein größter Kummer ist, lieber Selmar, so habe ich dir zwey oder drey wohlbeglaubigte Erzählungen von ganz andrer

Wichtigkeit und Beweiskraft als die W**lsche, mitzutheilen, die dich reichlich dafür entschädigen werden. Sie sollen dir auf unsre nächste Zusammenkunft vorbehalten bleiben. Für heute ist genug.

Euthanasia.

Zweytes Gespräch.

Das nächste Mahl, da die beiden Freunde wieder zusammen kamen, vergaß Selmar nicht, Wilibalden an sein Versprechen zu erinnern. Ich berge nicht, sagte er, daß ich noch stark an der Meynung hange, daß eine über alle Möglichkeit von Täuschung hinweggesetzte Erscheinung eines Verstorbenen ein großer Gewinn für die Menschheit wäre. Noch vor kurzem stand ich in dem Wahn, daß D. W**l uns mit einer solchen Erscheinungsgeschichte beschenkt habe. Du hast mir Zweifel gegen sie beygebracht, die meinen Glauben an sie gewaltig erschüttert haben. Es ist also nicht mehr als billig, daß du mich für meinen Verlust entschädigest, und ich bin begierig zu hören, wie du die Erwartung, in welche dein Versprechen mich gesetzt hat, zu befriedigen vermögend seyn wirst.

Wilibald.

Ob eine über alle Zweifel weggesetzte Geistererscheinung überall unter die möglichen Dinge gehöre, ist eine Frage, lieber Selmar, die wir

vor jetzt noch dahin gestellt seyn lassen wollen. Ich versprach dir nur ein Paar Erzählungen aus diesem Fache, die von viel größerer Wichtigkeit und Beweiskraft für das Leben nach dem Tode seyn sollten, als die W**lsche; und ich denke dir Wort zu halten. In beiden Geschichten spielt der bekannte Schwedische Bergrath Swedenborg die Hauptrolle. Ich erinnere mich noch sehr wohl, daß vor mehr als dreyßig Jahren allenthalben von diesen Anekdoten als von ganz neuerlich geschehenen Dingen gesprochen wurde. Indessen, da mir die nähern Umstände entfallen waren, und ich mich auf keinen glaubwürdigen Zeugen nahmentlich hätte berufen können, würde ich ihrer schwerlich erwähnt haben, wenn ich nicht in diesen Tagen ganz unverhofft auf einen Gewährsmann gestoßen wäre, der — nach meiner Schätzung wenigstens — eine ganze Wolke von gewöhnlichen Zeugen aufwiegt. Es ist kein geringerer als der Verfasser der Souvenirs de vingt ans de séjour à Berlin, Herr Dieudonné Thiébault, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin, u. s. w. der diese Anekdoten, so wie er sie unmittelbar aus dem Munde der zunächst dabey betroffnen Personen erhalten hatte, dem zweyten Bande des besagten Werks, unter der Rubrik: la Princesse Ulrique, Reine Douairière de Suede, einverleibt hat. Herr Thiebault hatte, so wie

mehrere damahlige Gelehrte seiner Nazion, während des Aufenthalts dieser Königin zu Berlin öfters die Ehre von ihr zur Tafel und zu ihren zwangfreyen Abendgesellschaften gezogen zu werden. Bey einer solchen Gelegenheit begab sichs, daß die Rede auf den damahls viel besprochnen Geisterseher Swedenborg fiel. Thiebault und sein Kollege Merian wünschten zu wissen, was die Königin von diesem außerordentlichen Manne halte. Vermuthlich um den Weg hiezu zu bahnen, erzählte Thiebault folgende Anekdote, die er von dem damahls noch lebenden Preußischen Kammerherrn und gewesenen Minister in Holland und Frankreich, Baron von Ammon (der Französische Autor nennt ihn d'Hamon) unmittelbar erhalten habe. Der Schwager dieses Herrn von Ammon war vor einiger Zeit als Holländischer Gesandter zu Stockholm plötzlich mit Tod abgegangen. Bald nachher brachte eine dortige Handlung der Wittwe, Schwester des besagten Barons, die Rechnung für eine beträchtliche Tuchlieferung, welche sie an ihren verstorbenen Gemahl noch zu fodern hätte. Die Dame glaubte gewiß zu seyn, daß diese Rechnung bey Lebzeiten ihres Mannes schon bezahlt worden, konnte aber unglücklicher Weise die Quittung nirgends finden, und würde sich folglich, da die Rechnungsbücher der Kaufleute gegen sie zeugten, zuletzt genöthigt gesehen haben, noch einmahl zu

zahlen. In dieser Verlegenheit rieth man ihr, sich an Swedenborg zu wenden, der, vermittelst seines freyen Umgangs mit den Verstorbenen, Gelegenheit finden würde, sich bey ihrem Gemahl selbst nach der Sache zu erkundigen. Sie folgte dem Rath; Swedenborg versprach sein Bestes zu thun, und nach einigen Tagen berichtete er ihr: „der verstorbene Gesandte habe „die Quittung wirklich an dem und dem Tage, „zu der und der Stunde in seinem Kabinett „empfangen, als er eben den und den Artikel in „Bayle's Wörterbuche gelesen; und da er „gleich darauf durch ein anderes Geschäft unterbrochen worden, habe er die Quittung, zum „Zeichen wie weit er im Lesen gekommen, in „dem Buche liegen lassen." Und hier fand sie sich denn auch wirklich, in dem angegebnen Theil und auf der angegebnen Seite. Die Königin (so fährt Herr Thiebault in seiner Erzählung fort) sagte hierauf: die Anekdote, deren Herr Thiebault so eben erwähnt habe, sey eine von denen, die auch Ihr erzählt worden und die Ihr am meisten aufgefallen, ohne daß Sie gleichwohl die Wahrheit davon zu erkundigen gesucht hätte, da Sie wenig geneigt sey an dergleichen Wunderdinge zu glauben. Indessen habe Sie doch den Bergrath Swedenborg, den Sie von Person kenne, auf eine Probe stellen wollen. Wie er sich also eines Abends bey ihrer Cour

eingefunden, habe Sie ihn auf die Seite genommen und ihn ersucht, er möchte ihren verstorbenen Bruder (den Prinzen von Preußen, Großvater des jetzigen Königs) fragen: was er ihr in dem letzten Augenblick, wo sie ihn vor ihrer Abreise nach Stockholm gesehen, gesagt habe? — Der Gegenstand dieser Frage sey so beschaffen, daß der Prinz unmöglich das, was er Ihr gesagt, irgend einer andern Person habe wiedersagen können; und eben so wenig habe es Ihr selbst einfallen können, mit irgend jemand davon zu reden. Einige Tage darauf wäre Swedenborg wieder gekommen, da Sie eben beym Spiel gesessen, und habe Sie um eine besondere Audienz gebeten, worauf Sie ihm zur Antwort gegeben: er könne ihr vor jedermann sagen was er anzubringen habe. Aber Swedenborg habe geäußert: das, was er Ihr wiederzusagen gekommen sey, lasse keine Zeugen zu. Diese Antwort habe sie gleich sehr unruhig gemacht; Sie habe ihr Spiel einer andern Dame gegeben, und den hier gegenwärtigen Schwedischen Reichsrath von Schwerin ersucht mit ihr zu kommen. Sie habe sich darauf in ein anderes Zimmer, wo sonst niemand gewesen, verfügt, den Herrn von Schwerin an die Thür gestellt, und sey mit Swedenborgen bis an das andere Ende des Zimmers gegangen, der ihr dann gesagt habe: „Gnädigste Königin, „Sie haben Ihrem Herrn Bruder, dem hochsel.

„Prinzen von Preußen das letzte Lebewohl zu „Charlottenburg gesagt, an dem und dem Tag, „in der und der Stunde Nachmittags; wie Sie „darauf über die lange Galerie des Schlosses „gingen, begegneten Sie ihm wieder, und da „nahm Er Sie bey der Hand, führte er sie an „dieses und dieses Fenster, wo er von niemand „als von Ihnen gehört werden konnte, und sagte „Ihnen folgende Worte: —“ — „Die Königin (fährt Herr Thiebault in seiner Erzählung fort) theilte uns diese Worte nicht mit, versicherte aber, es wären eben dieselben gewesen die ihr Bruder zu ihr gesprochen, und die sie sicherlich nicht vergessen habe; Sie setzte hinzu, es wäre ihr in selbem Augenblick beynahe übel geworden; auch forderte Sie den Herrn von Schwerin zum Zeugen auf, der sich begnügte in seinem gewöhnlichen lakonischen Styl zu sagen: Madame, das alles ist wahr, wenigstens in dem was mich betrifft.“ — Hier, lieber Selmar, hast du nun meine Anekdote aus der Geisterwelt, und ich hoffe du wirst gegen die Glaubwürdigkeit einer Dame wie die ehmahlige Königin Ulrike, welche die Sache als Ihr Selbst begegnet bezeugt, und eines Mannes wie Thiebault, der sie unmittelbar aus dem Munde der Königin der ganzen Welt wieder erzählt, nichts einzuwenden haben.

Selmar.

Bey Gott! das ist eine erstaunliche Geschichte —

Blandine.

In der That etwas ganz unglaubliches, wenn es nicht von so unverwerflichen Zeugen bekräftiget wäre.

Wilibald.

Das Schönste an der Sache ist, daß, wenn auch an allen den Geister- und Gespenster-Historien, wovon alle Lande und alle Spinnstuben der Welt voll sind, sammt und sonders kein wahres Wort wäre, nur diese einzige Erzählung der Königin Ulrike in ihren wesentlichsten Umständen auf einer wirklich geschehenen Thatsache beruhen dürfte, um uns von dem Leben und der fortdaurenden Persönlichkeit nach dem Tode die größte Gewißheit zu geben, und alle Experimente, wozu Herr D. W. die gesammte filosofische Innung auffodert, überflüssig zu machen. Swedenborg, ein angesehener und begüterter Schwedischer Edelmann, ein Mathematiker, Naturforscher und Mineralog von Profession, der sich in diesen Fächern einen Nahmen gemacht und in den ersten funfzig Jahren seines Lebens immer für einen sehr vernünftigen Mann gehalten worden war, versichert, daß ihm durch Gottes besondere Vergünstigung die unsichtbare Welt aufgethan worden

sey, und daß er, unter andern, auch die verstorbenen Menschen, in derselben Gestalt worin sie sich bey Leibesleben gezeigt, im Reich der Geister auffinden und sich von Angesicht zu Angesicht mit ihnen besprechen könne. Diesem Manne trägt seine Königin (um ihn auf eine Probe, bey welcher ihr kein Betrug möglich schien, zu stellen) auf, ihren verstorbenen Bruder um etwas zu fragen, was außer ihr selbst und dem Verstorbenen keine Seele wissen konnte. Nach einigen Tagen kommt Swedenborg und sagt ihr von Wort zu Wort, mit Bemerkung aller Umstände des Orts und der Zeit, was Sie zu wissen verlangte. Er mußte es also nothwendig von dem Verstorbenen selbst vernommen haben: Er hatte ihn folglich gesehen und gesprochen: der Verstorbene lebte also noch in einer für uns andern unsichtbaren Welt fort, erinnerte sich noch genau der besondersten Umstände seines vorigen Lebens, und hatte folglich seine ganze Persönlichkeit behalten. Alles dieß ist gewiß und unläugbar, wofern es die Erzählung der Königin ist. Was können wir, billiger Weise, von dem Leben nach dem Tode mehr zu wissen verlangen?

Blandine.

Ich berge nicht, daß ich, nachdem ich einmahl so viel davon weiß, noch gar viel mehr wissen möchte.

Selmar.

Dazu könnten also doch wohl die von D. W**l anempfohlnen Experimente dienlich seyn?

Wilibald.

Es ging einmahl (ich erinnere mich nicht vor wie langer Zeit) eine Sage durch ganz Europa, daß einem Knaben (ich weiß nicht mehr wo) ein Zahn von gediegenem Golde gewachsen sey. Gelehrte aller Arten, Theologen, Filologen, Naturforscher, Aerzte und Chemiker beeiferten sich in die Wette dieses Wunder zu erklären; es wurde viel darüber gesprochen, geschrieben und gestritten; eine Hypothese verdrängte die andere, und der Knoten wurde immer verwickelter, je mehr Hände sich mit seiner Auflösung beschäftigten. Endlich, da man des Dings müde zu werden anfing, gerieth ein wackerer schlichter Mann, der weder Arzt noch Apotheker, weder Theolog noch Filolog noch Mineralog war, auf den Einfall: ob es nicht wohl gethan gewesen wäre, bevor man sich mit Erklärung des goldnen Zahns so viele Mühe gegeben, dem wirklichen Daseyn desselben genauer nachzufragen. Er that es, und es fand sich, daß der Knabe, dem der Wunderzahn gewachsen seyn sollte, einen Zahn hatte, der aus irgend einer zufälligen Ursach etwas gelblich geworden, übrigens aber ein so natürlicher Zahn war, als alle übrigen. — Wäre es

nicht auch von uns wohl gethan, wenn wir, bevor wir uns über die von Swedenborg gefundene Nord-West Einfahrt in die Geisterwelt und die daher zu hoffenden Entdeckungen freuten, vor allen Dingen in Erwähnung nähmen, ob es mit der Anekdote selbst richtig sey?

Selmar.

Könnte eine so respektable Garantie noch einen Zweifel zulassen?

Wilibald.

Wenigstens scheint die Königin selbst, welche dieses wunderbare Abenteuer erzählt, von ihrem Unglauben nicht dadurch geheilt worden zu seyn. „Tausend Dinge, sagte Sie zu den Herren „Thiebault und Merian, scheinen übernatürlich „und sind uns unerklärbar, weil wir nur die „Resultate derselben kennen; und Personen von „Verstand, die das Wunderbare lieben, profitie„ren davon, um sich in einen außerordentlichen „Ruf zu setzen. Herr Swedenborg war ein „gelehrter und in seinem Fache sehr geschickter „Mann; auch hat er immer für einen rechtschaff„nen Mann gegolten; ich begreife nicht wie er „dazu gekommen ist, etwas zu wissen was nie„mand hätte wissen sollen; aber demungeachtet „glaube ich nicht, daß er eine Unterredung mit „meinem verstorbenen Bruder gehabt habe." —

Und, aufrichtig zu reden, ich glaub' es eben so wenig als die Königin.

Blandine.

Was sagt denn Herr Thiebault dazu?

Wilibald.

Kein Wort.

Blandine.

Das ist der kürzeste Weg aus der Sache zu kommen.

Wilibald.

Vermuthlich denkt er eben so davon wie die Königin.

Blandine.

Am Ende könnten Ihre Majestät leicht eine sehr gute Ursache zu Ihrem Unglauben gehabt haben. Es wäre drollig genug, wenn Sie die ganze Anekdote aus dem Stegreif bloß darum erdichtet hätte, um die beiden Filosofen, die sich so ernstlich nach ihrer Meynung von einem Geistersehe r erkundigten, zum Besten zu haben.

Selmar.

Welch ein Einfall! Fast sollte man glauben, Blandine, Sie wären an der Königin Stelle

fähig gewesen, der Filosofie einen solchen Streich zu spielen.

Blandine.

Ich würde, wie es scheint, wenig damit über sie gewonnen haben.

Wilibald.

So wenig als über den gemeinen Menschenverstand, der, ungeachtet des unauslöschlichen Hangs der Menschheit zum Wunderbaren, und Trotz der Millionen Zauber- und Geister-Mährchen, die seit Jahrtausenden aus einem Mund in den andern übergegangen sind, dennoch immer unverrückt seinem Glauben an die Natur treu geblieben ist. Bey allen Vorfallenheiten, in allen Lagen und unter allen Umständen unsers Lebens erwarten wir immer daß alles natürlich zugehen werde. Trotz den Zauberinnen, die den Mond durch ihre Beschwörungen vom Himmel herab zogen, rechneten die alten Thessalier so sicher als wir, daß in der achten Nacht nach dem ersten Viertel der Vollmond am Himmel zu sehen seyn werde, und seit undenklichen Zeiten hat noch Niemand, wenn er einen Palast oder Tempel, oder nur einen Gänsestall bauen wollte, sich nach einem Zauberer umgethan, der durch einen bloßen Schlag mit seinem Stab, oder mit einem einzigen Wort,

alle sieben Wunder der Welt aus Nichts hervorgehen lassen kann: sondern man stellt Zimmerleute, Steinmetzen, Maurer u. s. w. an, wiewohl sie in der Wirklichkeit binnen Jahr und Tag nicht so viel ausrichten, als die Sklaven der Lampe im Persischen Mährchen in wenigen Minuten. Eben so ist es auch mit den Erzählungen von Spukereyen und Erscheinungen verstorbener Menschen. Es giebt keine Stadt, kein Dorf, kein ehmahliges Mönchs- oder Nonnen-Kloster, kein altes Schloß, keine alte noch neue Familie, worin sich nicht solche Wunderdinge zugetragen haben sollten, und schwerlich lebt, von den höchsten Klassen bis zu den niedrigsten, eine Person in der Welt, die nicht eine oder mehrere Geschichten dieser Art zu erzählen hätte. Wahr ists, diejenigen, die in selbsteigner Person dergleichen Erscheinungen gehabt zu haben versichern, machen bey weitem die kleinste Zahl aus; hingegen betheuren alle übrigen, ihr Mährchen von vollkommnen glaubwürdigen Augen- oder Ohren-Zeugen empfangen zu haben; und wäre dieß, so müßte die Zahl derer, welchen solche Dinge begegnet wären, unendlich groß seyn. Wenn nun alle diese Zeugen wirklich Glauben verdienten, oder, um mich unzweydeutiger auszudrücken, wenn die Erscheinungen, denen sie Zeugniß geben, weder Betrug noch Täuschung der Einbildungskraft zur Ursache hätten: müßte

nicht der Glaube, daß wir überall von den Geistern der Verstorbenen umgeben sind, daß sie mitten unter uns wohnen und ihr Wesen treiben, daß sie noch immer in Verbindung mit uns stehen und Antheil an uns nehmen, müßte nicht dieser Glaube schon längst allgemein festgesetzt seyn, und einen sehr merklichen und mannigfaltigen Einfluß auf die Vorstellungsart und die Handlungen der Lebenden haben? Müßt' es uns nicht immer seyn, als ob unsre Verstorbenen noch lebten und alle Augenblicke wiederkommen könnten, uns über tausend Dinge zur Rechenschaft zu ziehen, die wir jetzt thun, aber schwerlich thun würden, wenn wir sie unter ihren Augen zu thun glaubten? Dieß ist aber lange noch nicht alles. Wenn es wahr wäre, daß schon so viele Millionen Menschen sich nach ihrem Tode hätten sehen lassen: so müßte das, was Swedenborg für ein besonderes, ihm allein von Gott verliehenes Vorrecht hielt (die Gabe die Verstorbenen zu sehen, mit ihnen zu reden, und, nach ihrem und unserm Belieben, Umgang mit ihnen zu pflegen) allen Menschen gemein seyn. Denn da uns kein Verstorbener sichtbar werden kann, wofern er nicht einen organischen Körper hat, der, wie fein auch der Grundstoff seyn mag, dicht genug ist, um von menschlichen Augen deutlich gesehen zu werden: so ist klar, daß z. B. der verstorbene Cajus, wofern er z. B. von mir

gesehen werden kann, allen andern, welche Augen zu sehen haben, eben so sichtbar seyn muß als mir. Und da er mir nur vermittelst eines organischen Körpers, der der seinige, d. i. ein mit seiner Seele innigst vereinigtes Organ derselben, ist, sichtbar werden konnte: so ist nicht weniger klar, daß er immer mit diesem seinem Körper vereinigt bleiben, und also immer in dem Falle seyn muß, von Jedermann gesehen werden zu können.

Blandine.

Es wäre denn, daß er sich vorsetzlich verstecken wollte.

Wilibald.

Das mag er thun! Alle die Milliarden Verstorbener, womit Luft, Erde und Meer angefüllt sind, können oder werden sich doch nicht immer, wie die Maulwürfe, in die Erde verkriechen wollen? Denn du mußt bedenken, daß, wenn unter Tausend vorgeblichen Geistererscheinungen auch nur Eine wahr wäre, noch immer eine ansehnliche Zahl von Verstorbenen herauskäme, welche vermittelst ihres Körpers sichtbar werden könnten. Wären ihrer aber auch nur hundert oder funfzig oder noch weniger, so ist nicht abzusehen, warum sie allein, ausschließlich mit Patentkörpern, so zu sagen, begabt seyn sollten, die zur Sicht-

barkeit besonders privilegiert wären. Nein! was von Einem gilt, muß von Allen gelten; und wenn folglich alle nur seit den nächsten 6000 Jahren verstorbene Menschen mit sichtbaren Körpern versehen sind, so muß unser Planet, außer den tausend Millionen lebender Menschen, die (nach den Regeln der politischen Rechenkunst) sich dermahlen auf seiner Oberfläche befinden, wenigstens noch mit zwey bis drey hundert tausend Millionen sichtbarer Verstorbener bevölkert seyn, so daß auf Einen sichtbaren Lebenden wenigstens zweyhundert und funfzig sichtbare Todte kämen. Das wäre doch wahrlich! beynahe soviel als ob alle diese Millionen von Menschen gar nicht gestorben wären. Aber auch das ist noch nicht alles. Ein organischer Körper, wär' er auch aus Aether gewebt, kann nichts ohne eine seiner Natur angemessene Nahrung bestehen. Man ist zwar, soviel ich weiß, noch nicht so weit gekommen, die Quantität von Lichtstoff und von den verschiednen Luft- und Gas-Arten genau angeben zu können, die ein Mensch binnen einer gewissen Zeit zu Unterhaltung seines Lebens unumgänglich nöthig hat; von den Verstorbenen, die, besage des Swedenborgischen, durch unzählige Erscheinungen bestätigten Zeugnisses, in sichtbarer menschlicher Gestalt auf der Erde fortleben, läßt sich dieß noch weniger bestimmen: aber soviel ist doch ziemlich klar, daß der tägliche Auf-

wand, welchen 200 000'000 000 Verstorbene von den besagten Nahrungsstoffen machen würden, den 1000'000 000 Lebenden schwerlich so viel übrig ließe, als zu ihrer nothdürftigsten Subsistenz erforderlich ist.

Blandine.

Du machst mir angst und bange, Bruder! Wer weiß ob nicht die unendliche Menge von Krankheiten, die unsern armen Aerzten so viel aufzurathen geben, besonders die großen Epidemien, z. B. das gelbe Fieber zu Malaga, woran die Menschen hinsterben wie die Fliegen, keine andere Ursache hat; und ob nicht die Nothwendigkeit, unsern Lebensstoff mit einer so ungeheuren Masse von Verstorbenen zu theilen, der wahre Grund ist, warum die Dauer des menschlichen Lebens von einem Jahrtausend zum andern so sehr abgenommen hat; da hingegen die Menschen in den ersten 1000 Jahren der Welt, wo die Anzahl der Verstorbenen noch sehr gering war, ihr Leben bis auf acht und neun Jahrhunderte brachten.

Wilibald.

Deine Vermuthung läßt sich hören, Blandine, und wird den Gönnern des Swedenborgischen Systems nicht unwillkommen seyn.

Blandine.

Wenn das Alles aber auch nicht wäre, so muß ich doch gestehen, daß die Vorstellung, mitten in einem so fürchterlichen Gedränge von lebendigen Todten zu leben, etwas höchstwiderliches für mich hat, und wenn ich ihr nachhängen wollte, fähig wäre mir das Leben gänzlich zu verleiden. Aber sollte denn kein Mittel seyn, uns wenigstens die große Masse dieser Beschwerlichen vom Halse zu schaffen? — Da fällt mir zum Glück die Unterwelt der alten Griechen ein. Könnt' es dieses in allem andern so sinnreiche Volk nicht auch hierin getroffen haben? Gewiß hat das Innere der Erde, wohin sie ihren Tartarus und ihr Elysium setzten, Raum genug für eine weit größere Menge von Todten, als man dermahlen zählt; wenigstens in der Voraussetzung, daß von Zeit zu Zeit ein beträchtlicher Transport in irgend einen andern Planeten abgeführt würde.

Wilibald.

Genug, Blandine, und schon zu viel in diesem Ton, über etwas, worüber so Wenige Scherz verstehen; wiewohl es unbefangenen Menschen wirklich schwer wird, ernsthaft über einen Gegenstand zu bleiben, der dem Scherz von allen Seiten so viele Blößen giebt. Ich sage also in ganzem Ernst: Wäre die Wahrheit auch nur einer

einzigen Erscheinung oder Unterredung eines Verstorbenen mit einem Lebenden unwidersprechlich zu erweisen, so daß es z. B. vollkommen gewiß wäre, daß der Bergrath Swedenborg mit dem Prinzen von Preußen nach dessen Tode gesprochen, und von ihm erfahren hätte was dieser Prinz mit der Königin Ulrike in geheim geredet habe; so würde aus dieser Thatsache folgen: daß der besagte Prinz nach seinem Tode als eben dieselbe Person, die er vor demselben war, im Geisterreich fortgelebt, und in seinem neuen Leben das Vermögen beybehalten habe, sich mit einem noch in diesem Erdeleben befangenen Sterblichen zu unterreden; und diese beiden Resultate würden, Trotz aller Ungereimtheiten, die aus ihnen hervorzugehen scheinen mögen, eben so gewiß seyn, als die Thatsache selbst, wovon sie unmittelbare Folgen sind. Daß aber diese vorgebliche Thatsache, oder irgend eine andere dieser Art, jemahls zu einer solchen historischen Gewißheit zu bringen sey, daß kein Vernünftiger ihr seinen Glauben versagen könnte: dieß ist was ich schlechterdings läugne.

Selmar.

Wie erklärst du dir denn das, was die Königin Ulrike, als etwas zwischen ihr und Swedenborg wirklich Vorgegangenes, erzählte?

Wilibald.

Ich befinde mich gänzlich in demselben Fall wie diese Majestät selbst; ich begreife nichts davon, aber ich glaube nicht, daß Swedenborg weder mit dem verstorbenen Prinzen noch irgend einem andern Verstorbenen wirklich gesprochen habe.

Selmar.

Die Königin müßte also (wie Blandine schon vermuthete) die ganze Geschichte geradezu er — dichtet haben? —

Wilibald.

Oder Swedenborg hätte auf irgend einem natürlichen Wege die geheimen Worte, die der Prinz in dem und dem Fenster der Gallerie zu Charlottenburg zu ihr gesprochen erfahren, und hätte das Vorgeben, sie erst nach dem von der Königin erhaltenen Auftrag aus dem Munde des Verstorbenen entnommen zu haben, bloß erdichtet, oder, deutsch zu reden, erlogen, um sich dadurch in den Kredit eines außerordentlichen Mannes zu setzen, und sein vorgeblich erhaltnes Vorrecht, zugleich in dieser und in der unsichtbaren Welt zu leben, durch ein recht auffallendes Faktum in den Augen des großen Haufens zu begründen. Dieses letztere scheint auch die Meynung der Königin gewesen zu seyn, und es muß ihr also

die Möglichkeit wenigstens dunkel vorgeschwebt haben, wie Swedenborg hinter etwas gekommen seyn könnte, wovon sie geglaubt hatte, daß es ein ausschließliches Geheimniß zwischen ihr und ihrem Bruder geblieben sey. In der That ist auch das unwahrscheinlichste und unglaublichste, wenn es nur nicht ganz aus dem natürlichen Wege heraustritt, eher zu glauben, als etwas, das mit allen bekannten Naturgesetzen in offenbarem Widerspruch steht.

Selmar.

Es müßte also auch mit der Entdeckung der verlornen Quittung die nehmliche Bewandtniß gehabt haben?

Wilibald.

Ich sehe nicht, warum ich nicht sollte annehmen dürfen, daß Swedenborg zufälliger Weise gerade derjenige, der den Holländischen Gesandten beym Lesen in Bayle's Wörterbuch unterbrochen, gewesen sey, und also auch habe bemerken können, daß der Gesandte eine Quittung in das Buch gelegt, um den Ort zu bezeichnen, wo er im Lesen stehen geblieben. Um auf den ersten Blick auch die Rubrik des Artikels zu bemerken, brauchte Swedenborg nichts als ein Paar gute Augen, und des bemerkten sich bey Gelegenheit wieder zu erinnern, nichts als ein gutes Gedächt-

niß. Uebrigens verdient noch in Betrachtung gezogen zu werden, daß Swedenborg weder in der ersten noch in der andern Anekdote ausdrücklich sagt, daß er die Nachrichten, die er der Wittwe des Gesandten und der Königin ertheilt, aus dem Munde der Verstorbenen habe: er begnügt sich beiden Damen die verlangte Auskunft zu geben, und überläßt es ihnen selbst, sich die Frage, wie er dazu gekommen sey, zu beantworten. Da die Meynung von seinem Umgang mit den Geistern damahls in Stockholm bereits Kredit zu gewinnen anfing, so konnte er sich darauf verlassen, daß man diesen Ereignissen die wunderbarste Ursache unterlegen würde.

Selmar.

Du hältst also, wie ich sehe, den guten Swedenborg geradezu für einen Betrüger?

Wilibald.

Ich spreche nicht gern über außerordentliche Menschen ab. Wer kann sagen, was eine sehr starke Anlage zur Schwärmerey, mit der Begierde etwas Außerordentliches zu seyn und zu scheinen vereinigt, bey dieser oder jener einzelnen Person, für seltsame Ausweichungen aus der gemeinen Bahn der Vernunft und Moralität bewirken kann? Auch hierüber glaube ich dem Urtheil der Königin ohne Bedenken beytreten zu können.

Selmar.

Und so wären wir denn, mit diesen Swedenborgischen Anekdoten, wovon du mich so viel erwarten ließest, noch gerade da, wo uns die Erscheinungen der Frau Doktorin W. gelassen haben?

Wilibald.

Mir ist leid daß ich Ja sagen muß. Indessen tröste ich mich mit der Ueberzeugung, daß uns keine andere Geschichte, die in dieses Fach gehört, nur ein Haarbreit weiter bringen würde. Denn, kurz und gut, es ist unmöglich, daß ein Mensch, der seiner Vernunft mächtig ist, wenn er selbst etwas dieser Art erfahren zu haben vermeynt, sich von der objektiven Realität einer solchen Vision so völlig überzeuge, daß nicht immer, wenigstens einige Zeit nachher, Zweifel in ihm entstehen sollten, ob er nicht entweder von seinen Sinnen, oder von seiner Fantasie, oder durch die Wirkung eines außerordentlichen Zustandes seines Nervensystems, oder durch fremden künstlichen Betrug, oder auf irgend eine andere ihm unerforschliche Weise, getäuscht worden sey. Ist nicht Herr D. W. selbst, wiewohl er ein Buch über die wirkliche Erscheinung seiner Frau geschrieben hat, ein auffallendes Beyspiel hievon? — Und wie könnt' es anders seyn? Wenn wir uns auch in dem Augenblick selbst, da wir

von einem solchen Gesichte überrascht würden, nicht erwehren könnten unsern Sinnen zu glauben: so ist doch der Eindruck, den eine plötzlich erscheinende und eben so schnell wieder verschwindende, unbetastbare Nebelgestalt auf die Sinne machen kann, nicht stark genug, daß er gegen die Wirkung des Nachdenkens und der Zeit lange aushalten könnte. Eine solche Erscheinung ist eine isolierte Begebenheit, von einer unbekannten Ursache in den natürlichen Zusammenhang unsers Lebens eingeschoben, welcher dadurch zwar auf einen Augenblick unterbrochen, aber im geringsten nicht verändert wird. So wie sie aus Nichts entstand, zerfließt sie wieder in Nichts, und läßt, gleich den Begebenheiten im Traum, keine bleibende Spur zurück. Einem mehr oder minder lebhaften Traum ähnlich, verliert auch das Bild, das im Gedächtniß von ihr zurückblieb, nach und nach von der Wärme seiner Farben; und eine natürliche Folge davon ist, daß wir endlich selbst an der objektiven Realität der gehabten Erscheinung zweifeln, und wenigstens ungewiß bleiben, ob wir geträumt oder gewacht haben, oder, wofern wir uns auch des letztern deutlich bewußt zu seyn glaubten, dennoch nie mit uns selbst einig werden können, welcher unbekannten Ursache wir das, was wir einige Augenblicke lang sahen oder hörten, beyzumessen hätten. Gesetzt aber, ich selbst

z. B. glaubte mein ganzes Leben durch vollkommen gewiß zu seyn, daß eine verstorbene Person mir, bey völlig wachen Sinnen und ruhiger Geistesgegenwart, erschienen sey, würde ich darum bey andern verständigen und nicht ganz unaufgeklärten Menschen Glauben finden? Sie würden meine Erzählung wie ein anderes Mährchen anhören; und wenn ich mich auch, wie D. W**l, erböte, meine Aussage vor allen Gerichten in der Welt eidlich zu bekräftigen, so würde ich bey den Vernünftigen nicht mehr dadurch bewirken, als daß sie mich von dem Vorsatz, sie wissentlich zu betrügen, frey sprächen; den Glauben, daß ich selbst getäuscht sey, würde ich ihnen nie benehmen können.

Selmar.

Leider scheinen mir die Gründe deiner Meynung so einleuchtend, daß ich alle Hoffnung aufgebe, durch Erscheinungen und Experimente auf dem von Herrn W. vorgeschlagnen Wege einiges Licht über den Zustand der Seele nach dem Tode zu erhalten. Aber sonderbar ist doch, wie bey so bewandten Sachen eine so ungeheure Menge von Geister- und Gespenster-Geschichten sich über den Erdboden verbreiten, und sogar in Ländern, die sich schon seit Jahrhunderten einer immer steigenden Kultur rühmen, bis auf diesen Tag nicht ausgerottet werden konnte. Ein so unverdräng-

licher und allgemeiner Volksglaube kann doch schwerlich einen schwachen, zufälligen, auf bloßen Sagen und Mährchen beruhenden Grund haben — er muß in der menschlichen Natur selbst tief gewurzelt seyn. Ist es vielleicht eine allen Menschen angeborne dunkle Ahnung der Unsterblichkeit unsers Wesens, was den Erscheinungen verstorbener Personen den Ursprung gab, und was uns den Erzählungen dieser Art, wenn sie nur einigen Schein von Wahrheit von sich werfen, so gernglaubig entgegen kommen macht?

Wilibald.

Mir ists nicht unwahrscheinlich, daß ein solches Ahnungsvermögen in dem räthselhaftesten, noch viel zu wenig gekannten und erforschten Theil unsrer Natur, den man die Einbildungskraft nennt, schlummere, und vielleicht im Wachen sowohl als im Schlafe die Quelle mancher unsrer Träume sey. Indessen erkläre ich nicht gern Dunkles aus eben so Dunklem. Irr' ich nicht, so liegt uns der Schlüssel zu diesem Geheimniß näher als wir vermuthen. — Es ist eine alte, unzähliche Mahl gemachte Erfahrung, daß eine lange Zeit hingeht, bis ein Mensch, der durch irgend einen Zufall einer Hand, eines Arms oder Fußes verlustig worden ist, auch ein dunkles Bewußtseyn, das verlorne Glied noch immer zu besitzen, verliert, wiewohl er beynahe alle Augen-

blicke Gelegenheit hat, den Gebrauch desselben zu vermissen. Ich halte mich gewiß, eben dasselbe müsse, vermöge der innern Oekonomie unsrer Natur, auch der Fall seyn, wenn wir einer Person, mit welcher wir lange in sehr nahen und innigen Verhältnissen gelebt haben, durch den Tod beraubt werden. Ein Beyspiel das ich anführen könnte — überzeugt mich, daß Tausend Andere — oder vielmehr daß alle nicht ganz gefühllose Menschen in diesem Falle, mehr oder weniger — das Nehmliche erfahren müssen —

Erlaube mir, lieber Bruder, sagte Blandine, da sie aus der veränderten Stimme und dem Stocken ihres Bruders schloß, daß es ihm zu schwer fallen würde fortzufahren, erlaube mir, daß ich meine eigene Erfahrung für dich reden lasse. Unser Freund weiß, wie herzlich die Freundschaft war, die mich von früher Jugend an mit meiner vor drey Jahren verewigten Schwester verband. Ohne den Umstand, daß eine langsame Abnahme ihrer Kräfte, und endlich eine sehr beschwerliche und aller Hülfe der Heilkunst hartnäckig widerstehende Krankheit uns in die traurige Nothwendigkeit setzten, zwischen immer wechselnder Furcht und Hoffnung den Augenblick der Trennung täglich näher heranschleichen zu sehen, würde es denen, die so innig an ihr hingen, kaum möglich gewesen seyn sie zu überleben —

Blandine hatte sich zu viel zugetraut, da sie sich für stark genug hielt, ihren Bruder abzulösen. Ihre Thränen, die sie vergeblich zurückzuhalten strebte, erstickten auf einmahl ihre Stimme, und die wehmüthigste Erinnerung fiel so warm und lebhaft auf ihr Herz, daß es ihr unmöglich war, fortzureden. Gute Seele, sagte Wilibald, indem er ihr mit abgewandtem Gesicht die Hand drückte — Schäme dich nicht, daß du doch aus noch weicherm Thon gebildet bist, als ein Mann. Die Zeit hat mich endlich stark genug gemacht, sobald nur die erste Bewegung vorüber ist, von dem, was in dieser wichtigsten Epoke meines Lebens in mir vorging, zu einem Freunde wie Selmar reden zu können.

Selmar.

Auch würde ich es ohne diese Rücksicht nicht über mein Herz gewinnen, dich fortfahren zu lassen, wie sehr ich auch die Erfahrungen zu hören wünsche, worin du den Schlüssel zu jenem so alten und allgemeinen Glauben der Menschen zu finden vermeynst.

Wilibald.

Glücklicher Weise ist es zu meinem Zwecke nicht nöthig, mich in eine umständliche und ins Einzelne gehende Erzählung der Geschichte meiner

Seele in jenen — Zeitraum einzulassen. Ich sage glücklicher Weise, theils, weil es nach Verfluß einiger Jahre schwer wo nicht unmöglich ist, das, was in einer ungewöhnlichen Lage in unserm Innersten unwillkührlich und ohne unser Zuthun vorging, ganz rein von allen Einmischungen der Fantasie und der Urtheilskraft darzustellen; theils, weil alles, was sich auf das besondere und in seiner Art wo nicht einzige, doch gewiß höchstseltne Verhältniß, worin ich sechs und dreyßig Jahre mit der Verewigten gelebt hatte, bezieht, meinem Gefühl nach etwas heiliges für mich ist und bleiben soll, wovon ich, ohne eine mir selbst unverzeihliche Profanazion, mit keinem Dritten reden kann.

Was ich mir also überhaupt von meinem damahligen Gemüthszustand am deutlichsten bewußt bin, ist, daß über ein Jahr lang eine Art von innigem Gefühl, daß Sie lebe und mir nahe sey, mich nie verließ; auch dann nicht, wenn ich mit Arbeiten beschäftigt war, wobey die Seele ganz in sich selbst gesammelt seyn muß, um alle ihre Kräfte desto freyer und harmonischer zusammenspielen zu lassen. Dieses Gefühl war sehr verschieden von demjenigen, was uns die körperliche Gegenwart einer geliebten Person, mit welcher wir lange gelebt haben, aller Orten wo wir sie zu sehen gewohnt waren, eine mehr oder weniger lange Zeit, lebhaft ver-

missen macht. Dieses letztere Gefühl ist immer schmerzlich; jenes hingegen gewährte mir das einzige Vergnügen, dessen ich damahls fähig war. Es war mit keiner mir bemerklichen Täuschung der Einbildung verbunden: ich glaubte nicht, Sie zu sehen oder zu hören; aber mir war, Sie sehe und höre mich. Ich fühlte ihre Nähe in meinem Innern, und kein Dogmatiker noch Skeptiker hätte mir die Gewißheit, daß Sie lebe und Antheil an mir nehme, wegvernünfteln können. Sobald ich allein war, unterhielt ich mich mit Ihr, ohne des ewigen Monodrama's jemahls müde zu werden. Sogar unter den litterarischen Arbeiten, die mich im ersten halben Jahr den größten Theil des Tages über beschäftigten, wurden Sie so oft apostrofiert, als ich die Feder auf einen Augenblick niederlegte, ohne daß ich in der vorhabenden Arbeit im geringsten dadurch gestört wurde. Im Gegentheil, dieses Gefühl Ihrer geistigen Nähe hatte die Wirkung auf mich, welche die Griechischen Dichter dem Anhauch einer Muse zuschrieben; es belebte meine Lebensgeister, und stärkte meinen Kopf, nicht weniger als mein Herz, kräftiger als das beste Kordial; ja ich bin überzeugt, daß ich ohne dasselbe damahls nicht nur nichts erträgliches hervorbringen, sondern das Daseyn selbst schwerlich hätte ertragen können.

Selmar.

Was mich am meisten wundert, ist, daß bey einer solchen Gemüthsstimmung deine Fantasie immer so unthätig blieb als du sagst, und dir die Freundin, die dir unsichtbar immer so nahe war und so stark auf dich wirkte, nie in sichtbarer Gestalt vor Augen stellte; da doch vielleicht nur ein einziger Grad höherer Spannung dazu vonnöthen war.

Wilibald.

Ich würde mich selbst darüber wundern, wenn es nicht zu den Eigenheiten meiner Einbildungskraft (die überhaupt nie sehr feurig war) gehörte, daß sie mir die individuelle Gesichtsbildung und Gestalt der Personen die ich am meisten liebte, sogar in meiner Jugend, nie so lebendig und mit so scharfen Zügen vorbilden konnte, daß ich, wenn ich ein Mahler gewesen wäre, nach dem Bilde, das mir von ihnen in der Fantasie vorschwebte, ein sehr ähnliches Portrait hätte zu Stande bringen können. Dieß war nun auch der Fall bey Ihr, die ich inniger als je eine andere geliebt hatte; und daher erkläre ich mir auch, warum ich Sie so selten in Träumen sah. Denn wiewohl mir ihre geistige Gegenwart sehr wohlthätig war, so gestehe ich doch, daß es Augenblicke gab, wo mir daran nicht genügen wollte; so daß ich Sie nicht selten mit dringenden Bitten

bestürmte, mir im Traum zu erscheinen, da dieß doch die einzige Möglichkeit Sie wiederzusehen sey.

Selmar.

Hoffentlich ließ Sie dich keine Fehlbitte thun.

Wilibald.

Ich kann nicht sagen daß Sie mir diese Gefälligkeit nur ein einziges Mahl erwiesen; auch dann nicht, wenn ich mein Möglichstes gethan hatte, ihr die Mühe dadurch zu erleichtern, daß ich meine Fantasie mit Erinnerungen an die schönsten Scenen unsers Lebens zu erwärmen suchte. Indessen störte mich dieß wenig in jenem wohlthätigen Gefühl Ihrer unsichtbaren Nähe, und ich wußte mir allerley Gründe anzugeben, warum Sie meine Bitte nicht erfüllen wolle, wenn Sie es auch könnte. Kurz, ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß, seit ihrem Verschwinden aus der sichtbaren Welt, keine andere als eine geistige Gemeinschaft — as soul approches soul, wie ein Englischer Dichter sagt — zwischen uns möglich sey. Ich suchte mich nun durch die Vorstellung zu entschädigen, daß Sie, die einst mein guter Engel in irdischer Gestalt gewesen war, nun eben dieses Verhältniß gegen mich und die Ihrigen unsichtbarer Weise fortsetze; und es wurde mir um so leichter, diese Vorstellung lebendig zu

erhalten, da ich ein sonderbares Vergnügen daran fand, jeder meiner bessern Gedanken Ihrer Eingebung, und jedes noch so kleine glückliche Ereigniß meines Lebens Ihrer Leitung und Mitwirkung zuzuschreiben. — Doch ich sehe, daß ich ziemlich weit über die Gränzen, die ich mir gezogen habe, hinaus gerathen bin, und will also nichts hinzusetzen, als, daß auch jenes selige Gefühl, nachdem es über ein volles Jahr fast in gleicher Stärke gedauert hatte, endlich dem Einfluß der Zeit und der Zerstreuungen des Lebens unterlag, unvermerkt von seiner Lebhaftigkeit verlor, und sich endlich in die Masse jener dunkeln Gefühle zurückzog, deren wir uns zwar gewöhnlich nicht bewußt sind, die aber durch die geringste Veranlassung alle Augenblicke wieder hervorgerufen werden, und die Kraft, womit sie auf unser Gemüth wirken, nie ganz verlieren.

Wenn ich von diesem Gefühl alles Individuelle beseitige, so bleibt vermuthlich nichts übrig, als was alle Menschen in ähnlichen Fällen von jeher erfahren haben und immer erfahren werden: nehmlich, etwas demjenigen sehr ähnlich, was jeder Mensch, der durch einen Zufall einen Arm oder ein Bein verloren hat, erfährt, indem er, wiewohl dieses Verlusts sich vollkommen bewußt, eine Zeitlang das verlorne Glied noch immer zu besitzen wähnt, und seines Irrthums meistens nur in dem Augenblick deutlich gewahr wird, da

er Gebrauch davon machen will. Daß auch jenes Gefühl, wie dieses, sich aus der Macht der Gewohnheit ganz natürlich erklären lasse, davon soll jetzt nicht die Rede seyn. Aber dünkt es dich nicht auch, Selmar, daß es eine eben so natürliche Grundlage des mit der Länge der Zeit so gemein gewordenen Glaubens an Geistererscheinungen habe werden können? Dieses Gefühl, oder, wenn du willst, dieser gefühlähnliche Wahn, daß eine verstorbene Person noch da sey, leiht natürlicher Weise allen Erinnerungen an dieselbe einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Wärme; beides spannt — und bey schwerblütigen oder nervenkranken Personen überspannt es auch wohl — die Einbildungskraft. Bey manchen, zumahl zum Träumen ohnehin geneigten Personen bringt es öftere Träume hervor, worin die verstorbene Person lebt und handelt; und so wie (nach Agathodämons Meynung) Träume dieser Art im Kindesalter des menschlichen Geschlechts und bey allen Völkern die noch auf den untersten Stufen der Bildung stehen, den Glauben an das fortdaurende Leben der Verstorbenen im Lande der Seelen erzeugt zu haben scheinen, so könnten sie auch gar wohl den ersten Gespenstergeschichten das Daseyn gegeben haben.

Wenn dieß aber auch nicht wäre, so bedurfte es, um den Glauben an Geistererscheinungen zu

begründen, schwerlich mehr als einige wenige Fälle, wo der individuelle Nervenzustand bey Personen von starker Einbildungskraft die Idee eines Verstorbenen bis zur Anschaulichkeit außer sich erhöht hatte. Leichtglaubigkeit und Hang zum Wunderbaren setzten dann solche vermeynte Ereignisse gar bald in Umlauf, und sie erhielten, wie gewöhnlich, in jedem neuen Munde, der sie weiter beförderte, irgend einen Zusatz, der sie geschickter machte Erstaunen und Schauder zu erregen. In der Folge bemächtigten sich Schamanen, Priester, und religiöse Gaukler aller Arten dieser reichhaltigen Fundgrube, und wußten sie auf mancherley Weise zu Vergrößerung ihrer Macht über den Unverstand und die Leidenschaften roher Menschen zu benutzen. Die Geistererscheinungen wurden nun immer gemeiner; viele brachte künstlicher Betrug, viele unerkannte Selbsttäuschung hervor: Tausende gewannen ihre Gestalt bloß dadurch, daß sie, von Mund zu Mund fortrollten, unvermerkt zu Volksmährchen wurden; viele, vielleicht die meisten, waren und sind noch jetzt bloße Erzeugnisse der Furcht und des Aberglaubens. Indessen ist wohl nichts gewisser, als daß diese lichtscheuen fantastischen Wesen, so wie sie sich gewöhnlich nur bey Nacht und Nebel sehen lassen, meistens auch nur von solchen Personen gesehen werden, deren Verstand noch mit Nacht und Nebel umhüllt ist, — und

wirklich der Filosof Eukrates in Lucians Lügenfreund und der Filosof W**l in unsern Tagen sind, soviel ich weiß, die einzigen ihrer Zunft, denen ihre verstorbene Gattinnen bey hellem Tag erschienen sind.

Selmar.

Wie wenig ich auch meine Rechnung dabey finde, so scheint es doch, ich werde meine Hoffnung, Nachrichten von dem Leben nach dem Tode aus dem Munde wiederkommender Todten zu erhalten, ein für alle Mahl aufgeben müssen. Aber daß du mir, wie ich besorgen muß, auch den Glauben, „dein so inniges Gefühl der geistigen Nähe deiner verewigten Freundin, das dir selbst ein so tröstliches Pfand ihres fortdauernden Daseyns seyn mußte, sey in der That eine Wirkung ihrer Gegenwart gewesen,“ daß du mir auch diesen Glauben, und wär' es nur ein süßer Wahn, wegzuvernünfteln gesucht hast, ist beynahe mehr als ich dir verzeihen kann.

Wilibald.

Das wolle der Himmel nicht, lieber Selmar, daß ich dir irgend einen süßen Wahn rauben sollte, der zu deiner Glückseligkeit oder Ruhe nöthig wäre! Ich selbst bin ein zu großer Freund von unschuldigen Täuschungen — und wenn du jenen süßen Wahn vollends gar zu wirklichem

Glauben erhöhen könntest, was würden dich alle meine Vernünfteleyen kümmern?

Selmar.

Du selbst hast ja gestanden, daß du eine beträchtliche Zeit lang jenen Glauben —

Wilibald.

Verzeihung, Freund! Es war mehr als Glauben; es war wirklich eine Art von Gefühl; wenigstens weiß ich ihm keinen andern Nahmen zu geben, wiewohl mir jetzt nur allzuwahrscheinlich ist, daß etwas täuschendes darin war; ich will sagen, daß die Ursache davon bloß in mir selbst, nicht in einer unmittelbaren Einwirkung der Verewigten zu suchen war. Würde es wohl, wofern das Letztere Statt gefunden hätte, mit der Zeit immer schwächer geworden seyn? und würde es nicht, wenigstens zuweilen, in seiner ganzen ehmahligen Stärke wiederkehren?

Selmar.

Warum dieß nicht geschieht, davon ließe sich eine sehr natürliche Ursache angeben. Könnte Sie dir nicht Anfangs noch nahe geblieben seyn, und erst eine geraume Zeit nachher eine Bestimmung, die sie von dir entfernte, erhalten haben?

Wilibald.

Ich kann freylich nicht beweisen, daß dieß

schlechterdings unmöglich sey; aber ich habe meine Ursachen es nicht zu glauben.

Selmar.

Zum Beyspiel?

Wilibald.

Gerade heraus zu reden, Freund Selmar, ich bin überzeugt daß der Tod aller Gemeinschaft und allen Verhältnissen zwischen den Verstorbenen und den Lebenden ein Ende macht.

Blandine.

Der Himmel bewahre mich vor einer so trostlosen Ueberzeugung! O des leidigen Vernünftelns über Dinge, worüber wir allein die Stimme des Herzens hören sollten! Vor zwey Jahren, Bruder, hattest du doch einen ganz andern Glauben.

Wilibald.

Auch war es glücklich für mich daß ich ihn hatte. Leider! beruhte er auf einer bloßen Täuschung; aber ohne diese Täuschung würde ich vermuthlich das Vergnügen nicht haben, mich jetzt mit dir und meinem Freund zu unterhalten.

Selmar.

Mir geht es wie den Eifersüchtigen, die nichts so sehr fürchten, als die Zweifel, so man ihnen

gegen die Treue ihrer Geliebten beygebracht hat, bestätiget zu sehen, und dennoch nicht aufhören zu fragen und zu forschen, bis ihnen die verhaßte Wahrheit in die Augen blitzt.

Wilibald.

Dieß ist, denke ich, ein Zug, den du mit allen Sterblichen gemein hast. Eine innere Nothwendigkeit treibt uns, in Allem nach Wahrheit zu streben, auch wenn sie unsern Neigungen und Wünschen entgegen steht. Irrthum kann uns angenehm seyn, aber nie befriedigen. Ich sagte dir, ich sey überzeugt, daß der Tod alle Gemeinschaft zwischen Todten und Lebenden aufhebe. Man kann aber auch von der Wahrheit eines Irrthums überzeugt seyn, und warum sollte dieß nicht auch der Fall mit mir seyn können? Höre also meine Gründe, und urtheile dann selbst! Nur bitte ich, daß die Rede nicht mehr von mir, sondern von irgend einem Cajus oder Titius sey, der in der Sache, wozu wir ihn gebrauchen, Stellverweser des ganzen männlichen Geschlechts seyn kann. Denke dir also einen solchen Cajus, der mit Tausend anderen das Unglück gemein hatte, einer geliebten Gattin (die uns Fannia heißen mag) durch den Tod beraubt zu werden. Er hatte sie einst (wie wir voraussetzen wollen) beym ersten Anblick für die einzige zu erkennen geglaubt, die

ganz nach seinem Herzen sey; und so hatte er sie in einer langen Reihe von Jahren immer gefunden. Sie besaß alle Tugenden ihres Geschlechts, und war von allen Gebrechen, Unarten und Schwächen desselben frey. Mit der treuesten Anhänglichkeit lebte sie allein für ihn, ertrug seine Fehler mit der Sanftmuth eines Engels, und fand keine Aufopferung zu schwer, wenn sie ihm einen Kummer, eine Sorge, ja nur einen unangenehmen Augenblick ersparen konnte. Ihre Liebenswürdigkeit, ihr Verstand, ihre sich selbst immer gleich heitre, sanfte und angenehme Sinnesart, ihre anspruchlosen Tugenden, und ihre unendlichen Verdienste um ihn, hatten sie ihm so unentbehrlich gemacht, daß er sich kein größeres Elend denken konnte als sie zu verlieren. Ich setze alles dieß voraus, weil die Verbindung mit einem solchen Weibe nothwendig die schönsten und zartesten Verhältnisse des menschlichen Lebens in sich schließt; gerade solche, von welchen man am sichersten hoffen sollte, daß ihre Erinnerung und die davon unzertrennlichen Gesinnungen ihr ins andere Leben folgen müßten. Und doch fürchte ich sehr, diese Fannia — die hier bloß für die Stellvertreterin aller Frauen ihrer Art gelten soll — sie, die ihrem Manne so viel war, konnt' es doch bloß dadurch seyn, daß sie ein Weib war. Alle jene schönen Verhältnisse entsprangen (wenn ich mich eines von einem alten Minne-

sänger gestempelten Wortes bedienen darf) aus ihrer Weibheit, und mit dieser mußten sie also auch verschwinden. Wäre sie ein Engel, ein zehenfacher Engel gewesen, es half nichts; um Fannia zu seyn, mußte der Engel ein Weib, aber freylich gerade dieses individuelle Weib seyn das sie war; durch alles, was sie mehr oder weniger gewesen wäre, hätte sie aufgehört Fannia zu seyn, und alle ihre individuellen Verhältnisse gegen Cajus, die das Glück seines Lebens machten, hätten aufgehört. Dieß ist Natur der Sache, und kann, Trotz allem was von und über die Platonische Liebe je geschwärmt worden ist, nicht anders seyn. Unfehlbar liebte Cajus ihre Seele — was hätte Sie ihm ohne diese seyn können? — aber er liebte Fanniens Seele, und diese, um alles für ihn zu seyn was sie ihm war, mußte gerade mit Fanniens Leib und keinem andern vereinigt seyn.

Selmar.

Alles dieß dünkt mich so klar, daß es keines weitern Beweises bedarf noch fähig ist.

Wilibald.

Gut, lieber Selmar. Es ist dir also ohne Zweifel auch klar, daß wenn der große Zauberer Merlin sie in irgend eine andere Person ihres Geschlechts, oder in den vollkommensten aller

Männer, oder in irgend ein andres Wesen verwandelt hätte, eben dasselbe erfolgt, und mit jener individuellen Fannia alle ihre eigenthümlichen Verhältnisse zu Cajus verschwunden wären.

Selmar.

Nun sehe ich wo du hinaus willst. Der Tod ist dieser leidige Zauberer, der, indem er Fanniens Form zerstörte, sie selbst und alles was sie dem armen Cajus war, vernichtete. Die Platoniker mögen sagen was sie wollen, Fanniens Seele ist nicht Fannia; das Sichtbare und das Unsichtbare gehören zusammen: die Person ist nicht mehr, sobald das Band zerschnitten ist, das Leib und Seele zu einem harmonischen Ganzen zusammen schlang; und an dieses Ganze waren ja alle die schönen Verhältnisse gebunden, die zwischen ihr und Cajus bestanden. Nicht wahr, dieß ist was du meynst?

Wilibald.

Du scheinst mich sehr wohl begriffen zu haben.

Selmar.

Aber können und müssen dann nicht nach der Auflösung jenes Bandes andere ähnliche Verhältnisse eintreten? Muß denn der Geist, der Fannien beseelte, weil er seinen ehmahligen Leib verlassen hat, darum aufhören diejenigen zu

lieben und Theil an ihnen zu nehmen, die er in seinem vorigen Leben am meisten geliebt, und deren Wohlfahrt ihn einzig beschäftigt hatte?

Wilibald.

Ich will hier nicht die unbeantwortliche Frage, was ist der Geist? im Menschen? gegen dich geltend machen; denn diese würde allem Filosofieren über den Gegenstand, womit wir uns unterhalten, auf einmahl ein Ende machen. Wir wollen thun als wüßten wir so gut was Geist ist, als alle andere Menschen in der Welt, und so antworte ich: was dem armen Cajus von der todten Fannia noch übrig ist, kann ihm ohne ihren Geist nichts mehr seyn und muß unter die Erde. Ihren Geist kann er weder sehen noch hören; aber das Uebel ist gegenseitig, ihr Geist kann auch ihn weder sehen, noch hören, noch ansprechen, denn er hat weder Augen noch Ohren noch Sprachorgane mehr. Demungeachtet würde er unfehlbar noch immer liebevollen Antheil an Cajus nehmen, wenn er nicht, zugleich mit jenen Gliedmaßen, auch das Erinnerungs-Organ, und mit diesem alle Vorstellungen von seinem vorigen Leben und dessen Verhältnissen verloren hätte.

Selmar.

Das ist erbärmlich!

Blandine.

Geben Sie Sich zufrieden, guter Selmar — Es ist kein wahres Wort an Allem was er da sagt — Es *kann* unmöglich so seyn, und ich wette er glaubt es selbst nicht.

Wilibald.

Ruhig Blandine!

Blandine, zu Selmar.

Denken Sie nur an D. W**ls *ätherisches Organ*, das die Seele mit sich nimmt, indem sie sich von ihrer irdischen Schale ablöst.

Selmar.

Beynahe hätt' ich es in der ersten Angst vergessen. Wenn ich recht berichtet bin, so haben die berühmtesten Filosofen aller Zeiten der Seele einen solchen unsichtbaren Leib zugeschrieben, den sie nie verläßt, und mittelst dessen sie immer im Zusammenhang mit der materiellen Welt bleibt.

Wilibald.

Alle jene scharfsinnigen Herren wußten so wenig als du und ich was Geist und Materie ist, und haben auch ihre Idee von einem der Seele eigenthümlichen ätherischen Leibe nie für mehr als eine *Vermuthung* ausgegeben. Aber es sey wie du willst! was gewinnen wir dabey?

Fürs erste kann dieses unter keinen unsrer Sinne fallende Seelenorgan eben darum auf keinen unsrer Sinne wirken, und ist also schlechterdings ungeschickt, den Geist, dem es zugehört, in Gemeinschaft mit uns zu bringen. Aber auch dieses fysische Unvermögen bey Seite gesetzt, wie sollte Fanniens Geist sich noch immer mit ihren vormahligen häuslichen, ehlichen und mütterlichen Verhältnissen beschäftigen können, da durch die Trennung von seinem weiblichen Körper alle die zarten Fäden zerrissen sind, wodurch er in ihrem irdischen Leben an diesen Verhältnissen hing? Sollten ihm auch einige Spuren davon zurückgeblieben seyn, so müssen sich diese doch in dem neuen geistigen Leben, das er begonnen hat, sehr bald verwischen, und höchstens mag er sich ihrer noch eine Zeit lang, so wie erwachsene Personen der Spiele, Freuden und Leiden ihrer frühen Kindheit, erinnern. Kurz, alle diese schönen Verhältnisse, die einst zwischen Fannia und ihrem Gatten bestanden und die Quellen ihrer reinsten Glückseligkeit waren, liegen nun in Fanniens Grab, und leben nur noch im Andenken des letztern, bis er selbst aufhören wird zu seyn was er jetzt ist.

Blandine, mit Wärme.

Kannst du diesen Gedanken ertragen, Bruder?

Wilibald.

Ich muß.

Blandine.

Ich nicht! Mein Herz übertäubt alle deine Vernunftschlüsse. Es sagt mir daß sie nicht wahr sind, wiewohl ich sie nicht zu widerlegen vermag. Mit Einem Wort, ich fühl' es daß Fannia noch lebt und mich liebt, und —

Wilibald.

Ich fühlt' es nicht weniger als du, gute Blandine, und wähn' es öfters noch zu fühlen: — aber ich weiß leider! daß es bloße Täuschung ist. Wir sahen Fannien in mehr als hundert Millionen Augenblicken lebend, und nur wenige Augenblicke todt: der Eindruck der uns von ihrem Leben blieb, ist also hundert Millionen Mahl stärker als der von ihrem Tode; und so geht es ganz natürlicher zu, daß das innere Gefühl, worin alle jene Eindrücke, wie Millionen einzelner Dünste in einem Regentropfen, zusammenfließen, (das Gefühl das uns sagt sie lebe) ein so mächtiges Uebergewicht für unser Herz hat.

Blandine.

Du bist ein grausamer Mensch!

Wilibald.

Das bin ich nicht, Blandine! Was für eine Freude könnt' ich darin finden, mir selbst eine tröstliche Vorstellung zu rauben, wenn es in meiner Willkühr stände anders zu denken? Aber gieb dich zufrieden, Liebe! Was dir das Resultat meiner Schlüsse so verhaßt macht, ist bloßer Wahn; und ein Wahn, der noch dazu nicht aus reiner Liebe, sondern aus einem sehr eigennützigen Gefühl entspringt. Oder warum genügt dir nicht an dem Gedanken, daß die geliebte Todte, die du beweinst, noch lebt und glücklicher ist als wir, ob gleich das Wie von beiden außerhalb den Gränzen unsers Wissens liegt? Warum willst du ihr noch immer wichtig genug seyn, daß sie sich mit dir beschäftige?

Blandine.

Dafür könnt' ich einen sehr guten Grund angeben — aber ich schweige.

Wilibald.

O, ich weiß recht gut, was du verschweigst, liebes Trotzköpfchen! Aber die Rede ist jetzt nicht von dem, was wir wünschen, oder unserm Herzen zu Gefallen glauben, oder was vielleicht ein moralisches Bedürfniß für uns ist.

Selmar.

Du behauptest also, wie ich höre, daß unser Geist mit dem Körper, den er beseelte, auch des Bewußtseyns dessen was er im Leben war, erfuhr, und that, durch den Tod verlustig werde? daß kein ihm selbst deutlicher Zusammenhang zwischen seinem neuen und vorigen Leben Statt habe? mit Einem Wort, daß er aufhöre die Person zu seyn die er war, und, wofern anders ein neues Daseyn für ihn beginnt, eine ganz neue Person zu seyn aufange?

Wilibald.

Ich kenne die Geisterwelt zu wenig, als daß ich so ganz positiv über diese Dinge absprechen möchte. Es können uns unbegreifliche Einrichtungen in ihr getroffen seyn; und wie weit sind wir noch entfernt, die Kräfte und innern Formen unsers Geistes ergründet zu haben? Indessen läugne ich nicht, daß mir der Verlust der Erinnerung unsers vorigen Lebens ein nothwendiges Resultat meiner Behauptungen zu seyn scheint.

Selmar.

Ein gräßliches Resultat, Freund Wilibald! Denn wofern es so ist wie du sagst, so ist mit dem Tod Alles aus; die Welt, worin ich bisher gelebt und gewirkt habe, verschwindet auf ewig

vor mir; Ich bin nicht mehr; denn das Wesen, das nun statt meiner zu leben beginnt, ist nicht Ich; es ist ein ganz neues Individuum, und es mag sich in seinem neuen Zustande noch so wohl befinden, Ich genieße nichts davon; denn Ich bin im eigentlichen Sinn des Wortes todt und abgethan. Kann etwas trostloseres seyn als dieser Glaube?

Blandine.

Schwerlich! Ich wollte lieber auf der Stelle dem Leben entsagen, als dem Gedanken, daß der Tod mich mit denen wieder vereinigen wird, die ich im Leben geliebt habe.

Wilibald.

Wer sagt daß dieß nicht geschehen könne?

Blandine.

Keine Sofistereyen, Wilibald! Was hälfe mirs, meine Schwester wieder zu finden, wenn wir uns nicht wieder erkennen würden?

Wilibald.

Lieben Kinder, ich sehe daß Ihr vor Gespenstern erschreckt. Das Resultat, das Selmar ganz richtig aus meinen vorigen Behauptungen gezogen hat, sieht nur darum so gräßlich aus, weil ihr ihm noch nicht recht ins Gesicht gesehen habt,

oder vielmehr, weil ihr es noch durch einen Nebel seht, der seine wahre Gestalt verzerrt und verdüstert. Eine kleine Aufmerksamkeit wird euch, denke ich, überzeugen, daß der Verlust, der uns allen bevorsteht, im Grunde wenig zu bedeuten hat. Fürs Erste, scheint es sonderbar, wie wir uns vor einem Verlust so sehr fürchten können, den wir nicht nur unser ganzes Leben durch stückweise täglich erleiden, sondern bereits, vielleicht schon öfters, erlitten haben. Verwischen sich denn nicht täglich eine Menge Eindrücke, welche die Vergangenheit in unserm Gedächtniß zurückgelassen hat? Werden diese Erinnerungen nicht immer schwächer so wie ihre Gegenstände sich von uns entfernen, und verlieren sie sich nicht endlich ganz in dem Dunkel, das den größten Theil unsers Innern bedeckt? Wird dieser Anfangs unmerkliche Verlust nicht von Zeit zu Zeit sehr merklich, und nimmt nicht nur die Masse unsrer Erinnerungen, sondern auch die Lebhaftigkeit unsers Bewußtseyns der übrigbleibenden im hohen Alter allmählich so sehr ab, daß die meisten Greise sich endlich selbst überleben, und in einem Zustand, der nicht einmahl den Nahmen des Vegetierens werth ist, ein sichtbares Bild dessen darstellen, was sie nach dem Tode seyn werden? Wir sind hierin einem Reichen ähnlich, der zwar täglich einnimmt, aber auch täglich ausgiebt, und das letztere in einem so ungleichen Verhältniß zur

Einnahme, daß er endlich unvermerkt sein Kapital selbst aufgezehrt hat. Daß die Lebhaftigkeit der Gegenwart, in welcher wir gewöhnlich mit unsrer ganzen Energie befangen sind, das Vergangene überhaupt verdunkelt, lehrt die tägliche Erfahrung. Aber es giebt auch überdieß gewisse Epoken im Leben, wo die Veränderung, die mit uns vorgeht, so groß ist, wo die Umgebungen und der Wirkungskreis, worein wir uns auf einmahl gesetzt sehen, von allem, was uns vorher umgab und beschäftigte, so stark absticht und so wenig Beziehung darauf hat, daß wir gewissermaßen ein ganz neues Leben beginnen, und unser voriges Daseyn dadurch in ziemlich kurzer Zeit in einen Schatten gesetzt wird, worin das Ganze desselben uns kaum mit schärfern Umrissen und hellern Farben erscheint, als ein Traum, der etwas mehr Sinn und Zusammenhang zu haben schien als sonst in Träumen gewöhnlich ist. Ich könnte hievon aus Erfahrung reden; aber ich bin gewiß, daß alle Menschen, deren Schicksal es war in eine große Mannigfaltigkeit von Veränderungen verflochten zu werden, ihren Wohnort öfters zu wechseln, in neue Verhältnisse zu kommen, und in eine für sie ganz neue Welt versetzt zu werden, das nehmliche erfahren haben müssen. Aufs wenigste Eine Epoke dieser Art haben alle Menschen mit einander gemein, nehmlich die drey oder vier ersten Jahre der Kindheit,

deren wohl niemand in seinem funfzigsten sich mehr bewußt ist. Denn, wofern uns auch einige schwache Erinnerungen aus diesem Alter geblieben scheinen, so sind es wohl bloß Erinnerungen dessen, was uns von unsern Müttern und andern mit unsrer Kindheit beschäftigten Personen davon erzählt wurde.

Selmar.

Verzeihe wenn ich die Folge deiner Gedanken unterbreche, um zu bemerken, daß die Ursache, warum wir in reifen Jahren das Bewußtseyn unsrer Kindheit verlieren, schwerlich eine andere ist, als weil der Mensch in diesem Alter nur sehr uneigentlich eine Person genennt werden mag, da er noch, ohne Gewalt über sich selbst, bey dem schwachen Schein einer nur langsam aufdämmernden Vernunft in einer Fluth von sinnlichen Gefühlen und Trieben schwimmt, und sich von andern thierischen Wesen bloß durch höhere aber noch unentwickelte Anlagen unterscheidet. In diesem allen ist der Abstand des Kindes vom erwachsnen vollständigen Menschen so groß, daß, meines Erachtens, von dem Verlust des Bewußtseyns unsrer Kindheit auf den Verlust der Persönlichkeit nach dem Tode nicht richtig geschlossen werden kann.

Wilibald.

Deine Bemerkung, lieber Selmar, ist meiner Behauptung günstiger als du dir vorstellst. Nichts davon zu sagen, daß du einen sehr beträchtlichen Theil des menschlichen Geschlechts, nehmlich aufs wenigste alle Kinder die unter sieben Jahren sterben, von dem Vorrecht der Unsterblichkeit, welche nach dir lediglich von der Persönlichkeit abhängt, ausschließest: läßt sich denn etwa läugnen, daß bey weitem die größte Anzahl der Menschen, in Ansicht ihres Verstandes und ihrer Sittlichkeit, oder, richtiger zu reden, wegen ihres Unverstandes und der unheilbaren Inkonsequenz und Unsittlichkeit ihres Benehmens im Leben, immer Kinder bleiben? Ist der gegenwärtige Zustand dieser nie zur Reife gelangten Thiermenschen — und wie ungeheuer groß ist nicht ihre Anzahl auf dem ganzen Erdboden! — nicht, wenigstens in Vergleichung mit dem geistigen Leben worein uns der Tod versetzt, wahre Kindheit? Wenn der Abstand des Kindes von dem Manne, der sich in vollständigem Besitz aller seiner vielgeübten Kräfte und ausgebildeten Anlagen befindet, groß genug ist, das ganze Gemählde des kindischen Alters aus der Erinnerung des Mannes auszulöschen; wenn die bloße Versetzung in einen von dem vorhergehenden sehr verschiedenen Zusammenhang von Gegenständen, Verhältnissen und Beschäftigungen des gegenwär-

tigen Lebens hinreichend ist, jenen in unserm Gesichtskreise so weit zurückzurücken, daß wir uns seiner kaum lebhafter als eines Traumgesichtes erinnern: wie dürfen wir hoffen, daß eine gänzliche Abtrennung von der Welt, worin wir bisher gelebt haben, dieselbe Wirkung nicht in einem noch viel höhern Grade hervorbringen werde? Wahrscheinlich werden wir uns unsers Menschenlebens nicht einmahl als eines Traums erinnern; da uns der Tod des Organs beraubt, mit dessen bloßer Verletzung, folglich um so gewisser mit dessen gänzlichem Verlust, diese ganze Sinnenwelt, aus welcher wir alle unsre Vorstellungen schöpfen und auf welche sich alle unsre Gedanken und Kraftäußerungen beziehen, auf einmahl rein vor uns verschwinden muß. Wie undurchdringlich auch das Dunkel ist, in welches die innere Beschaffenheit des Gehirns, und dessen was es zu Erzeugung unsrer sinnlichen Vorstellungen beyträgt, sich unsern Forschungen entzieht, so ist doch so viel gewiß, daß es uns zu diesen Vorstellungen überhaupt unentbehrlich ist, folglich auch zu jeder Erinnerung ehmahliger Anschauungen und Gefühle, an welche die Besinnung dessen was wir waren, oder, mit andern Worten, die innere Anschauung des Zusammenhangs zwischen unserm gegenwärtigen und vergangenen Leben gebunden ist.

Selmar.

Alles was du mit diesem Räsonnement von mir erhalten kannst; ist, daß ich mich in meinem Glauben befestigt fühle, daß unsre Seele im Tode ein unsichtbares Organ mit sich nehme, welches vermuthlich mit dem Gehirn und durch dasselbe mit dem ganzen Nervensystem in der engesten Verbindung stand. Angenommen daß dieses ätherische Organ das wahre Sensorium der Seele sey, und daß es die materiellen Bilder ihrer ehmahligen Vorstellungen in sich enthalte, so dünkt mich ich begreife einigermaßen wie es möglich sey, daß die Seele, ohne durch den Tod im Zusammenhang ihrer Vorstellungen unterbrochen zu werden, das Bewußtseyn dessen was sie in ihrem vorigen Leben gewesen, gedacht und gethan, beybehalten könne.

Wilibald.

Du beweisest also das Daseyn deines übrigens völlig unbekannten Seelenorgans durch die Unmöglichkeit, die Fortdauer der Persönlichkeit ohne dasselbe beweisen zu können; und du beweisest die Fortdauer der Persönlichkeit aus dem Daseyn dieses Organs. Dieß scheint, mit deiner Erlaubniß, ein Cirkel zu seyn, wodurch keines von beiden bewiesen wird. Wenn ich aber auch so gefällig seyn wollte dir das Daseyn eines solchen Organs zuzugeben, so gewännest du damit

wenig oder nichts für die Meynung, die dir und Blandinen so sehr am Herzen liegt. Denn vor allen Dingen müßtest du außer Zweifel setzen können, daß dieser ätherische Leib durch den Tod nicht paralysiert und zu den Diensten der Seele ungeschickt gemacht worden sey; was doch schon zuweilen die Folge außerordentlicher Nervenkrankheiten ist; denn man hat Beyspiele von Personen beides Geschlechts, die auf diese Weise die Erinnerung eines beträchtlichen Zeitraums ihres Lebens und also mit ihr einen Theil ihrer Persönlichkeit auf längere oder kürzere Zeit verloren haben.

Selmar.

Vorausgesetzt, daß der Seele ein unzerstörbares Organ zum Behuf ihrer Verbindung mit der Körperwelt auf immer zugegeben ist, läßt sich nicht zweifeln, daß es seiner Natur nach (außerordentliche Fälle etwan ausgenommen) immer geschickt sey seine Bestimmung zu erfüllen. Auch kann ich den Beyspielen, deren du erwähnst, andere von bewährter Gewißheit entgegen setzen, wo, in einer gewissen Art von Verzückung, die Seele sich zum Anschauen überirdischer Gegenstände erhoben und von unbeschreiblichen Wonnegefühlen überströmt fühlte, während eine todtähnliche Erstarrung des ganzen Körpers alle äußern Sinne in gänzliche Unthätigkeit setzte.

Ich selbst habe eine Person, auf welche kein Verdacht eines Betrugs fallen konnte, gekannt, welche diese Art von Ekstasen öfters erfuhr, und so wie sie ihrer äußern Sinne wieder mächtig wurde, sich dessen, was sie in jenem außerordentlichen Zustande gesehen und empfunden, noch innigst bewußt zu seyn versicherte, wiewohl sie keine Worte fand es zu beschreiben. Durch solche Beyspiele glaube ich hinlänglich zu dem Schluß begründet zu seyn, daß der Körper paralisiert und außer aller Thätigkeit gesetzt seyn könne, ohne daß das innerste unmittelbare Organ der Seele deßwegen in seinen Verrichtungen gestört wird.

Wilibald.

Ich, lieber Selmar, schließe aus solchen außerordentlichen Erscheinungen oder Erfahrungen — nichts. Die innerste Organisazion unsers Körpers, die Natur unsers Gehirns und Nervensystems, das Band zwischen Seele und Leib, das Wesen des Geistes und der Materie, alles dieß bedeckt jener undurchdringliche Schleier der Isis, den noch kein Sterblicher aufgehoben hat. Von dem ätherischen Leibe der Seele ist nicht einmahl das Daseyn bekannt. Was für Resultate sollen also mit einiger Sicherheit aus einzelnen Erfahrungen gezogen werden können, deren wahre Beschaffenheit und Ursache (wenn es auch mit der Wahrheit des Faktums seine Richtigkeit

hat) so weit außer dem Gebiet aller uns bekannten Naturgesetze und dem Kreise alles menschlichen Wissens liegt, wie das Beyspiel worauf du dich berufst? Aus eben diesem Grunde lege ich auf die von mir angeführten Thatsachen kein entscheidendes Gewicht. Ich kann dein ätherisches Seelenorgan unangefochten lassen; ich kann dir sogar zugeben, unsre Seele könne nach dem Tode, so oft es ihr beliebt, ihr ehmahliges Leben, oder wenigstens dessen denkwürdigste Ereignisse und Momente darin wie in einer Bildergallerie beschauen: Alles was du damit gewinnst, ist höchstens der Gedanke, daß du noch im Andenken des geliebten Verstorbenen lebest. Ich gestehe gern, dieß ist z. B. sehr viel für einen in Schmerz und Verzweiflung versunknen Admet, der in seiner leidenschaftlichen Begeisterung den geliebten Schatten im Begriff sieht, mit einem Trunk aus dem Lethe ein „ewiges Vergessen ihrer Liebe“ einzuschlürfen, und das nicht natürlicher ist, als die schwärmerische (von dem großen Tonsetzer Schweizer so unübertrefflich ausgedruckte) Heftigkeit, womit ihn der Dichter ausrufen läßt:

O flieh, geliebter Schatten, fliehe!
Ich unterläge dem Gewicht
Von diesem schrecklichsten der Schmerzen!
Noch lebt Admet in deinem Herzen,

Dieß ist sein Alles! O entziehe
Dieß einz'ge letzte Gut ihm nicht!

Ich kenne die stärkende Kraft die uns mit dem schwärmerischen Gedanken, auch im Lande der Schatten noch geliebt zu seyn, anweht; aber in die Länge will sich weder Herz noch Sinn durch eine bloß idealische Gemeinschaft zwischen uns und der geliebten Seele beschwichtigen lassen. Beide sehnen sich nach fühlbaren Zeichen einer wirklichen Gegenwart und Nähe derselben; man möchte gern von seinen Verstorbenen noch immer gesehen, noch gehört werden, und von dem Antheil, den sie an uns nehmen, wirklichen Genuß und Nutzen haben, kurz, wir möchten, daß Alles noch so wäre als ob sie nicht gestorben wären. Aber dazu kann ihnen und uns ihr ätherischer Leib nicht verhelfen. Er ist zu fein, um ohne die Hülfe der vermittelnden und stufenweise sich vergröbernden Organe, durch welche er mit den sichtbaren verwebt war, und deren er durch den Tod beraubt wurde, irgend eine merkliche Wirkung auf Körper wie die unsrigen zu thun. Seine Berührung wird nicht gespürt, seine Stimme nicht gehört, seine Gestalt nicht gesehen, kurz er ist für uns eben soviel als ob er gar nicht vorhanden wäre. Bey dieser Bewandtniß bleibt freylich jedem

die Freyheit unbenommen, sich zum Behuf der Bedürfnisse seines Herzens mit so angenehmen Einbildungen und Dichtungen zu behelfen als er nur immer kann. Wenn aber (wie dermahlen zwischen uns) die Rede von dem ist, was wir vernünftiger Weise als wahr oder wenigstens als das Wahrscheinlichste anzunehmen genöthigt sind, so sehe ich wenig Grund für die Hoffnung, nach meinem Tode dieselbe Person zu bleiben die ich im Leben war, und folglich die Verhältnisse und Verbindungen, die einst das Glück meines Lebens ausmachten, auch im künftigen fortzusetzen. Das Weiseste dürfte also wohl seyn uns in das gemeinschaftliche Loos aller Sterblichen zu ergeben, und etwa die Gründe aufzusuchen, die uns über diesen Verlust trösten können.

Selmar.

Mich dünkt ich werde mich nie mit dem Gedanken aussöhnen, daß ein Augenblick kommen werde, wo ich aufhöre zu seyn. Denn das wäre doch der Fall, wenn ich durch den Tod die Erinnerung dessen, was ich im Leben war, und das Bewußtseyn, daß ich noch dieselbe Person sey, verlieren sollte. Ich sehe ganz und gar keinen wahren Unterschied zwischen gänzlicher Vernichtung und einer Fortdauer ohne Persönlichkeit. Was geht mich das neue Leben

an, das nun für eine mir gänzlich fremde Person beginnen mag?

Wilibald.

Ich will nicht schlechterdings behaupten, daß der Geist unmittelbar nach der Trennung vom Körper sich nicht seiner selbst bewußt seyn und einige Erinnerung aus seinem vorigen Zustande mit sich nehme. Aber was mir gewiß scheint, ist, daß diese Erinnerung sich sehr bald in seiner neuen Art zu seyn verlieren müsse, weil alle die Fäden, worin sie hing, abgeschnitten sind, und die neue Welt, die vor ihm aufdämmert und von derjenigen, die er verließ, so sehr verschieden ist, sich natürlicher Weise seiner ganzen Aufmerksamkeit bemächtigt.

Selmar.

Nur allzuwahrscheinlich! Aber das ist es eben was ich beklage.

Wilibald.

Und ich, lieber Selmar, möchte dich überzeugen können, daß hier wenig oder nichts zu beklagen ist. Ich müßte mich sehr irren, oder der wahre Grund, warum man sich den Verlust der Erinnerung des vergangenen Lebens als etwas so schreckliches vorstellt, liegt in einem

Trugschlusse, den wir vom gegenwärtigen auf das Leben nach dem Tode machen. In jenem kann uns nichts unglücklicheres wiederfahren, als wenn wir durch irgend einen Unfall aller Besinnung des Vergangenen beraubt werden. Aber warum dieß? Bloß darum weil dieser Verlust uns auf einmahl aus allen unsern Verhältnissen, aus unserm ganzen Wirkungskreise, aus allen unsern Verbindungen, Entwürfen, Bestrebungen und Erwartungen herauswirft, unserm Leben alles Interesse benimmt, und uns, mit Einem Wort, in den Zustand der ersten Kindheit zurücksetzt. Wahr ists, alles dieß bewirkt der Tod ebenfalls; nur die Folgen sind nicht eben dieselben. Der Mensch hat aufgehört; aber der Geist, der sich in einen neuen, seiner Natur angemeßnen, Zustand versetzt findet, verliert dabey nichts, was von einiger Bedeutung für ihn seyn könnte. Alle seine vormahligen Verhältnisse, Verbindungen, Entwürfe, kurz seine ganze Empfänglichkeit und Thätigkeit bezog sich auf sein Menschenleben; so wie dieses aufhört, kann das Vergessen derselben nicht die mindesten schlimmen Folgen für ihn haben, und ist in mancher Rücksicht eher Gewinn als Verlust. Denn da es nicht länger in seiner Gewalt ist, denen, die er einst liebte, Beweise seiner Theilnahme zu geben, so würde die Erinnerung an sie eher seine Ruhe

stören als sein Glück erhöhen. Ueberhaupt was sollte dem entfesselten Geist das Andenken an sein Menschenleben helfen? Dessen, was in einem höhern Leben der Erinnerung werth seyn möchte, ist so wenig; dessen, was wir schon in diesem zu vergessen wünschen, so viel! Das Andenken an begangene Fehler und Thorheiten, an vereitelte Entwürfe, an vergebliche Bemühungen, vornehmlich an alle Ausbrüche der Leidenschaften und Launen, wodurch wir uns an Andern und an uns selbst versündigten, kann in diesem Leben vielleicht einigen Nutzen bringen, in jenem ganz und gar keinen. Sogar das Andenken an gelungene Bemühungen und bewirktes Gutes würde nur ein sehr unerheblicher Zuwachs zu der innern Glückseligkeit eines Geistes seyn, dessen Wahrheitssinn, von allen Blendwerken der Eigenliebe, der Vorurtheile und der Leidenschaften gereinigt, nun hell und lauter genug ist Alles nach innerm Werthe zu würdigen, und folglich einzusehen, wie wenig Gutes selbst der beste Mensch zu wirken vermag, wie wenig auch von diesem Wenigen auf seine eigene Rechnung kommt, wie viel falscher Schein und Gleißnerey selbst in seinen Tugenden ist, und wie oft er Böses gewirkt hat, wenn er Gutes zu schaffen wähnte.

Selmar.

Wenn wir denn auch von dieser Seite nichts verlören, wer kann sich an den trostlosen Gedanken gewöhnen, seine Geliebten in jenem Leben nicht wieder zu finden? Wer kann der süßen Hoffnung entsagen, sie wieder zu erkennen, und sich an ihnen und mit ihnen eines schönern vollkommnern Daseyns zu erfreuen?

Blandine.

Ich bekenne rund heraus, daß ohne diese Hoffnung der Tod für mich aller schrecklichen Dinge schrecklichstes wäre.

Wilibald.

Das Uebel, meine Lieben, ist nicht halb so groß als es Euch vorkommt. Setzen wir einmahl den Fall, zwey liebenswürdige Personen wären als Kinder etwa bis ins vierte oder fünfte Jahr mit einander aufgekommen, und hätten sich in dieser Zeit so herzlich geliebt, und so viele Freude an und mit einander gehabt, als Kinder dieses Alters nur immer fähig sind. In ihrem vierten oder fünften Jahre wären sie getrennt worden, und würden erst nach vierzig Jahren durch irgend einen glücklichen Zufall wieder zusammen gebracht. Ohne Zweifel hätten sich binnen dieser langen Zeit alle Bilder

der ersten vier bis fünf Jahre ihres Lebens verwischt, und sie würden sich so wenig erinnern einander je gekannt zu haben, als ob sie sich nie gesehen hätten. Würde dieß aber verhindern, daß sie einander itzt, vielleicht schon auf den ersten Blick, oder doch nach sehr kurzer Bekanntschaft, tausendmahl inniger lieb gewönnen als ehmahls in ihrer Kindheit? Würden sie nun etwa weniger Wohlgefallen an einander haben, und sich in ihrer Freundschaft weniger glücklich fühlen, weil sie vergessen hätten daß sie schon als kleine Kinder mit einander gegessen, gespielt, Wiesenblumen gepflückt, Kartenhäuschen zusammengebaut, ihre Puppen an- und ausgezogen, mitunter auch ihrentwegen einander bey den Köpfen gekriegt hätten, und dergleichen? Wie unbedeutend wäre das, was ihrem dermahligen gemeinschaftlichen Glücke dadurch zuwüchse, wenn sie sich dieser Kindereyen noch erinnerten? Ihr seht daß dieß gerade der Fall mit allen, die durch Freundschaft und Liebe in diesem Leben vereinigt waren, seyn wird, wenn sie im künftigen wieder zusammen gebracht werden; woran ich nicht zweifle, und was wenigstens nichts unmögliches ist.

Blandine.

Daß du doch immer Recht behalten mußt!

Selmar.

Weil es dann einmahl nicht anders seyn kann, so gestehe ich, daß mich diese Vorstellung mit dem Verlust der Freude, meine Geliebten dereinst wieder zu erkennen, so ziemlich aussöhnt. Diese Freude, die in unserm Erdeleben oft so unaussprechlich süß ist, ist es doch wohl im Grunde bloß darum, weil wir noch Menschen sind, und durchs Wiedersehen in den Genuß aller der schönen und zarten menschlichen Verhältnisse wieder eintreten, worin wir uns ehmahls glücklich fühlten. Dieß ist z. B. der Fall mit der vorgedachten, aus dem Elysium ins Menschenleben zurück versetzten Alceste, und der Dichter hat, meines Erachtens, die Natur rein getroffen, wenn er sie zu ihrem Admet sagen läßt:

Ich hab' Elysiums Glück empfunden,
Allein dem Augenblick, da ich dich wieder gefunden,
Ist keine andre Wonne gleich.

Allerdings wäre der Fall ganz anders gewesen, wenn sie sich in der unsichtbaren Welt als Geister wieder gefunden hätten.

Wilibald.

Wenig andere haben wohl jene Wonne von

welcher Alceste singt, in einem höhern Grad empfunden als ich selbst: denn schwerlich geht sie über die Seligkeit, die Geliebte vom Rande des Grabes ins Leben zurückgebracht zu sehen. Ja sogar das überschwängliche Wonnegefühl, sie aus dem Grabe selbst ins Leben zurückgekehrt zu sehen, hab' ich, wiewohl leider nur im Traum, so lebendig erfahren, als Admet in dem Singspiel, dessen du dich bey dieser Gelegenheit erinnerst. Denn wenige Wochen nach Fanniens Tode träumte mir: ich hätte mich im Kreise aller meiner Angehörigen und Freunde befunden, welche meinen Schmerz mehr durch stille Theilnahme als unzeitige Tröstungen zu lindern gesucht hätten; auf einmahl wäre die Thür aufgegangen, und Sie, die wir alle für todt und begraben gehalten, wäre, wie von einer weiten Reise, frisch und gesund zurückgekommen, und mit ihrem eigensten schönen Ausdruck der reinsten Freude und Liebe in meine Arme geflogen. Die Einbildungskraft hat kein Bild und die Sprache keine Worte, das Entzücken dieses Augenblicks zu schildern. — Aber die wahre Quelle desselben hast du ganz richtig angegeben, Selmar, und es wäre täuschende Verwirrung reinmenschlicher Verhältnisse mit reingeistigen, wenn ich mir einbilden wollte, das Nehmliche könnte beym Wiedersehen in der Geisterwelt Statt finden.

Blandine.

Dieser Zusatz ist nicht dazu gemacht, uns eine große Sehnsucht nach der Versetzung unter die Geister einzuflößen.

Wilibald.

Auch war er nicht zu diesem Ende gemacht, liebe Blandine.

Selmar.

Jetzt, lieber Wilibald, möchte ich dich an etwas erinnern, das meiner Aufmerksamkeit nicht entging, wiewohl es dir nur im Vorbeygehen zu entfallen schien. Wir könnten, sagtest du, uns vielleicht schon mehrmahl in dem Falle befunden haben, die Erinnerung unsers vergangenen Zustandes gänzlich zu verlieren. Darf ich fragen was du damit meintest?

Wilibald.

Bald hätte ich vergessen dieses Punktes wieder zu erwähnen; nicht als ob ich die Sache selbst für zweifelhaft hielte, sondern weil sie zu Begründung meiner Behauptung entbehrlich ist. Du bist doch auch der Meinung, Selmar, daß unsre Seele vor ihrer Vereinigung mit ihrem dermahligen Körper schon da gewesen ist?

Selmar.

Ich gestehe daß ich mich über diesen Punkt immer mit dichterischen Fantasiespielen beholfen und nie ernsthaft darüber nachgedacht habe. Indessen da ich mir nicht vorstellen kann, daß Nichts zu Etwas werden oder das bloß idealische Daseyn im Reich der Möglichkeiten ein wahres Daseyn genennt werden könne: so sehe ich mich genöthigt anzunehmen, daß unsre Seele schon vor unserm gegenwärtigen Leben existiert haben müsse.

Wilibald.

Wenn dieß ist, so entsteht natürlicher Weise die Frage, wie sie existiert habe?

Selmar.

Vermuthlich ebenfalls in Verbindung mit irgend einem organischen Leibe. Denn hätte sie jemahls als reiner Geist existiert, so wäre unbegreiflich was sie gesündigt haben könnte, um eine so harte Strafe zu verdienen, wie die Einsperrung in einen irdischen Leib für einen solchen Geist seyn müßte; zumahl da es offenbar scheint, daß alles fysische und moralische Elend der Menschheit eine natürliche Folge derselben ist.

Wilibald.

Die Untersuchung des letztern Punktes würde

uns zu weit aus unserm Wege führen. Aber vielleicht giebt es im ganzen Weltall keine vollkommen reine Geister, d. i. solche, für welche keine materielle Welt vorhanden wäre, und welche ohne Verbindung mit einem organischen Körper außer sich wirken könnten? — Wie dem aber auch sey, immer bleibt gewiß, daß wir von dem Zustand unsrer Seele vor diesem Leben, von welcher Beschaffenheit er auch gewesen seyn mag, nicht die mindeste Erinnerung haben; und ich sehe keinen Grund, warum wir von dem, was uns schon begegnet ist, als wir einen neuen Körper zu beleben bekamen, nicht auf das sollten schließen dürfen, was uns begegnen wird, wenn wir von diesem Leibe wieder geschieden werden. So wie das Menschenleben, das wir mit unsrer Geburt begannen, keine Fortsetzung des vorigen uns gänzlich unbekannten Lebens ist, so wird auch das Leben, in welches wir durch den Tod geboren werden, aus gleichen Grunde keine Fortsetzung des gegenwärtigen, sondern der Anfang eines ganz neuen seyn.

Selmar.

Ich habe dem, was du zum Behuf deiner Meinung vorgebracht, keine Einwürfe aus der Natur der Seele entgegen zu setzen, da alles, was ich von dieser mit Gewißheit sagen kann, aus Anschauungen geschöpft ist, zu welchen der

Körper unentbehrlich scheint. Was sie nach der Trennung von demselben seyn wird, liegt außer dem Gesichtskreis meines Verstandes. Aber noch sehe ich nicht, wie die moralischen Einwürfe zu heben seyn könnten, die deiner Behauptung im Wege stehen. Fürs erste, so fällt mit dem Verlust dessen, was man die Persönlichkeit nennt, alle Bestrafung der Bösen und Belohnung der Guten im künftigen Leben weg. Wie kann ein Bösewicht bestraft werden, wenn er sich nicht mehr erinnert, womit er die Strafe verdient hat?

Wilibald.

Mir fällt hier der Apolog von einem frommen Muselmännischen Derwisch bey, der in einem Gesicht eine majestätische Frau von kolossalischer Größe mit einer flammenden Fackel in der einen Hand und einem Eimer voll Wassers in der andern aus den Wolken herabsteigen sah. Der Derwisch erkühnte sich sie zu fragen was sie vorhabe? Ich gehe, sagte sie, mit dieser Fackel das Paradies in den Brand zu stecken, und mit diesem Wasser das Höllenfeuer auszulöschen, damit reine Liebe Gottes künftig das Einzige sey, was die Menschen zum Guten antreibe und vom Bösen zurückhalte. Diese Frau hatte ein sehr gutes Werk vor, und desto besser wenn es ihr gelungen

wäre, Hölle und Paradies aus der Fantasie der Menschen zu vertilgen. Denn die Furcht in jene, und das Verlangen in dieses zu kommen, verändern nichts an der innern Beschaffenheit des Gemüths, und nur der ist gut, der es aus Liebe des Guten, oder (was ganz dasselbe sagt) aus reiner Liebe Gottes ist. Unschuld, Güte des Herzens und Rechtschaffenheit des Lebens, jede Tugend und jede gute That, jedes Opfer das wir der Pflicht bringen, jede Besiegung einer unedeln Leidenschaft, belohnt sich selbst, und begehrt keinen andern Lohn.

Selmar.

Aber die Gerechtigkeit —

Wilibald.

Giebt jedem was ihm gebührt. Gute und Böse werden durch die natürlichen Früchte ihrer Sinnesart und ihrer Werke belohnt oder bestraft.

Selmar.

Nicht immer in richtigem Verhältniß mit ihren Werken.

Wilibald.

Woher weißt du das? Wer kann den Grad der Qualen angeben, womit das Gewissen eines großen Verbrechers gepeinigt wird?

Selmar.

Ruchlose Verbrecher haben wenig Gefühl für die strafende Geißel des Gewissens. Auch giebt es Bösewichter, die so ungeheure Thaten begangen haben, daß der Gedanke, sie nicht härter als durch Gewissensbisse bestraft zu wissen, kaum erträglich ist.

Wilibald.

Wir sind oft grausam, lieber Selmar, indem wir bloß gerecht zu seyn wähnen. So ist es z. B. ziemlich allgemein, daß man für einen Menschen, der große Abscheulichkeiten mit Ueberlegung und kaltem Blute begangen hat, z. B. für einen Giftmischer, einen Vatermörder, einen Räuber der die Beraubten unmenschlich mißhandelte, keine martervolle Bestrafung zu grausam findet. Und doch ist nichts gewisser, als daß ein Auge, welches tief genug in das Innerste der Menschen und des Zusammenhangs der Dinge blicken könnte, tausend Umstände entdecken würde, welche, wie abscheulich ein Verbrechen an sich selbst seyn mag, dennoch den Unglücklichen, der es beging, mehr zu einem Gegenstand des Mitleidens als des Abscheues machen müssen. Viele dieser Art sind von Kindheit an zu dem, was sie in männlichen Jahren wurden, erzogen worden. Manche sind vielmehr Verrückte und Wahnsinnige, als vorsätzliche Bösewichter. Es ist

sehr wahrscheinlich, daß der unmenschliche Robespierre in vollem Ernst ein Brutus, ein ächter Patriot zu seyn wähnte, der, um der vermeynten guten Sache den Sieg zu verschaffen, so wie er verfuhr verfahren müsse. Die Vorstellung des Glücks vieler tausend Millionen Menschen, welches er in seinem Wahnsinn durch den Tod einiger hundert Tausend fest zu gründen wähnte, machte ihn taub gegen die Stimme der Menschlichkeit, die er auf einem Posten wie der seinige für weibische Schwäche hielt. Gegen alle Sünder dieser Art wären grausame Strafen ungerecht. Aber bey weitem der größte Theil der Menschen kann weder gut noch böse genennt werden: sie sind beides, aber weder das eine noch das andere so, daß es ihnen von einem recht richtenden moralischen Gerichtshofe anders zugerechnet werden könnte, als wie man einem Berauschten den Unfug zurechnen kann, den er in der Trunkenheit begeht. Sie folgen dem Antrieb mechanischer Angewöhnungen oder ungeregelter Begierden und Leidenschaften, von welchen sie mit der Gewalt eines Strohms fortgerissen werden. Das bürgerliche Gesetz ist genöthigt, indem es das Verbrechen bestraft, sich selbst an dem Verbrecher zu rächen: die rein moralische Gerechtigkeit hingegen weiß von keiner Rache; und da das Geschehene nicht ungeschehen gemacht werden kann, so begnügt sie sich das Uebel zu vergüten, und

den, der es beging, in einen Zustand möglicher Besserung zu setzen. — Was die Guten betrifft, so ist nur zu wahr, daß viele in diesem Leben ohne ihre Schuld leiden, und öfters beklagenswerthe Opfer eines unvermeidlichen Schicksals werden. Was hat jene liebenswürdige und glückliche Familie verbrochen, um bey einem Erdbeben, von der Erde verschlungen, oder von einstürzenden Gebäuden halb zermalmt, eines langsamen qualvollen Todes zu sterben? Womit hat diese gute Mutter verdient, bey einer nächtlich ausgebrochnen Feuersbrunst mit ihrem Säugling, den sie retten wollte, den schrecklichsten Tod in den Flammen zu finden? Tausend Beyspiele dieser Art, die den Glauben an eine wohlthätige Vorsehung für die Individuen erschüttern, scheinen einen reichen Ersatz für die Leiden dieses Lebens in dem zukünftigen zu fodern, — und werden ihn ohne Zweifel auch erhalten. Aber wie groß diese Vergütung auch seyn möchte, kann sie machen daß ich nicht gelitten habe was ich leiden mußte? Ein Zug aus dem Lethe ist in solchen Fällen die beste Entschädigung. Ich bemerke nur noch im Vorbeygehen, daß man auch bey der gemeinen Vorstellungsart von den Belohnungen in der künftigen Welt den Fehler begeht, von dem, was sich zwischen Menschen und Menschen gebührt, auf das, was der höchsten Gerechtigkeit anständig ist, zu schließen.

Wir glauben, mit Recht denjenigen Belohnung schuldig zu seyn, welche freywillig etwas für uns thun, wozu sie ohne Unrecht nicht gezwungen werden konnten; und es ist unser eigener Vortheil, wenn wir sie durch den ihrigen aufmuntern, sich immer mehr Verdienste um uns zu machen. Aber die Nemesis, deren Wage das Weltall im Gleichgewicht erhält, fordert von Niemand weder mehr als er schuldig noch mehr als ihm möglich ist. Um vollkommen gerecht zu seyn, bedurfte sie, menschlicher Weise zu reden, keiner andern Einrichtung, als daß die innere Richtigkeit unsrer Gesinnungen und Handlungen jederzeit den Grad der innern Glückseligkeit bestimmt, die mit dem Bewußtseyn derselben unmittelbar verbunden ist. Der Weise und Gute begehrt und erwartet nie eine andere Belohnung; und daraus erkläre ich mir die ruhige Gleichmüthigkeit, mit welcher Sokrates in der Stunde des gewaltsamen Todes, den seine bethörten Mitbürger über ihn verhängten, sich gegen seine Freunde über Seyn und Nichtseyn erklärt. Er glaubt in einem Leben von siebenzig Jahren des Guten genug genossen zu haben, und unterwirft sich ruhig dem unbekannten Naturgesetze, Kraft dessen er mit dem Tode entweder Sokrates zu seyn aufhören, oder in einem neuen Leben, in der unsichtbaren Welt, auf eben die Art wie er es in dieser war — durch sich selbst

und die Verbindung mit andern Weisen und Guten — glücklich seyn werde.

Selmar.

Bey allem dem läßt sich schwerlich läugnen, daß der Glaube, vom Bewußtseyn unsrer Gesinnungen und Handlungen in das künftige Leben begleitet zu werden, öfters ein wirksames Mittel seyn kann, zum Guten aufzumuntern oder vom Bösen zurückzuhalten; und sollte uns nicht jedes, auch noch so gering scheinende Mittel, das der Schwäche unsrer moralischen Natur zu Hülfe kommt, heilig seyn?

Wilibald.

Ich möchte dieß nicht ohne viele Einschränkung behaupten; denn es würde sonst allen Arten von frommen Täuschungen und Gaukeleyen, deren man sich zu Beförderung guter Zwecke bedient, zu Statten kommen müssen. Doch ich habe nicht nöthig diesen Einwurf gegen dich geltend zu machen. So wie ich die Menschen kenne, dürfte wohl der moralische Einfluß, den du jenem Glauben beylegst, etwas Unendlichkleines seyn. Es liegt nun einmahl in der menschlichen Natur, oder vielmehr in der Natur des Lebens selbst, daß der Mensch an den Tod und das was auf denselben folgen mag, ohne besondere Veranlassung von außen, nur sehr selten, und auch als-

dann meistens nur sehr flüchtig denkt, und in dem warmen Lebensgefühl, worin er wie in seinem wahren Element webt und strebt, sich eines so fremdartigen Gedankens gar bald wieder entledigt.

Selmar.

So wirst du mir doch dieß zugeben, daß jener Glaube, wenigstens guten Menschen, keinen geringen Trost in unverschuldeten Leiden gewähren müsse.

Wilibald.

Ich hoffe du kennst mich zu gut, als daß du mir die Absicht zutrauen könntest, irgend eine gute Seele durch meine Behauptung in ihrem Glauben irre machen zu wollen. Wenn du auf den Gang unsrer bisherigen Unterhaltung zurücksehen willst, so wirst du finden, daß wir durch Erfahrungssätze und Vernunftschlüsse, denen wir nichts Befriedigendes entgegen zu setzen hatten, zu jenen Resultaten genöthigt wurden, die du, in Ermanglung anderer, aus der Natur der Sache geschöpften Gründe, mit moralischen zu bestreiten suchst, welche meistens nur so viel gelten als man sie gelten lassen will. Ich bin weit entfernt das ewige Leben unsers Geistes zu läugnen: aber, da wir uns, unversehens und auf die unschuldigste Weise von der Welt, in ziemlich starke

Zweifel an der Realität des gemeinen Begriffs von der Persönlichkeit nach dem Tode verwickelt fanden, glaubte ich etwas sehr Menschenfreundliches zu thun, wenn ich Euch zu überzeugen suchte, der Verlust, womit wir uns bedroht sehen, dürfte wohl vielmehr Gewinn als wahrer Verlust für die Menschheit seyn. Daß unser eigentliches, den Tod überlebendes Ich, dadurch, daß es aufhört der individuelle Mensch zu seyn, den es im vorigen Leben vorstellte, nichts bedeutendes verliere, denke ich bereits hinlänglich gezeigt zu haben. Nun hoffe ich Euch zu überzeugen, wie paradox meine Behauptung auch klingen mag, daß wir in unserm gegenwärtigen Menschenleben an Humanität und ächten Lebensgenuß sehr viel gewinnen würden, wenn der Sadduceische Glaube, daß der Tod allen unsern jetzigen Verhältnissen und Verbindungen ein Ende mache, allgemein werden könnte.

Blandine.

Ich will im Voraus von ganzem Herzen auf diesen Gewinn Verzicht gethan haben, wie groß er auch immer seyn mag; aber ich bin doch begierig zu hören worin er bestehen kann.

Wilibald.

Die Sache wäre wohl einer tiefen und vollständigen Ausführung werth, wozu jetzt nicht die

Zeit ist. Ich will mich also bloß auf zwey oder drey Stücke einschränken, die in meinen Augen alle moralischen Vortheile, welche der entgegenstehende Glaube nur immer gewähren kann, weit aufwiegen.

Selmar.

Laß hören, lieber Wilibald! Du spannst meine Erwartung bis zur Ungeduld.

Wilibald.

Und wenn ich Euch das Geheimniß entdeckt haben werde, wird mirs damit gehen wie dem Columbus mit seinem auf die Spitze gestellten Ey. Sey es darum! die Sache bleibt was sie ist. Aber eins muß ich mir doch vorher ausbedingen, um allen Mißverständnissen und nicht treffenden Einwürfen vorzubeugen. So oft die Frage ist, wie viel oder wenig moralischen Nutzen irgend ein Glaube haben könne, kommen alle eigentlich böse, d. i. von Grund aus verdorbene Menschen in gar keine Betrachtung. Denn für diese kann nichts gleichgültiger seyn als ob dieses oder jenes System das wahre, dieser oder jener Glaube der rechte ist. Ihnen ist alles wahr was ihren Leidenschaften schmeichelt, alles recht und gut, was ein Mittel ist ihrem Egoism die möglichste Befriedigung zu verschaffen; sie sind dermaßen in Kern und Wurzel verdorben, daß kein Glaube sie weder besser noch schlimmer machen kann. Diese aber,

und die noch ganz rohe Menschenklasse, die wie alle andern Thiere bloß im Augenblick der Gegenwart lebt, abgerechnet, glaube ich daß meine folgende Behauptungen so ziemlich auf alle Menschen passen, wenn sie auch gleich in ihrem ganzen Umfang und vollen Werth nur auf die edlereu und gebildetern Klassen anwendbar seyn sollten. Ich sage also, wenn die Menschen von jeher nicht anders gewußt und geglaubt hätten, als daß der Tod die letzte Linie und das eigentliche Ende ihres Menschenlebens sey, so würde dieser Glaube alle Bande der Liebe und Freundschaft, besonders alle die engern und zärtlichern Verhältnisse zwischen Mann und Weib, Aeltern, Kinder und Geschwistern, stärker zusammen gezogen haben. Zum Maßstab kann uns hierin dienen was wir erfahren, wenn wir im Begriff sind uns von einem sehr theuern Freund ohne alle Hoffnung des Wiedersehens zu trennen, oder wenn wir mit hoffnungsloser Gewißheit voraussehen, daß wir eine geliebte Person in kurzem durch den Tod verlieren werden. Wie ganz anders ist uns da zu Muthe, als ehedem, da wir uns mit der Aussicht schmeicheln konnten, noch eine lange Reihe von Jahren mit ihnen zu durchleben! Welch ein ganz anderes Interesse haben jetzt diese Personen, und alles was sie sagen und vornehmen, für uns! Wie wichtig wird uns jeder noch so geringe Beweis, den wir ihnen von unsrer Liebe geben,

jeder frohe Augenblick, den wir ihnen noch machen können! Wie sorgsam suchen wir jede Minute, die uns jetzt mehr als ehmahls ganze Tage werth ist, zu benutzen, um jeden leisesten Wunsch des Geliebten zu errathen und zu befriedigen, ihm jede Unlust zu ersparen, jede Beschwerde zu erleichtern! Alles das würde, in diesem Grade wenigstens, nicht Statt finden, wenn unsre Einbildung noch den unabsehbaren Raum von zwanzig oder dreyßig Lebensjahren vor sich ausgedehnt zu sehen wähnte, in welchen alle diese, jetzt in einen so engen Zeitraum zusammengepreßten Aeußerungen unsrer Zärtlichkeit sich vertheilen würden. Dieß letztere ist nun der Fall, da ein leises, verworrenes, dunkles Gefühl, die Frucht des Glaubens, daß wir als Menschen ewig leben werden, unser Daseyn, unsre Zeit wie ins Unendliche vor uns ausdehnt. Wie nachläßig macht uns dieses dumpfe Gefühl, welches uns um einen so großen Theil wahren Lebensgenusses betrügt, in Erstattung von tausend kleinen Pflichten, von denen die Anmuth des geselligen Lebens großen Theils abhängt! Wie viele Gelegenheiten denen, die wir lieben, Vergnügen zu machen und nützlich zu seyn, oder sie mit unangenehmen Augenblicken zu verschonen, lassen wir entschlüpfen, ohne uns sonderliche Vorwürfe darüber zu machen, weil der Glaube, der unser gegenwärtiges Daseyn ins Unendliche fortlaufen läßt, der herrschende Gedanke

daß wir unsre Lieben wiedersehen und wenigstens einen Theil der alten Verhältnisse mit ihnen in einem neuen Leben fortsetzen werden, unvermerkt das Gefühl des hohen Werthes und der vollen Wichtigkeit des Gegenwärtigen vermindert. Wären wir fest überzeugt, daß unsre zärtlichsten Verbindungen in die enge Dauer dieses Lebens eingeschränkt sind und mit dem Tode gänzlich aufhören; brächte alles auf Leben und Tod sich beziehendes, was wir von Kindheit an hören und sehen, eine Gewißheit hierüber in uns hervor, welche unvermerkt zum dunklen Gefühle würde und als solches im Grund unsrer Seele wirkte: alle unsre sympathetischen Empfindungen würden unendlich dabey gewinnen. Wir würden milder, menschlicher, mitleidiger und nachsichtlicher gegen andere, und vornehmlich weit zarter, aufmerksamer und behutsamer in unserm Benehmen gegen diejenigen seyn, mit denen wir durch engere Bande der Freundschaft und Liebe zusammenhangen. — Einen starken Beweis, daß ich mich in dieser Meynung nicht täusche, scheint mir eine Erfahrung abzugeben, welche vermuthlich die meisten, die einer sehr geliebten Person durch den Tod beraubt wurden, gemacht haben werden. Wie lebhaft wir uns auch bewußt seyn mögen, diese Person innigst geliebt und unsrer Absicht und Meynung nach Alles gethan zu haben, was sie davon überzeugen und unserm eigenen

Herzen hierin ein Genüge thun konnte: so erwachen doch, wenn sie auf immer für uns verloren ist, tausend quälende Vorwürfe in unserm Innern, daß wir viel mehr, unendlich mehr hätten thun können und sollen, und unsre Einbildungskraft vereinigt sich mit unserm Gewissen, uns an unzähliche besondere Fälle zu erinnern, wo wir uns ganz anders benommen hatten, als sie von uns zu erwarten berechtigt war, und als unfehlbar geschehen wäre, wenn uns in dem Augenblick, da wir fehlten, der Gedanke des Todes und einer ewigen Trennung vorgeschwebt hätte. Ich glaube hieraus mit Grund auf die Wirkung schließen zu können, welche das vorerwähnte dunkle Gefühl auf eine strengere und sorgfältigere Erfüllung aller Pflichten der Humanität und der Liebe, wenigstens bey der bessern Art von Menschen, thun müßte. — Und wie viel sparsamer würde uns nicht der Glaube, dem ich das Wort rede, mit dem kostbarsten aller Güter machen, dessen unschätzbarer Werth durch den Umstand noch erhöht wird, daß wir es mehr als irgend ein Anderes in unsrer Gewalt haben, ich meyne die Zeit, mit welcher wir jetzt so verschwenderisch umgehen? Was für ein ganz anderes Maß für unsre Jahre, Tage, Stunden und Minuten würde er, wenn er von Jeher herrschend gewesen wäre, in unsre gewöhnliche Zeitberechnung gebracht haben? Welchen Werth würde ein Tag in

unsern Augen erhalten, sobald wir ihn als einen ansehnlichen Theil unsrer so enge beschränkten und überdieß noch ungewissen Existenz betrachteten? Was aber der wichtigste von allen Vortheilen ist, die jener Glaube schaffen würde, welch ein mächtiger Antrieb, dieses kurze Daseyn wohl anzuwenden, es mit guten Handlungen anzufüllen, uns um die Menschheit verdient zu machen, und in allem, was wir thun und hervorbringen, nach Vollkommenheit zu streben, müßte die Gewißheit seyn, daß es für uns, als Menschen, keine andere Unsterblichkeit gebe, als im Andenken unsrer Freunde und Zeitgenossen, — und da auch diese so vergänglich sind wie wir selbst — im Gedächtniß und in der Achtung einer nie aussterbenden Nachwelt fort zu leben; noch geliebt zu seyn, noch zu nützen, wenn wir nicht mehr sind, und durch das was wir Schönes, Gutes und Großes im Leben gewirkt, auch nach unserm Tode, noch Jahrhunderte, vielleicht Jahrtausende, unter ihnen fort zu wirken. Wer mit den Schriften der Griechen und Römer vertraut ist, weiß wie mächtig dieser herzerhebende Gedanke die Edlern unter ihnen begeisterte, weil sie das Leben im Herzen der Nachwelt für die einzige Art von Unsterblichkeit hielten, die wir in unsrer Gewalt haben und deren wir uns also mit Gewißheit versichern können.

Dieß mag genug seyn, lieber Selmar, dich

vielleicht zu weiterem Nachdenken über dieses Kapitel zu veranlassen. Ich für meinen Theil bin von der Wahrheit des Gesagten so durchdrungen, daß ich wenig angelegnere Wünsche habe, als daß die Zeit, je bälder je lieber, kommen möchte, wo ein für die Menschheit so wohlthätiger Glaube die Sankzion der Gesetzgebung und Religion erhielte, und so mächtig genug würde, alle ihm entgegen stehende schimärische Einbildungen gänzlich zu verdrängen, deren reelle Schädlichkeit durch die süßen Täuschungen, welche sie einigen zarten und schwärmerischen Seelen verschaffen, nur sehr schwach vergütet wird.

Selmar.

Wie kannst du hoffen, daß dieser Glaube jemahls von der Religion werde unterstützt werden, da du unter allen, die jemahls auf dem Erdboden geherrscht haben, schwerlich eine einzige nennen kannst, welche den Glauben an Belohnung und Bestrafung in einem andern Leben nicht sogar zu ihrer Selbsterhaltung für nöthig gehalten hätte?

Wilibald.

Führe mich nicht in Versuchung, Freund Selmar! — Alles Wünschenswürdige erwarte ich von den Fortschritten der Nachwelt. Des guten

Samens ist viel ausgestreut, und ein Theil wenigstens wird aufgehen und Früchte bringen. Die Menschheit, wie langsam auch ihre aufsteigende Bewegung seyn mag, wird sich mit immer wachsender Geschwindigkeit von jeder erstiegnen Stufe zu einer höhern erheben, und auf jeder sich irgend eines ihr noch anhängenden gemeinschädlichen Vorurtheils, Irrsals und Mißbrauchs entledigen. Die Religion ist das Palladium der Menschheit, oder vielmehr, sie selbst ist die reinste, höchste Humanität, steht durch sich selbst, und bedarf keiner stützenden Rohrstäbe. Jede Verfinsterung, durch welche das Menschengeschlecht schon gegangen, zog auch um ihre himmlische Gestalt einen düstern Nebel, der sie hinderte, ihm ihr Licht und ihre Wärme mitzutheilen. Aberglauben, Schwärmerey, Magie, Dämonism, Möncherey, und wie sie alle heißen, jene der Menschheit feindselige Geister, sie setzten sich im Dunkeln an ihren Platz, und wirkten, längere oder kürzere Zeit, unter ihrem Nahmen — was sie vermöge ihrer Natur wirken konnten. So wie die Menschheit sich der Quelle des Lichts wieder näherte, trat auch die Religion wieder aus dem Nebel hervor, erhob sich mit ihr, und wird sich von einer Lichtstufe zur andern so lang' erheben, bis sie dereinst in ihrer ganzen Schöne über unsern glücklichen Nachkommen stehen und

die ganze Fülle ihrer wohlthätigen Einflüsse auf sie herabschütten wird. — Möchte diese Zeit näher seyn, als einige Zeichen von böser Vorbedeutung besorgen lassen! — Und hiemit, lieber Selmar, für heute gute Nacht!

Euthanasia.

Drittes Gespräch.

Blandine. Wilibald.

Blandine.

Siehst du mirs nicht an, Wilibald, daß unser gestriges Gespräch mich eine schlaflose Nacht gekostet hat?

Wilibald.

Das bedaure ich, liebe Schwester. Wer hätte aber auch gedacht, daß du dir das Verschwinden eines süßen Wahns so zu Gemüthe ziehen würdest?

Blandine.

Es ist mein Unglück, daß ich ein Gedächtniß habe, das nichts durchschlüpfen läßt. Mir ist kein Wort von allem, was du gestern sagtest, entfallen; ich konnte mir deine Sofistereyen (denn das sind sie doch, so Gott will!) nicht aus dem Kopfe schaffen, und da brachte ich, gern oder ungern, die ganze Nacht mit Nachsinnen zu, ob sie nicht zu widerlegen, oder wenigstens zu entkräften wären.

Wilibald.

Nichts soll mir angenehmer seyn als wenn es dir gelungen ist. Ich hange, wie du weißt, nicht so fest an meinen Meynungen, daß ich nicht immer bereit wäre sie gegen bessere zu vertauschen.

Blandine.

Aufrichtig zu seyn, Bruder, wenn ich mir deine Gründe gegen die Fortdauer der Erinnerung des vorigen Lebens nach dem Tode, deutlich denke, finde ich, daß es mir unmöglich ist sie zu widerlegen. Aber kaum hab' ich sie mir aus dem Sinne geschlagen, so kehrt mein alter Glaube wieder zurück; mir ist als habest du mir meine Zustimmung mit Gewalt abgedrungen, mein Herz empört sich dagegen, und eine heimliche Stimme ruft mir zu, es könne und solle nicht seyn wie du sagst. Nun sinne ich von neuem auf Gründe meinen Glauben zu unterstützen. Von Zeit zu Zeit dämmert ein Gedanke in mir auf, der einen erfreulichen Schein um sich wirft, aber wie ein Blitz wieder verschwindet sobald ich ihn durch Worte fest halten will. Indessen finde ich das Gefühl, das sich dir entgegen stemmt, immer wieder in meinem innersten Herzen, und der Glaube behält über die Zweifel, wie oft sie auch das Gefecht erneuern, am Ende doch immer den Sieg. Und dennoch kann ich mich nicht enthalten zu wünschen, daß sich ein Mittel finden möchte,

auch meinen Verstand auf immer zu beruhigen; was unfehlbar geschähe, wenn wir deinen Schlüssen etwas entgegen zu stellen hätten, das dem Glauben an die Fortdauer der Persönlichkeit wenigstens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit gäbe.

Wilibald.

Suchet so werdet ihr finden, liebe Blandine. Vielleicht, wenn wir uns recht ernstlich dazu halten, findet sich noch dieß und das. In der That gingen ja auch meine Einwürfe nicht bis zu einem überzeugenden Beweis der Unmöglichkeit des Satzes, den ich bestritt. Am Ende stützten sie sich bloß auf die Voraussetzung, daß unsre Seele nach dem Tode in allen ihren Wirkungen an eben dieselben Bedingungen gebunden seyn werde, von welchen sie in diesem Leben gefesselt war. Aber wer bürgt uns für die Wahrheit dieser Voraussetzung? Oder wer kann sie beweisen? Daraus, z. B. daß die Verletzung oder gänzliche Zerstörung gewisser Organe unsers Körpers den Verlust des Gedächtnisses nach sich zieht, folgt nicht nothwendig, daß die Seele, wenn der Tod sie von den Fesseln des irdischen Leibes befreyt hat, seiner Vermittlung zu Wiederbelebung oder Auffrischung ihrer ehmahligen sinnlichen und geistigen Vorstellungen schlechterdings nicht entbehren könne. Eben so kann die Erfahrung, die wir so

häufig in diesem Leben machen, daß die Länge der Zeit und die Menge neuer Vorstellungen und Beschäftigungen die Bilder der Vergangenheit zum Theil aus unserm Gedächtniß verdrängen und auslöschen, keineswegs einen überzeugenden Grund abgeben, daß eben dasselbe nothwendig Statt finden müsse, wenn die eigenthümliche Denkkraft der Seele von ihrem dermahligen Körper nicht länger beschränkt wird. Endlich läßt sich auch das Daseyn eines mit der Seele unzertrennlich vereinigten ätherischen Sinn-Organs zwar nicht beweisen: aber es ist eben so wenig erweislich, daß sie mit einem solchen Organ nicht versehen sey.

Blandine.

Mich dünkt, lieber Wilibald, wir hätten schon viel gewonnen, wenn wir irgend einen Weg ausfindig machen könnten, uns das Daseyn eines solchen Seelen-Wagens (wie ihn Plato genennt haben soll) wenigstens nur wahrscheinlicher zu machen als das Gegentheil.

Wilibald.

Stände uns nur der verwünschte Einwurf nicht immer entgegen, den ich gestern schon gegen alle vorgeblichen Thatsachen, die in dieses Kapitel gehören, geltend gemacht habe.

Blandine.

Du meynst, wenn wir nur gewiß wissen könnten daß sie wahr wären?

Wilibald.

Da liegt eben der unauflösliche Knoten, liebe Seele!

Blandine.

Man muß aber auch nicht gar Alles mit Händen greifen wollen wie Doktor W**l!

Wilibald.

Ich selbst könnte dir eine Geschichte erzählen, die für mich wenigstens ein desto leidigeres Räthsel ist, da ich sie weder begreifen noch an ihrer Wahrheit zweifeln kann.

Blandine.

O ich bitte dich erzähle! Ich bin lauter Ohr.

Wilibald.

Es werden nahezu funfzig Jahre seyn, als ich während meines langen Aufenthalts in H**** mit einer edeln Familie bekannt wurde, die in allen ihren Gliedern aus eben so sonderbaren als achtungswürdigen Personen bestand. Ich werde dich vielleicht ein andermahl mit der ganzen

Sippschaft bekannt machen; jetzt mag es, um mich nicht zu weit von unserm Gegenstande zu verlieren, genug seyn, wenn ich dir von der Dame, die in meiner Erzählung die Hauptrolle spielt, soviel vorläufiges sage, als mir zu besserm Verständniß des Folgenden nöthig scheint. Ich bin zwar nicht so glücklich gewesen sie von Person zu kennen, denn sie starb kurz zuvor, ehe ich mit ihrer Familie in nähere Verhältnisse kam; aber ich habe Alles, was ich von ihr weiß, aus den reinsten Quellen. Ueberhaupt war sie eine der außerordentlichsten Personen ihres Geschlechts und ihrer Zeit; was mit dem Umstand, daß sie der Welt immer unbekannt blieb, sehr wohl bestehen kann. Etwas Excentrisches in ihrer Natur, ein starkes Uebergewicht der Einbildungskraft, ein Herz voll Liebe, das Lesen mystischer Schriften, und eine Kette von besondern, selten zusammen treffenden äußern Umständen, vereinigten sich, eine ganz eigne Art von schöner und ehrwürdiger Schwärmerey zum Grundton ihres Karakters zu machen. Ich bezeichne die wesentlichsten Züge desselben mit zwey Worten, wenn ich dir sage, daß sie eine Geistesverwandtin der berühmten Madame Güyon war, deren Schicksale und mystische Liebe zu Gott und dem Erzbischoff von Cambrai Fenelon dir nicht unbekannt sind. Wäre sie ein Glied der Katholischen Kirche gewesen, so würde sie im Geruch der Hei=

ligkeit gestorben, und jetzt vielleicht schon kanonisiert seyn.

Wie bey allen reinen Seelen dieser Klasse, war auch bey Ihr die Liebe zu Gott eine nie versiegende Quelle von Werken der Menschenliebe und Wohlthätigkeit, zumahl von solchen, die mit Beschwerlichkeit und sinnlicher Unlust, kurz mit dem, was die Mystiker Selbstverläugnung nennen, verbunden waren; und da ihr die Mäßigkeit ihres Vermögens nicht erlaubte, ihrem Trieb allen Nothleidenden zu helfen ein so unbeschränktes Genüge zu thun als ihrem Herzen Bedürfniß war, so hatte sie sich allerley Kenntnisse und Geschicklichkeiten erworben, wodurch sie den armen Landleuten, unter welchen sie wohnte, nützlich seyn konnte. Sie besaß z. B. viel Geschick in Bereitung solcher Arzneyen, deren diese Menschenklasse am meisten bedarf, und, da sie alles unentgeltlich gab, rettete sie manche, die sich aus Armuth oder unverständiger Sparsamkeit die nöthigsten Hülfsmittel versagt haben würden, wenn sie etwas dafür hätten geben müssen. Vorzüglich war sie eine eben so geschickte als glückliche Geburtshelferin. In einem Umkreis von etlichen Meilen um ihren Wohnsitz, war der Glaube an ihre beynahe wunderthätige Hand bey dem dürftigsten Theil des Landvolks eben so groß, als ihre Bereitwilligkeit, ihnen mit ihrer Gabe zu dienen, grenzenlos war. Nicht selten wurde

sie in der strengsten Jahreszeit und bey dem unfreundlichsten Wetter mitten in der Nacht aus ihrem Bette gehohlt, um einer verlaßnen und an allem Mangel leidenden Gebärerin zuzueilen, und immer war ihre Ankunft in den Augen der armen Leute die Erscheinung eines Engels, mit welchem Trost, Rettung und reichliche Spende alles dessen, was in solchen Fällen das nöthigste ist und woran es ihnen gerade am meisten fehlte, in ihre Hütte kam.

Diese Dame, die von allen, die einen Sinn für die hohe Einfalt und Güte ihrer Seele hatten, verehrt, von Mann, Kindern und Hausgenossen geliebt, und von den Armen beynahe angebetet wurde, war bey dem allen seit mehrern Jahren mancherley zum Theil seltsamen und unerklärbaren Zufällen unterworfen. Sie stieg z. B. öfters mitten in der Nacht, schlafend oder vielmehr träumend, aus dem Bette auf, kleidete sich an, wanderte mit geschloßnen Augen im Hause herum, verrichtete allerley Geschäfte, und wenn sie durch irgend einen Zufall, oder von ihrer Tochter (die aus vorsichtiger Liebe sie zu beobachten und zu hüten pflegte) erweckt wurde, wußte sie nicht nur nicht das Geringste von dem was sie vorgenommen hatte, sondern fühlte sich auch unmittelbar darauf so matt und krank, daß sie ohne Hülfe kaum ihr Bette wieder zu erreichen vermögend gewesen wäre. Auch geschah es nicht

selten, daß sie, mitten unter den Ihrigen bey einer häuslichen Arbeit sitzend, auf einmahl in eine Verzuckung gerieth, worin sie kalt und starr an allen Gliedern, des Gebrauchs aller äußern Sinne beraubt, und einer marmornen Bildsäule ähnlich, öfters ziemlich lange beharrte, bis sie von selbst wieder ins Leben zurückkam, und zu erkennen gab, daß während dieses seltsamen Paroxysmus außerordentliche aber unbeschreibliche Dinge in ihrem Innersten vorgegangen.

Blandine.

Vermuthlich ist dieß eben die Dame, deren du gestern schon im Vorbeygehen Erwähnung thatest?

Wilibald.

Eben dieselbe. Der erwähnte Zufall begegnete ihr so oft, daß die Ihrigen, welche Anfangs dadurch in den größten Schrecken gesetzt worden waren, es zuletzt ziemlich gewohnt wurden, und, außer einigen nöthigen Vorsichtsanstalten, ihre Zurückkunft in die Sinnenwelt ruhig abwarteten; zumahl da alles ohne schlimme Folgen ablief, und sie während dieses wunderbaren Stillstandes alles äußern Lebens unbeschreiblich herrliche Dinge zu sehen und zu hören versicherte.

Dieß Alles, liebe Blandine, glaubte ich voran schicken zu müssen, um dir zu zeigen, daß die

Frau von K. in jeder Betrachtung unter die ungewöhnlichsten Personen gehörte, und daß von allem wunderbaren, was von ihr zu erzählen ist, Sie Selbst das allerwunderbarste war.

Nahe an dem Orte, wo sie sich gewöhnlich aufhielt, liegt ein von dem Fürstlichen Stift **** abhängiges Kloster von Benediktiner-Nonnen, welches von dem jeweiligen Abt, als sogenanntem Pater domus, aus der Zahl seiner Konventualen mit einem Probst, der über das Zeitliche des Klosters die Aufsicht hat, und mit einem Beichtiger, der die geistlichen Anliegenheiten der guten Mädchen besorgt, versehen wird. Seit mehrern Jahren hatte ein gewisser Pater Cajetan (wie ich ihn nennen will, da mir sein wahrer Nahme entfallen ist) die letztere Stelle verwaltet; ein Mann, der aus einer edeln Niederländischen Familie stammte, und seiner vorzüglichen Eigenschaften, so wie eines unsträflichen Lebens wegen, in allgemeiner Achtung stand. Zwischen diesem und dem Herrn von K. der als Herr von *** ein Lehensmann des besagten Klosters war, hatte sich eine vertraute Freundschaft entsponnen, an welcher die ganze Familie um so mehr Antheil nahm, da der Mangel an einer zu ihnen passenden Gesellschaft den Umgang mit einem Manne von so vielen Kenntnissen und so gefälligen Sitten (nichts von seinem musikalischen Talente zu sagen) zu einem sehr schätzbaren

Vortheil für sie machte. Kurz Pater Cajetan ward der Freund vom Hause, und, des Unterschieds der Religion ungeachtet, von allen nicht weniger geliebt, als ob er ein Glied der Familie gewesen wäre.

Eine geraume Zeit vor dem Ableben der Frau von K. wurde Pater Cajetan von seinem Fürsten nach Bellinzona versetzt, um auf einer dortigen Schule, die mit Lehrern aus seinem Stifte versehen werden mußten, in der Mathematik und Naturlehre Unterricht zu geben. Da diese Trennung dem wackern Benediktiner und dem Herrn und der Frau von K. gleich schmerzlich war, so versprachen sie einander, ihre Freundschaft wenigstens durch einen traulichen Briefwechsel warm zu erhalten; der denn auch zwischen beiden Theilen ziemlich fleißig geführt wurde.

Nach Jahr und Tag fiel Frau von K. in eine Krankheit, worüber die Ihrigen sich keine sorglichen Gedanken machten, weil sie die nehmliche Krankheit mit eben denselben Zufällen schon mehrere Mahl glücklich überstanden hatte. Sie allein dachte anders davon, und sagte ihrer einzigen Tochter, die damahls siebzehn oder achtzehn Jahre haben mochte, den Tag und die Stunde, wenn sie sterben würde, ganz bestimmt voraus; doch mit dem ernstlichsten Verbot, Niemanden, selbst den Vater, nichts davon merken zu lassen. Die-

ser blieb auch ganz unbekümmert, und zweifelte so wenig an der baldigen Genesung seiner Gemahlin, daß er Bedenken trug seinen Freund in Bellenz durch die Nachricht von ihrer Krankheit zu beunruhigen. Indessen war unvermerkt der Tag herangekommen, an welchem Frau von K. (ihrer Vorhersagung zu Folge) sterben sollte. Sie schien sich um vieles besser zu befinden, war sehr heiter, und sprach mit ihrer Tochter (der einzigen Person, die sie an diesem Tage um sich haben wollte) von ihrem bevorstehenden Tode so gelassen, als ob von einer kleinen Fahrt nach Z. oder B. die Rede wäre, wandte aber doch die wenigen Stunden, so sie, nach ihrem Vorgefühl, noch zu leben hatte, dazu an, ihrer noch immer zwischen Angst und Hoffnung schwebenden Tochter eine Menge guter Lehren und Warnungen zu geben. Diese schöpfte aus der Lebhaftigkeit und Freyheit der Brust, womit die vermeynte Sterbende sprach, immer mehr Hoffnung, und erhielt dadurch die gelaßne Fassung, worin die Mutter sie zu sehen verlangte. Gegen Mitternacht endlich richtete sich die Kranke auf, und sagte mit einem ihr eignen holden Lächeln: Nun ists Zeit daß ich gehe und vom P. Cajetan Abschied nehme. Mit diesem Worte legte sie sich auf die andere Seite, und schien in wenigen Augenblicken sanft eingeschlafen zu seyn. Nach einer kleinen Weile erwacht sie wieder, wendet sich mit einem Blick voll Liebe

und Ruhe zu ihrer Tochter, spricht noch wenige einzelne Worte, und entschläft auf immer.

An eben diesem Tage, und (wie es sich in der Folge zeigte) in eben dieser Stunde saß Pater Cajetan zu Bellinzona in seinem Zimmer am Schreibtisch, bey einer Studierlampe mit Ausrechnung einer mathematischen Aufgabe, die er am folgenden Tage seinen Lehrlingen vortragen wollte, ernstlich beschäftigt, und an nichts weniger als an seine Freundin denkend, von deren Krankheit er nicht die geringste Kunde hatte. An einer Seitenwand neben der Thür des Zimmers hing seine Pandore, ein Instrument das er liebte und sehr geschickt zu spielen wußte. Auf einmahl hört er die Pandore einen starken Knall, als ob der Resonanzboden gesprungen sey, von sich geben. Er fährt auf, sieht sich um, und erblickt mit einem Schauder, der ihn einige Augenblicke unbeweglich macht, eine weiße, der Frau von K. vollkommen gleichende Gestalt, die ihn mit freundlichem Ernst ansieht, und verschwindet. Er faßt sich wieder, ist sich aufs deutlichste bewußt daß er wacht, und die Gestalt seiner mehr als dreyßig Meilen von ihm entfernten Freundin gesehen hat; er untersucht die Pandore, und findet den Resonanzboden gesprungen. Er weiß sich eine so sonderbare Erscheinung nicht zu erklären, kann aber doch, die ganze Nacht durch den Gedanken nicht los werden, daß sie ihm vielleicht den Tod

der Frau von K. angekündigt habe. Er schreibt mit der nächsten Post an ihren Gemahl, erkundigt sich mit einer Unruhe, deren Ursache er jedoch verschweigt, nach ihrem Befinden, erhält die Nachricht von ihm, daß sie in eben derselben Stunde, da er die Erscheinung hatte, gestorben sey, und entdeckt ihm nun in einem zweyten Briefe was ihm in der nehmlichen Stunde begegnet war. — Was sagst du nun zu dieser Anekdote, Schwester?

Blandine.

Gestehe mirs aufrichtig, bist du von ihrer Wahrheit überzeugt?

Wilibald.

Du mußt nicht mehr von mir verlangen als ich gewähren kann. Ich habe sie unmittelbar aus dem Munde des damahligen Fräuleins von K. Diese war, zu der Zeit da sie mir bekannt und (wie ich nicht berge) sehr interessant wurde, eine gute unverfälschte Tochter der Natur, nicht ohne Bildung, aber mit der Welt gänzlich unbekannt. Sie hatte von ihrer Mutter, an welcher sie wie eine Frucht am Zweige hing, eine starke Anlage zu frommer und zärtlicher Schwärmerey geerbt, und lebte mehr in einer Zauberwelt von dichterischen und mystischen Ideen, als in der wirklichen, die ihr fremd und gleichgültig war. Gleichwohl

bin ich völlig überzeugt, daß sie mir nichts als die reine Wahrheit sagen wollte, d. i. kein Wort mehr als was sie selbst für wirkliche Thatsache hielt, und, allen Umständen nach, halten mußte. Nicht weniger Ursache habe ich, an die zuverläßige Wahrhaftigkeit des wackern Benediktiners zu glauben, der in einem zu guten Ruf stand, als daß seine Versicherung, von der Krankheit der Frau von K. nicht das Geringste gewußt zu haben, bezweifelt werden könnte; zumahl da sich schlechterdings nicht absehen läßt, was für einen Nutzen er von einer Lüge über diesen Punkt hätte ziehen können. Dieß ist aber auch alles, meine Liebe, wofür ich mich verbürgen kann. Täuschte sich die sterbende Frau von K. da sie ihrer Tochter sagte: sie wolle nun gehen und vom P. Cajetan Abschied nehmen? Täuschte sich dieser, da er plötzlich die Gestalt seiner Freundin vor sich zu sehen glaubte? War es bloßer Zufall, daß die Stunde der Erscheinung mit derjenigen worin die Sterbende ihm erscheinen wollte, zusammentraf? Auf alle diese Fragen habe ich keine andre Antwort zu geben als den ewigen refrain der Zweifler: es ist mir nicht klar, ich weiß es nicht.

Blandine.

Ich dächte doch es ließe sich noch etwas Besseres darauf antworten. Wenn ich diesen Abend zu Louisen sagte: Morgen um fünf Uhr soll dein

Vater einen frischen Strauß von Mayblümchen auf deinem Schreibtische finden, und du fändest um diese Zeit wirklich einen solchen Strauß auf deinem Tische, wirst du glauben, er sey durch einen bloßen Zufall dahin gerathen? Ist es mit der Erscheinung der Frau von K. nicht derselbe Fall? Sie sagt, sie wolle gehen um von einem abwesenden Freund Abschied zu nehmen; und einige Augenblicke darauf erblickt dieser ihre Gestalt in seinem Zimmer, und dieß zu einer Zeit, da seine ganze Aufmerksamkeit auf eine mathematische Ausrechnung geheftet ist, da er an nichts weniger als die Sterbende denkt, und kein Wort von ihrem Krankseyn weiß. Wenn ein solches Zusammentreffen Zufall ist, so möchte ich wohl wissen, was man absichtliche Ursache und Wirkung nennen kann. Wie hätte Pater Cajetan unter diesen Umständen sich selbst täuschen, oder getäuscht werden können? — Nimm dazu noch das Zerspringen der Pandore, wodurch er aufgeschreckt und bewogen wurde, nach dem Orte, wo die Gestalt seiner Freundin sichtbar war, hinzuschauen. Ein Instrument kann ja wohl aus irgend einer zufälligen Ursache einen Riß bekommen und einen Knall thun: aber daß dieß gerade in dem Augenblick geschah, wo die Erscheinende (welche vermuthlich dazu nur wenige Augenblicke in ihrer Gewalt hatte) seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen wollte, das scheint mir ein ziemlich

handgreifliches Zeichen, daß hier ein absichtliches Verhältniß von Ursache und Wirkung Statt fand.

Wilibald.

Gut! Angenommen also, daß diese Erscheinung der Frau von K. unmittelbar vor ihrem Tode eine wirkliche Thatsache sey, was für Folgerungen glaubst du daraus ziehen zu können?

Blandine.

Erstens: es sey also möglich, daß unsre Seele, wenigstens kurz vor der gänzlichen Trennung von ihrem Körper, aus demselben heraus gehen und ihre Gegenwart anderswo offenbaren könne; Zweytens: daß die Erscheinung der eigensten Gestalt der Frau von K., da sie sich schwerlich auf eine andere Weise erklären läßt, für einen Beweis gelten müsse, daß Sie es Selbst gewesen sey, die ihm in dieser Gestalt erschien; Drittens: daß Sie also entweder die Gabe gehabt haben müßte, sich in aller Geschwindigkeit aus einem sichtbaren Stoffe einen neuen, ihrem irdischen Körper völlig ähnlichen Leib anzubilden; oder, daß es mit dem ätherischen Körper, von welchem gestern die Rede war, seine Richtigkeit habe, und daß dieser das Vermögen besitze, nach dem Willen der Seele, in wenigen Minuten so viel gröbern Stoff aus der Luft an sich zu ziehen, als nöthig ist um sichtbar zu werden. Nun scheint mir jenes

ungleich weniger natürlich und begreiflich zu seyn als dieses; ich halte mich also an das letztere, und glaube durch diese Erscheinung der Frau von K. für die Existenz des ätherischen Seelen-Organs ein Großes gewonnen zu haben.

Wilibald.

So rasch geht es bey mir nicht, liebe Blandine; ich sehe in deinen Resultaten noch eine Menge unauflöslicher Schwierigkeiten. So bestehen, z. B. alle unsre gestrigen Einwürfe gegen das ätherische Seelen-Organ noch immer in ihrer vollen Kraft, und es sey nun, daß du den sichtbaren Leib, welchen es sich in der Geschwindigkeit angebildet haben soll, für ein Werk der Natur oder für ein Kunstgebilde erklären wolltest, so bleibt immer unbegreiflich, wie das Seelen-Organ oder die Seele selbst zu dem Naturvermögen oder zu der Kunstfertigkeit gekommen seyn sollte, sich in wenigen Minuten mit einem solchen Leibe zu bekleiden. Aber noch viel unbegreiflicher ist, wie und warum die Seele der Frau von K. das sonderbare Vorrecht besessen haben sollte, nach Belieben aus ihrem Leibe auszuwandern und wieder dahin zurück zu kommen. Denn daß dieß keine Eigenschaft aller menschlichen Seelen sey, bedarf doch wohl auch für dich keines Beweises? Bey uns andern ist die Seele, so lange bis der wirkliche Tod erfolgt, durch so starke, wiewohl

unendlich feine Faden mit unserm Leibe verwebt, daß es ihr, wie stark und leidenschaftlich ihr Wollen und Streben auch wäre, schlechterdings unmöglich ist, sich ohne Hülfe ihres gröbern Körpers nur aus einem Zimmer in ein andres zu versetzen. Ich finde also das willkührliche Herausgeben der Seele unsrer Dame aus ihrem Leibe nicht nur unbegreiflich, sondern geradezu unmöglich; es wäre denn, daß du (mit deiner Erlaubniß!) an die Feenmährchen der Dame d'Annoy und an die Kraft des Zauberwortes Quiribini glaubtest.

Blandine, lachend.

Du machst mich mir selbst lächerlich, Bruder, und das ist nicht sehr artig von dir. Könnte denn nicht die sterbende Frau von K. sich bereits vom Leibe so weit losgewunden haben, daß Sie, so zu sagen, nur noch an einem einzigen, freylich ziemlich langen Faden an ihm hing, an welchem sie, gleichsam wie eine Spinne, bis zu ihrem Freund nach Bellenz und von da wieder in ihren Leib zurücklief —

Wilibald.

Um das Reißen dieses letzten Fadens vollends abzuwarten?

Blandine.

Allerdings! Denn wenn Sie selbst ihn zer-

rissen hätte, wäre das nicht wahrer Selbstmord gewesen? — Aber, ernsthaft zu reden, was sollen wir denn von dieser seltsamen Geschichte denken?

Wilibald.

Daß sie eine nicht zu bezweifelnde, aber unbegreifliche, unglaubliche, übernatürliche Thatsache ist, und folglich, wie wahr sie auch seyn mag, keine Resultate geben kann.

Blandine.

Das ist recht ärgerlich! Ich möchte so gern was daraus schließen können.

Wilibald.

Es ließe sich ja wohl noch ein und anderes zu ihrem Behuf vorbringen; z. B. daß ein Geist, unter gewissen besondern Umständen, ohne an Raum und Zeit gebunden zu seyn, auf einen andern Geist wirken könne, und daß unsre Dame in dieser Weise auf das Innerste ihres Freundes gewirkt und ihre Gestalt seiner Fantasie vorgespiegelt habe.

Blandine.

Aber konnte ihr Geist auch eben so unmittelbar auf den Resonanzboden seiner Pandore wirken?

Wilibald.

So geht es uns, Blandine, wenn wir uns Unbegreifliches durch Unbegreifliches — begreiflich machen wollen! Der heilige Kirchenvater Augustinus könnte uns vielleicht noch andern Ausweg zeigen. Die Seele, sagt er irgendwo, ist da wo sie liebt.

Blandine.

Wenn dieß buchstäblich wahr wäre, Bruder, müßten wir beide, du und ich, wohl auch etwas davon wissen. In einem gewissen Sinn ist die Seele freylich nicht nur da, wo sie liebt, sondern auch da, wohin sie sich denkt. Wenn ich in Vossens Homer lese, bin ich mitten in Troja, mitten im Lager der Griechen, im Olympus, auf der Erde, bey den Fäaken und in Ithaka. Aber diese Erklärungsart löset das Räthsel deiner Erscheinungsgeschichte nicht auf.

Wilibald.

Wir thun also wohl am besten, liebe Blandine, wenn wir uns unsere Unwissenheit in dämonischen Dingen aufrichtig gestehen, und uns darüber in dem Gedanken beruhigen, daß etwas, was wir unmöglich wissen können, uns vernünftiger Weise eben so wenig kümmern sollte, als was der Mann im Mond (wenn einer

ist und wenn er was zu essen braucht und hat) heute zu Mittag gegessen habe.

Blandine.

Das möchte angehen, wenn uns das Verlangen, zu wissen wie es mit denen die wir lieben, und mit uns selbst nach dem Tode stehen werde, nur nicht so natürlich wäre.

Wilibald.

Natürlich? Ich meines Orts möchte vielmehr behaupten, daß es dem Menschen gar nicht natürlich ist an den Tod zu denken. Ich zähle jenes vorwitzige Verlangen unter die vielen erkünstelten Begierden, die uns durch die Erziehung, und überhaupt durch den Einfluß der bürgerlichen Gesellschaft, worin wir leben, eingepflanzt werden. Und doch denken wir, dieses fremden Einflusses ungeachtet, selten ernstlich und anhaltend an den Tod, und werden meistens von ihm überschlichen, ohne ihn gewahr zu werden.

Blandine.

Wenn wir aber an ihn denken müssen — und dazu giebt es doch genug Veranlassungen — so wäre doch gut, wenn man mit Ruhe und mit fröhlichen Erwartungen an ihn denken könnte.

Wilibald.

Und wer in der Welt sollte mit Ruhe und

frohem Muthe an den Tod denken können, als ein so unschuldiges und gutes Wesen wie du? Denn ich wenigstens kenne dazu kein anderes Mittel, als das Geheimniß des alten Sokrates, das Bewußtseyn eines wohlgeführten Lebens. Erinnere dich der tiefen Ruhe, womit unsere Fannia — in welcher auch nicht ein Fünkchen Schwärmerey jemahls geglommen hatte — dem Tod entgegen sah! Das Bewußtseyn, daß man nie Böses, immer nur das Gute gewollt und nach Vermögen gethan hat, setzt das Gemüth, vornehmlich in den letzten Stunden des Lebens, in eine heitere Stille, die ich einen Anfang der Seligkeit, welche uns die Religion verspricht, nennen möchte. Wer sich in diesen Augenblicken Gutes bewußt ist, traut der ganzen Natur Gutes zu, ist ohne Furcht und Sorge für die Zukunft, und erwartet gelassen und getrost was da kommen wird. Eine solche Seele senkt sich, wie ein Kind in den Busen der Mutter, mit voller Zuversicht in den Schooß des Unendlichen, und schlummert dann unvermerkt aus einem Leben hinaus, worin sie nie wieder erwachen wird. Dieß, liebe Blandine, ist, nach meiner Ueberzeugung, im reinsten Sinne des Wortes, was meine alten Griechen Euthanasia nannten, die schönste und beste Art zu sterben; und da sie von einer Bedingung abhängt, die immer in unsrer Gewalt ist, warum

sollten wir uns vergebliche Mühe machen, den undurchdringlichen Vorhang wegzuziehen, der das Leben nach dem Tode vor uns verbirgt? — Zwar sehe ich nicht, warum wir, in schwächern Augenblicken, nicht befugt seyn sollten, mit der liebenswürdigen Elisa Rowe, den süßen Träumereyen des Herzens und der Fantasie nachzuhängen, oder, mit Eduard Young, auf die erhabensten Ahnungen eines über die Sinnenwelt emporstrebenden Geistes zu horchen: aber von allem, was guten Menschen gewiß ist, das Gewisseste, bleibt doch immer, daß sie sich nicht betrügen können, wenn sie in ruhiger Ergebung und gleichsam mit geschloßnen Augen, bis zum letzten Athemzug das Beste hoffen.

Blandine.

Mein Herz sagt mir, daß du Recht hast, Bruder, — und dabey soll es für immer bleiben.

Anmerkungen

Ueber den freyen Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen.

Wenn Wieland bey dem neuen Abdruck dieser Abhandlung im J. 1797 den Leser bittet, nicht außer Acht zu lassen, daß der größte Theil derselben im J. 1787 geschrieben sey; so muß dieß bey einem wiederhohlten Abdruck im J. 1821 mancherley Betrachtungen veranlassen; denn wem kann es gleichgültig seyn, ob die, wahrscheinlich durch Französische Bulletins so beliebt gewordenen, retrograden Bewegungen, auch in diesem Punkte Freunde gefunden haben? Theologen und Aerzte, Philosophen und Aesthetiker wetteiferten mit einander, uns in die angenehmen Schatten der Vorwelt zurückzuführen, und wir wissen alle, daß es vielen mit der Vernunft erging wie den Kindern, die den ausgehenden Vater quälen, daß er sie mitnehme, anfangs vor Freuden voraus springen, allmählig zurückbleiben, nun alle Augenblicke fragen, ob sie nicht bald an Ort und Stelle sind, und endlich auf halbem Wege weinend bitten, sie wieder zur Mutter

zurückzubringen. Andern, schon Erwachsenern, ging es wie Petern in der Fremde, von welchem der wakkere Meister Grübel erzählt. Er war so weit gegangen, bis er an eine Stelle kam, wo sich der Weg schied, und da er nun nicht wußte ob rechts oder links, und ihm dabey bedenklich vorkam, daß es zwar jetzt noch nicht schneie, aber bald schneien könne; so hielt ers für viel sicherer, lieber gerades Wegs wieder umzukehren und ganz zu Hause zu bleiben. Peters argumentum ex tuto hat durch die französische Revoluzion und ihre Folgen eine bis zum Erstaunen weit ausgebreitete Wirksamkeit erhalten. Nur Wenige von denen, die an den Scheideweg kamen, hatten Muth genug, auf gut Glück vorwärts zu gehen, die Meisten stutzten, und statt zu überlegen ob rechts oder links, fragten sie: vor- oder rückwärts? Halb Europa steht bedenklich an diesem Punkte still, und manche sind der Meinung, daß dies der Vernunft nichts Gutes bedeute. So argwöhnisch oder furchtsam bin ich aber nicht, denn es fehlt doch auch gar viel, daß die Vernunftscheu unserer Zeit allgemeiner wäre, als die Herrschaft der Vernunft oder auch nur die Liebe zu ihr jemals gewesen ist. Wie Viele auch ihre geheimen Gründe haben mögen, zu wünschen, daß (nach einer sehr mißverstandenen Stelle) die Vernunft gefangen werde unter den Gehorsam des Glaubens; wie Viele auch (vergessend der alten Schmach und Bedrückung) eine Hierarchie zurücksehnen mögen, während Andere die

Reformazion bald als einen Abfall von dem Christenthume, bald gar von dem — teutschen Reiche darstellen: so lange sie nicht bewerkstelligen können, daß Amerika nicht entdeckt ist, daß die Griechen von den Türken nicht vertrieben sind, daß Kopernikus, Galilei, Newton, Lavoisier nicht gelebt haben, daß der Orient durch viele Reisen und der Engländer Eroberungen in Ostindien nicht bekannter, historische Kritik nicht geübt worden ist, so lange ist auch an Unterdrückung der Vernunft nicht zu denken. Menschen, bei denen die Fantasie statt der Vernunft, dunkle Gefühle statt heller Begriffe herrschen, wird es zu allen Zeiten geben: haben aber die, die wir aus der nächsten Vergangenheit kennen, mehr als ein vorübergehendes Aufsehen erregt? Hat sich die Bewunderung nicht bald in Verwunderung aufgelößt? Schlimmer aber scheint freilich etwas als es sonst war. An die Stelle blinder Glaubenseiferer, die sich selten gemacht haben, sind Sofisten getreten, die mit dialektisch-rhetorischen Kunststücken aller Art dem blos Positiven den Schein der Filosofie ankünstelten; Staatsmänner haben Gefahr in der Abweichung vom Positiven finden wollen; und selbst Regierungen sollen an der Zeit so irre geworden seyn, daß sie bei der Krisis derselben eine Neigung zu der alten Hierarchie empfunden hätten. Wenn nun diese alle sich die Hand böten, könnte daraus nicht ein gefährliches Bündniß gegen die Vernunft entstehen? — Allerdings nicht unmöglich; mit Gewißheit aber auch vorauszusagen,

daß es nicht siegen werde. Die Vernunft dulde nur auch nicht, daß Schwärmerei ihre Maske vornehme; denn was hat der guten Sache der Vernunft in unserer Zeit geschadet als dies? Vernunft ist zwar wohl vereinbar mit Begeisterung, aber eben so wenig mit Schwärmerei (welche Schwarm macht) als mit dialektischen Fechterstreichen (durch die man in dem Schwarme seinen Vortheil absicht); in ihrer Einfachheit, und in der Ueberzeugung, die sie bewirkt, daß sie nie eine andre als die gute und gerechte Sache führen könne, darin liegt ihre Macht. Und so zeige sie sich in Wielands Abhandlung nochmals, und wirke auch in unserer Zeit — was sie kann; nach abermals 24 Jahren aber entscheide man darüber, ob Wieland auf die Zeit ihrer Entstehung aufmerksam machte, weil er glaubte, die spätere Zeit sey in der Vernunft so weit vorgeschritten, daß sie einer solchen Abhandlung gar nicht mehr bedurft habe.

Sendschreiben des Verfassers.

S. 8. Ueber die Toleranz — Voltaire. Traité sur la Tolérance, à l'ocasion de la mort de Jean Calas. 1763. übersetzt von Riem, Berl. 1789. — Gleichzeitig mit dieser Schrift erschien aber eine andere unter dem Titel: L'accord de la Réligion et de l'Humanité, worin die Verfolgung der Ketzer,

als Feinde Gottes, mit Stellen des alten Testamentes vertheidigt wurde. — Der Verfasser hätte mit Recht auch behaupten können, daß Intoleranz ganz unbezweifelt ein patristisches Dogma sey: würde er aber darum ein größeres Recht zu ihrer Vertheidigung gehabt haben? Diese Frage muß jedem Verständigen ganz überflüssig scheinen, und würde es auch seyn, wenn es nicht eine Klasse von — protestantischen — Theologen gäbe, welche seit der Zeit, wo die Aufklärung den Reiz der Neuheit verloren hatte, ihren Ruhm in neuer Aufstutzung des Alten sucht, und unter dem Vorwande, das Positive zu stützen, dogmatisch aufstellt, was nur historisch aufgestellt werden dürfte. — Wohin führt aber dies? — Man denke an Herrn Claus Harms und seine 95 Theses!

Und lieferte nicht unsere Zeit zu jedem Beyspiele der Intoleranz, welches Wieland anführte, neue Belege? Hat man nicht auch jetzt die Juden entweder in das Christenthum hinein oder aus der christlichen Welt hinaus prügeln wollen? Kam nicht das Inquisizionsgericht ebenfalls wieder zum Vorschein? Nur Ein Unterschied scheint statt zu finden, daß nämlich die Katholiken während dieser Zeit toleranter geworden sind als die Protestanten. Man denke nur an Wien und Bayern im Gegensatz mancher Preußischer Synoden bey Gelegenheit der Vereinigung beider evangelischen Religionspartheyen! Daß die alten Zionswächter auch junge Mannschaft

gestellt haben, hat der erneute Streit über Supranaturalismus und Razionalismus bewiesen.

Welche Zeit aber hat mehr Veranlassung zu gegenseitiger Toleranz gegeben als die unsrige? Im J. 1799 stand eine russisch-türkische Escadre vor Ancona zur Befreyung des Kirchenstaates von katholischen Eroberern, und im J. 1814 waren es ein katholischer Kaiser, ein Kaiser von griechischer Religion und ein evangelischer König, die den Papst nach Rom zurückbrachten.

S. 10. Schon keimen im Schooße der Zukunft neue Wandalen, neue Sarazenen und Türken — Wer denkt hiebey nicht unwillkürlich an den jetzigen Kampf zwischen Griechen und Türken?

S. 10. Neue-Gregore u. s. w. Gregorius von Nazianz in Kappadozien, wo sein Vater Bischof, und in dessen Nähe er zu Anfange des 4. Jahrhunderts geboren war, wurde selbst mehrmals Bischof, ja selbst auf kurze Zeit Patriarch von Konstantinopel, zog sich aber immer wieder in die Stille zurück, um ruhiger seiner Wissenschaft zu leben. Man nannte ihn vorzugsweise den Theologen, und mit Recht zählt man ihn zu den berühmtesten Kirchenlehrern. Seine erste Bildung hatte er in Kappadozien und Palästina erhalten, nachher trieb er lange Zeit die Rhetorik zu Athen, und nicht fruchtlos, wie seine zahlreichen Schriften in Prosa und Versen beweisen. Unter den 15 Päpsten, welche Gregor hießen (Gre-

gore von Rom), läßt Wieland dem Leser die Wahl, in der Uiberzeugung, daß sie kaum einen andern als den Ersten oder Siebenten (Hildebrand) treffen könne. (S. Band 24. S. 202.) Wahrscheinlich bezieht sich auf jenen und diese nur der zweyte Nachsatz, daß sie die Welt in die finstere Barbarey zurückgestürzt hätten, was sich von Gregor von Nazianz schon insofern behaupten ließe, als er oft sehr heftig gegen anders Meinende zu Intoleranz auffodert. Dies scheint er jedoch nur gethan zu haben, wenn er besonders gereitzt war, denn an andern Stellen räth er zu Duldung und Liebe so vernünftig als man nur vermag. Darum konnte der hier ihm gemachte Vorwurf zu hart scheinen. Vielleicht aber dachte Wieland an seine abergläubische Verehrung der Mönche, und an die verächtlichen Seitenblicke, die er auf die griechischen Filosofen wirft, oder gar an die allerdings eines Finsterlings würdige Antwort, die er dem Hieronymus auf dessen Frage: was der After-Sabbath sey? gab. „Das, erwiederte er, will ich dir in der Gemeine beantworten, und du sollst gestehen, daß du wissest, was du nicht weißt, oder, falls du schwiegest, allein von allen für den Unwissenden gehalten werden." Hieronymus schildert ihn daher als einen Redner, den man gerühmt, wenn man gleich nicht gewußt habe, was er eigentlich wolle. — Daß dies das rechte Mittel sey, um zu verfinstern, beweisen noch heutiges Tags manche Theologen und Filosofen, denen es auch keineswegs an Gregors Stolze fehlt, den kaum

irgend ein Papst größer hatte. Die neuen Gregore nennen uns, wenn wir gern begreifen möchten, gemeine Seelen, und wenn wir anders meinen, gar — wie ein gesitteter Mensch nicht nachsagt.

S. 11. Wie Lucian — mit der Pädeia — Lucian erzählt seinen Landsleuten einen Traum, den er in seinem Knabenalter geträumt zu haben vorgiebt, und wodurch er bestimmt worden sey, bey der Wahl seiner künftigen Lebensweise sich für die Pädeia zu entscheiden, d. i. für die durch Wissenschaft zu erlangende Bildung. Pädeia führte ihn in ihrem Wagen durch die Lüfte, wo er eine Menge Städte, Völker und Reiche unter sich sah, und überall etwas herunter streute, wie ein zweyter Triptolemus. Dieser Königssohn von Eleusis war ein Günstling der Ceres und ein Apostel ihrer auf Ackerbau gegründeten Religion. Die bildenden Künstler stellten ihn dar, wie er auf einem Drachenwagen über die Erde fuhr und Samen herab streute.

S. 12. Pepromene, Schicksalsgöttin.

I.

S. 13. Aufsätze eines — Anonymus — Der Jahrgang des teutschen Merkurs von 1787 enthält mehrere Aufsätze über Aberglauben, Rousseau's Lehre von den Wundern und Wunder überhaupt.

S. 15. **Hircocervus**, Bockhirsch, also unmög=

liches Ding, bloßes Hirngespinnst, dem in der Wirklichkeit nichts entspricht.

S. 15. Yahoos — S. den vorigen Band.

S. 16. Theodosius und Kaiser Friedrich III. — also zwischen 379 und 1493. Unter Friedrich III. wurde die Buchdruckerkunst erfunden, Luther geboren, Amerika entdeckt, Konstantinopel von den Türken erobert.

S. 18. Wie illuminirt — serafisch, — der Erleuchtetste, Entschlossenste, Feinste, Unwiderstehlichste, Englische und Serafische — lauter Beynamen, welche ihr Zeitalter verschiedenen scholastischen Filosofen gab.

S. 18. Fänomene, Ideen und Fantome — Fänomene sind die wirklichen Erscheinungen der Dinge, so wie sie von gesunden Sinnen wahrgenommen werden, Fantome dagegen Trugbilder, Ideen in dieser Zusammenstellung entweder Gattungsbilder oder Allgemeinbegriffe. Bey Fänomenen und Ideen ist Irrthum, bey den Fantomen Täuschung möglich.

S. 19. Amadis von Gallien, sonst der Löwenritter genannt, hieß, als er in die Einöde geflohen war, beltenabros, le beau tenebreux, welches gewöhnlich Dunkelschön übersetzt wird; Wielands Uebersetzung „schöner Finsterling“ paßt treffend auf die Aesthetiker, die in dem Verstande den Teufel sehen, und ihn so arg schelten als die Aufklärung.

III.

S. 24. Geister, Feen u. s. w. S. Band 8. S. 336.

V.

S. 30. Magie und Theurgie — Magie in der weitesten Bedeutung ist die vorgebliche geheime Wissenschaft, auf Geister aller Arten, und durch sie auf die Körperwelt zu wirken. Theurgie ist der Nahme der vorgeblichen reinen und heiligen Magie der unbekannten Wundermänner Hermes Trismegistus, Zoroaster und ihrer vorgeblichen Schüler, welche blos durch die Kraft göttlicher Nahmen und Anrufungen Gottes und mit Hülfe guter Geister wunderbare Wirkungen hervorzubringen, und Gewalt über die bösen Geister zu haben vorgiebt. W. [Vergl. Band 8. S. 324 fg.]

S. 31. Filosofie der Morgenländer. Kabbala — S. die Anmerkung zu Abschn. XI. und vgl. Band 1. S. 213. fg. Band 6. S. 305. fgg.

VI.

S. 32. Die Epikurische Filosofie hat offenbar ihren Miskredit noch andern Ursachen zuzuschreiben, theils dem Mangel an Tiefsinn bey ihrem Urheber, der doch von Demokritos und Aristippos nur erborgte, theils der Entartung dieser Sekte, an wel-

cher allerdings ihr Stifter ganz unschuldig war. Aber auch als Gegnerin aller religiösen Betrügerey hat sie kein gar großes Verdienst, denn — sie fing es gar zu verkehrt an, oder wollte blos Spaß treiben.

X.

S. 37. Religiösen Betrügern — Ich verstehe unter religiösen Betrügern solche, denen die Religion zum Deckmantel und zum Werkzeug ihres Betrugs dienen muß. — W.

S. 38. Lucian — Man vergleiche hiemit Wielands Abhandlung über Lucians Lebensumstände, Charakter und Schriften, in dem ersten Bande seiner Uebersetzung dieses geistreichen Gegners aller Unvernunft.

S. 38. Celsus, ein Freund Lucians, schrieb ein großes Werk gegen die Magie, dessen Verlust zu bedauern ist, weil sich aus einer Stelle Lucians schließen läßt, daß vornehmlich auch die Kunststücke, wodurch die angeblichen Adepten der magischen Weisheit die Leichtgläubigen hintergingen, ausführlich darin beschrieben waren. Es ist leicht zu erachten, daß die Herren sich alle Mühe gaben, ein solches Buch zu unterdrücken. — W.

XI.

S. 38. Auch die Christen — bezaubert — Schon bey ihrer Ausbreitung erlitt die Christliche Religion mehrere Umgestaltungen 1) durch Verschieden=

heit der Ansichten bey den Aposteln selbst, die als Juden dem Judenthum nicht entsagen konnten. Hieraus erfolgte die Ausbildung eines übersinnlichen Messiasreiches, die Idee eines neuen Bundes im Gegensatze des alten, und die Versöhnungslehre durch Opfertod (Brief an die Hebr. 9, 11.). 2) Durch baldige Einmischung der Gnosis bey den Judenchristen, wodurch eine Menge Ideen aus der Religion der Parsen, aus der Cabbala der Juden, der Pythagoräischen und Platonischen Filosofie in das Christenthum kam, und besonders der Dämonismus systematisch ausgebildet wurde. Der Einfluß auf die Dreyeinigkeitslehre, die von der Kirchenversammlung zu Nicäa zum Glaubensartickel erhoben wurde, ist unverkennbar. 3) Durch Gegensatz des Hellenismus bey Griechen und Römern, die zum Christenthum übertraten, Diese hatten kein Interesse daran, den Christianismus nach dem Judaismus umzubilden, ein desto größeres aber, die neue Religion mit ihrer alten auszugleichen. Dabey hatten sie es theils mit ihrer Filosofie, theils mit ihren Mysterien zu thun, und durch diese Ausgleichung ging der Charakter des Mysteriösen in das Christenthum über, und eine Menge kirchlicher Ritualien haben daher ihren Ursprung.

Alles dies that dem Hange zu Weissagungen, Zauberey und Geisterseherey so großen Vorschub, daß des Aberglaubens beynahe niemals mehr gewesen war. Hätte es jemals der Filosofie bedurft, so war es damals, allein die Filosofie war selbst fantastisch gewor-

den, und so zeigt sie sich in dem Neu-Platonismus, der sich in Alexandria, wo der Orient und Occident in einanderflossen, ausbildete. Von dem großen Problem, wo der Grund aller Gewißheit, die Realität der Erkenntniß, ob in dem Sinne oder der Vernunft, zu suchen sey, war die Rede nicht mehr; man wollte ja wissen über Gegenstände des Glaubens. Zu diesem Behufe ward eine innere Erleuchtung, eine mystische Anschauung zum Kriterium der Wahrheit und Gewißheit gemacht, besonders durch Plotin, zu Anfange des dritten Jahrhunderts. Durch Zurückziehung von aller Sinnenwelt, wollte man zum unmittelbaren Anschauen der Gottheit und zur Herrschaft über die Dämonen gelangen. Sein Schüler Porphyrius redet daher statt von der Filosofie, von einer Theosofie, als der reinsten Erkenntniß der Dinge und der höchsten Glückseligkeit, die aus dem unmittelbaren Anschauen Gottes entsteht, wozu man blos durch die größte Reinigkeit und Enthaltsamkeit gelange, dann aber auch mit Hülfe der Gottheit wunderthätig wirke. Von jedem Anhänger dieser Schule wird daher auch wenigstens Ein Wunder erzählt. Alles dieses war nun eigentlich gegen das Christenthum gerichtet; man weiß aber, daß dieses davon Nutzen zog, und — welchen! — Man sehe G. C. Horst Zauber-Bibliothek, Mainz 1821. J. A. Eberhard Geschichte der Magie in dessen neuen vermischten Schriften. Meiners Geschichte der Denkart der ersten Jahrhunderte nach

Christus. — Sprengels Geschichte der Medicin.

S. 39. Antinomie und Anarchie, Widerstreit der Gesetze gegen einander und Gesetzlosigkeit.

S. 40. Mit Ernulfusflüchen — Man sehe das Formular einer Exkommunikazion der römischen Kirche, die sich Tristram Shandy's Vater, der allerley dergleichen gern sammeln mochte, aus der Agende der Kirche zu Rochester, verfaßt von dem Bischof Ernulfus, hatte abschreiben lassen, im zweyten Theile des Tristram Shandy. Der Fluch ist so kräftig, daß Onkel Toby dazwischen schreit: Unsre Armeen in Flandern fluchten entsetzlich, aber daran reichten sie doch nicht. Ich könnt' es nicht übers Herz bringen, meinen Hund so zu verfluchen, ja den Teufel selbst nicht.

XII.

S. 40. Giannone, Pietro, geb. 1676. im Neapolitanischen, schrieb Dell' istoria civile del regno di Napoli (Ven. 1723. 4 Bände 4. übers. von le Bret, Ulm 1758 — 71.) Wegen der Angriffe auf die angemaßte Gewalt des Papstes darin wurde der Verleger in den Bann gethan, und der Verfasser konnte sich nur durch die Flucht retten. Endlich gelangte er doch durch Treulosigkeit eines Freundes in die päpstliche Gewalt, wurde zum Widerruf genöthigt, und starb im Gefängniß, worin er 13 Jahre lang gesessen. (S. unten noch mehr von ihm.)

Die Werke der übrigen angeführten Historiker sind

hinlänglich bekannt, und leicht könnten noch einige spätere diesen beigefügt werden. Zu den Zeichen der Zeit gehört es aber doch auch, daß nach der Zeit, als Wieland dieses schrieb, protestantische Historiker gern päpstelten, und Klinger nannte selbst Joh. v. Müller den papistischen Geschichtschreiber. Mehrere jüngere Historiker haben sich offenbar durch sein Beyspiel verleiten lassen, Andere wollten, wie etliche Theologen, neu seyn im Alten und misbrauchten ihren Scharfsinn; die zum Katholizismus Uebergegangenen aber treiben es billig ernsthaft. Man kennt den dadurch erregten Angriff von Voß auf Stolberg, dessen, mit Mehreren ihm gemeinschaftliche Tendenz zur Wiederherstellung der Hierarchie wohl unverkennbar ist.

S. 41. Gregorius Florentius Gregorius, Bischof zu Tours (544—595.), schrieb eine **historia Francorum** in 10 Büchern, die, ungeachtet der Leichtgläubigkeit des Verfassers, doch als das erste Werk über fränkische Geschichte sehr denkwürdig bleibt. In seinem Buche von Wundergeschichten verherrlichte er vornehmlich den heiligen Martin, dessen Kappe ein Heiligthum der fränkischen Könige wurde.

S. 41. Jakob de Voragine (von Viraze, Flecken im Genuesischen), ein Dominikaner, gest. 1292 als Erzbischof zu Genua, ist Verfasser der historia Lombardica s. Legenda aurea, voll abergläubischer Frömmigkeit und Wundersucht, wodurch sie aber um

so mehr in Ansehen kam. Sie ist fast in alle europäischen Sprachen übersetzt.

S. 41. Acta Sanctorum heißen überhaupt Sammlungen von Nachrichten über Märtyrer und Heilige, und namentlich sind hier gemeint die 53 Foliobände, welche eine Gesellschaft von Jesuiten (die Bollandisten genannt, weil Joh. Bolland das Werk anfing) seit 1643 herausgab. Kann freylich der historischen Kritik dieses Werk nicht genügen, so behält es doch schon dadurch bedeutenden Werth, daß es die Zeiten treu schildert.

XIII.

S. 42. Eine neue, zuvor nie erhörte Gattung von Verbrechen — Sogar neu war diese Gattung von Verbrechen denn doch nicht, denn, um von ganz Asien und Aegypten nicht einmal zu reden, konnte man auch in Griechenland um Vaterland und Leben kommen wegen der Asebeia, die bekanntlich nicht blos praktische Gottlosigkeit, sondern sehr oft nur abweichende Meinung war. Selbst die gepriesene Toleranz der Römer unterliegt nicht ungegründeten Zweifeln, denn nach Livius (5, 50.) mußten nach dem Einbruche der Gallier, die heiligen Stätten, gemäß den Büchern der Duumvirn, wieder geweiht werden, weil der Feind sie inne gehabt hatte. Nach einem andern Beschluß fand späterhin auch eine Beschränkung der fremden Religionsgebräuche statt.

Wo aber die Alten in der That mehr Toleranz zeigten — was nicht immer der Fall war — da scheint sie doch nicht gerade in der Vernunft ihren Grund gehabt zu haben. Dieser Gegenstand wäre wohl einer besondern Untersuchung würdig.

XV.

S. 46. Menschen in der engern Bedeutung. — Nehmlich in der, worunter die Halbmenschen, Drittels- und Viertels-Menschen, und andre Anthropomorpha nicht begriffen sind. W.

S. 47. Verbrechen der beleidigten menschlichen Natur — Von welcher alle Majestät der Völker und ihrer Könige entspringt, wenn sie nicht Usurpazion und Schimäre seyn soll. W.

XVI.

S. 48. Deist, Theist — Zwischen diesen beiden hat man sonst zu verschiedenen Zeiten verschiedene Unterschiede gemacht. Unter Theismus verstand man Vernunftglauben an Gott, der aller Offenbarung vorhergeht, unter Deismus den Vernunftglauben, welcher die Offenbarung verwirft. Angegriffene Deisten suchten sich durch diesen blos willkührlichen Unterschied bisweilen zu retten. Kant nannte Deisten denjenigen, welcher von Gott keinen andern Begriff gefaßt hat als daß er das von

der Welt verschiedene allervollkommenste Wesen sey, ohne dieses weiter bestimmen zu wollen, Theisten hingegen denjenigen, welcher sich Gott als das höchste Wesen denkt, das durch Verstand und Freyheit Urheber der Welt sey. An diese Kantischen Unterschiede wenigstens hat Wieland hier nicht gedacht.

S. 48. Die Christianer — — in ihren Apologien — Man braucht sich blos an Athenagoras zu erinnern, den ich darum hier anführe, weil er seinen Glauben an die Einheit Gottes ausdrücklich durch einen Beweis aus der Vernunft (λογισμος) rechtfertigt.

XVIII.

S. 54. Das Schicksal kann — große Revoluzionen herbeyführen. — Dieses wurde ein Jahr vor dem Ausbruche der Französischen Revoluzion geschrieben, von deren Nähe sich der Verfasser damahls wenig träumen ließ. W.

S. 54. Ein menschenfreundlicher Träumer — Mercier in seinem L'an 2440, Songe s'il en fut jamais (zuerst Amsterd. 1770.) giebt in jenem Jahre allem, was jetzt nur frommer Wunsch ist, Wirklichkeit. Beynahe sollte man aus den vielen Auflagen und Nachdrücken dieses Traumes schließen, daß es die Menschen mit ihren frommen Wünschen doch recht ernsthaft meinen müssen. — Und Wieland will die Erfüllung noch weiter hinaussetzen? — Der Beweis, worauf er sich stützt, ist:

Video meliora etc. Billigend seh' ich das Bessere, und doch zieht mich das Schlechtere mehr an — ? !

XX.

S. 58. Die Schenkungen Konstantins u. s. w. Da selbst in der Breve istoria del dominio temporale della Sede apostolica nelle due Sicilie vom Papst Pius VI. diese angebliche Schenkung una cosa spuria e falsa genannt wird, so bedarf es darüber wohl keines weitern Zeugnisses. — Ueber die Schenkungen Pipins und Karls des Großen S. Band 24. S. 256.

S. 58. Die Dekretalen (Beschlüsse, Bescheide) Isidors des Sünders. Eine Sammlung kirchlicher Beschlüsse hatte Isidorus, Bischof zu Sevilla, veranstaltet, welcher im Jahre 636. starb. Dessen Namen aber mißbrauchte vor 845 ein Unbekannter, wahrscheinlich aus dem Mainzischen Sprengel, und brachte erdichtete päpstliche Dekretalen in Umlauf, die von dem ersten Nachfolger Peters bis auf das Jahr 614 gehen. „Man irrt sich sehr, sagt Mich. Ign. Schmidt (Gesch. der Teutschen I. 616.) wenn man glaubt, seine Hauptabsichten wären gewesen, die päpstliche Gewalt zu erhöhen. Isidor machte den Papst nur groß, um die Metropoliten klein zu machen. Der Mann muß einmahl von einem Metropoliten mißhandelt worden seyn, und vermuthlich sich selbst in dem Fall befunden haben, von seinem Me-

tropoliten etwas Unangenehmes zu erfahren.“ Indeß wurde doch diese unechte Sammlung des falschen Isidor eine Stütze der päpstlichen Gewalt. Noch zu Ende des vorigen Jahrhunderts fand unter den Katholischen Streitigkeit darüber statt.

S. 58. Die vier heiligen Jubelpforten — Nach Art des Jubel- (Jobel-) Jahres bey den Juden, welches je im 50sten Jahre wiederkehrte (S. Gatterers Chronol. §. 190.) und wobey Gefangene ihre Freyheit, Schuldner Erlaß erhielten u. s. w., ordnete die katholische Kirche ein Jubel- oder Ablaß-Jahr an, welches anfänglich nur das erste Jahr eines neuen Jahrhunderts war, von Klemens VI. aber je für das 30ste, von Urban VI. für das 33ste, und von Sixtus VI. für das 25ste Jahr angeordnet wurde. So besteht es seit 1415. noch, und es strömt viel Volk nach Rom um Ablaß zu erhalten. Am Vorabend des Weihnachtfestes eröffnet der Papst mit großer Feyerlichkeit die eine sonst immer verschlossene Thür der Peterskirche, und sendet Kardinäle ab, um an den andern Hauptkirchen dasselbe zu thun. Dies sind die heiligen Jubelpforten. Nuovo Itinerario d' Italia di Fr. Scoto S. 393. fgd.

S. 58. Dataria, eine Abtheilung der päpstlichen Kanzley, die ihren Namen davon hat, weil sie alle Ausfertigungen datirt. Sie verfügt über alle eingehende Bittschriften und vergiebt alle Pfründen.

S. 58. Rota, eins der höchsten geistlichen Gerichte in Rom für die ganze katholische Christenheit,

das innerhalb des Landes auch in weltlichen Dingen Recht spricht. Seinen Nahmen hat es von seinem Sitzungssaale, der mit radförmigen (rota, Rad) marmornen Figuren ausgelegt ist.

XXI.

S. 62. St. Paul nach Efesus — Geschichte der Apostel Kap. 19. — W.

S. 62. Bildchen von Eben- oder Rebenholz — So sagt Plinius, L. XVI. c. 40. und die Einwendung, die der Graf Caylus in seiner Abhandlung vom Tempel zu Efesus dagegen macht, ist (im Vorbeygehen zu sagen) von keiner Erheblichkeit. — W.

S. 63. Der Tempel für nichts geachtet — Dieß war, mit Erlaubniß, eine falsche Konsequenz. Der Tempel der Diana blieb immer ein herrliches Meisterstück der Baukunst, und wurde von Sankt Paul und aller Welt dafür geachtet, Diana mochte eine Göttin seyn oder nicht. — W.

S. 63. Ihre Majestät untergehen — S. Apostelgeschichte 19, 27.

S. 64. Neokoren — Das Wort Neokoros bedeutete bey den Griechen ursprünglich einen Tempelkehrer, oder was wir einen Küster nennen. In der Folge machten sich ansehnliche Städte eine Ehre daraus, die Neokoren oder Küster ihrer Schutzgötter, denen sie einen Tempel unter sich erbauet hatten, zu

heißen; und unter den Römischen Cäsarn bewarb man sich in die Wette um die Ehre des Neokorats der Kaiser, denen in den Provinzen schon bey ihrem Leben eine Art von göttlicher Ehre erwiesen wurde. Luther übersetzt dieß Wort in der angezogenen Stelle ganz schicklich durch Pflegerin; denn in dem Sinne, worin es von ganzen Städten gebraucht wurde, führte es die Begriffe von Patron und Schirmherr bey sich. Die Efesier nannten sich auf allen ihren Münzen die Neokoren der Artemis, und waren um so stolzer auf diesen Titel, weil ihr damaliger Dianentempel gewisser Maßen ein gemeinschaftlicher Tempel des ganzen Asien war, das zu seiner Erbauung beygetragen hatte. — W.

S. 65. Der Herr Kanzler von Efesus — Apostelgeschichte, K. XIX. v. 35. 36. — W.

S. 65. Des vom Himmel gefallenen Bildes — Aus dieser Stelle, die durch ein von Jos. Skaliger in seinem Kommentar über Eusebii Chronikon angeführtes Griechisches Epigramm bestätiget wird, erhellet, daß es ein gemeiner Glaube war, das Bild der Efesischen Diana sey vom Himmel gefallen. — W.

S. 65. Santa casa — Das heilige Haus.

XXII.

S. 67. Daß er alle Gewalt im Himmel und auf Erden habe — Die im Himmel wollten wir ihm gern unbestritten lassen, wenn er

nur auf seine Allgewalt über das kleine Erdkügelchen, worauf wir wohnen, Verzicht thun wollte; ein Opfer, das in Vergleichung mit der Gewalt im Himmel, die ihm bliebe, so unbedeutend ist, daß man sich beynahe schämen muß davon zu reden. — W.

S. 67. Propositiones male sonantes — Uebellautende Forderungen. — Merkwürdig ist in dieser Beziehung das an den Jesuiten Sanfelice, seinen Gegner, gerichtete Glaubensbekenntniß des oben erwähnten Giannone, welches aus seinen hinterlassenen Schriften im October- und Novemberstück des teutschen Merkurs v. J. 1784 in einer Uebersetzung geliefert, und woraus alles hier von Wieland Aufgeführte entlehnt ist. Von den Uebrigen, was hier nur angedeutet worden, heben wir nur Weniges noch aus. „VII. Daher trage ich nicht das geringste Bedenken mehr, mit Baldus zu sagen, daß der Papst ein Gott auf Erden ist, mit Decius und Felinus, daß der Papst und Christus ein Konsistorium mit einander ausmachen; mit dem Abt: daß der Pabst als Gott thut was er thut, nicht als Mensch; mit dem Kardinal Parisius, daß der Papst ein göttliches Wesen ist unter einer sichtbaren Gestalt; mit Baldus, daß der Papst die Ursache aller Ursachen ist, weshalb man seine Gewalt nicht untersuchen darf, denn von der ersten Ursache läßt sich keine weitere Ursache angeben; endlich mit allen Dekretisten, daß es ein Gottesraub ist, an der Gewalt des Papstes zu zweifeln. VIII. Darum habe ich keine Ursache mehr daran zu

zweifeln, daß er das Böse in Gutes, das Unrecht in Gerechtigkeit, Laster in Tugend, das Viereck in einen Zirkel und den Zirkel in ein Viereck verwandeln könne, kurz daß er über alle Gesetze, über alle natürliche und apostolische Rechte hinausgesetzt sey. Ich bekenne mit der Glossa des Grazianus, daß der Papst wider das natürliche und apostolische Recht dispensiren kann; mit Ludw. Gomez, daß er aus Ungerechtigkeit Gerechtigkeit machen kann; mit Baldus, daß der Papst alles und über alles ist, und wider alles Recht alles vermag; mit dem von Ostia, daß er Vierecke und Zirkel mit einander verwechseln kann. Darum ist es keine Lästerung, was der Kardinal Lorenz Pucci beständig im Munde zu haben pflegte: daß dem Papste alles wohl anstehe und alles erlaubt sey, so ungerecht es auch seyn möchte. — X. Wenn es sich fügte, daß der Kaiser der päpstlichen Tafel beywohnte, so würde er zur rechten Hand des Papstes an einem besondern Tische auf einer kleinen Bank, Könige aber unter den Kardinälen sitzen, dergestalt, daß ein Kardinal den ersten Platz einnähme, und hernach die Könige und Kardinäle wechselsweise folgten. Der Kaiser oder ein König würde dem Papste das Wasser bringen, seine Hände zu waschen, und hernach auch die Ehre haben, die erste Schüssel auf die Tafel desselben zu tragen. Die Söhne und Brüder des Kaisers und der Könige sind zur Bedienung der päpstlichen Tafel bis ans Ende bestimmt. Wenn ich in meiner Geschichte diese grose Idee vom Papste nicht

geäußert habe, so bitte ich um Vergebung." — Nachdem Giannone sich hierauf auch über die Mönchsorden erklärt hat, sagt er von den Jesuiten: „Ihr öffnet nicht, wie die Mönche, heilige Boutiquen, euch zu bereichern. Eure Moral überhebt euch dieser Mühe. Doch unterlasset auch ihr nicht, gewisse Andächteleyen als untrügliche Mittel wider die ewige Verdammniß auszuposaunen. Hiezu gehört eure Lehre, es sey unmöglich, daß ein Verehrer der Mutter Gottes verdammt werde. Denn, so sagt mir P. Franz Mendoza, ob er gleich der Sünde unterworfen ist, so wird sie ihm dennoch so viele Gnade bey ihrem göttlichen Sohne auswirken, daß er nicht in den Sünden beharre. Ich armer Sünder unterschreibe gern diese Meynung. Meine Leidenschaften mögen mich so weit vom Wege der Tugend ableiten als sie wollen; ich bin sicher, daß ich endlich in den Hafen der ewigen Seligkeit zurückkehren werde. — Dieses und alles, was Sie, lieber Pater und die päpstliche Kirche mir nur immer zu glauben befehlen können, glaube ich als untrügliche Wahrheit, und schließe mein Glaubensbekenntniß mit der Betheurung, daß ich nichts anderes verlange, als daß uns alle Ein Geist und Ein Herz belebe."

XXIV.

S. 73. Priesterkünste — Was ich unter diesen nicht liberalen Künsten verstehe, hoffe ich in dem fünften Abschnitt deutlich genug gemacht zu haben. W.

S. 74. Von diesem Glauben behaupte ich — Ich setze diese vier Hauptplätze, ohne hier den Beweis zu führen, als längst ausgemacht, und von allen, die diese Schrift interessieren kann, anerkannt, voraus. Sollte jemand, dem es im Ernst um Wahrheit zu thun ist, neue Gründe zu haben glauben, diese Sätze für nicht so ausgemacht zu halten als ich: so würde ihre Mittheilung und Untersuchung unfehlbar den Nutzen haben, die bezweifelte Wahrheit in ein neues Licht zu setzen. W.

XXVII.

S. 82. Reinigt sie — Aberglauben — Daß dieß der Geist der Lehre Christi, und das unwidersprechliche Resultat ihrer Grundbegriffe sey, wird schwerlich jemand, der sie unmittelbar aus der Quelle geschöpft hat, läugnen können. Warum ist aber diese Quelle selbst nicht von allem dämonistischen Schlamme rein? Gewiß war es Christus: aber nicht seine Jünger, denen er und seine Lehre, ungeachtet ihrer Anhänglichkeit an seine Person gewissermaßen immer ein Räthsel geblieben zu seyn scheint. Er wurde von ihnen getrennt, eh' er sie von allen Vorurtheilen und Wahnbegriffen ihres Volkes und ihrer Zeit hatte reinigen können. Eben darum (glaube ich) versprach er ihnen den Geist, der sie in alle Wahrheit leiten sollte. Aber dieser Geist wohnt nur in reinen Herzen, und zog sich vermuthlich von dem Augenblicke zurück, da sie sich einfallen

ließen, an die Brüder zu Antiochia, Syria und Cilicia zu schreiben: Es gefällt dem heiligen Geist und Uns u. s. w. W.

S. 82. Echte Theosofie — Gottes-Weisheit.

XXXII.

S. 92. Das, was Luther für Wahrheit u. s. w. — Fern sey es von mir, durch diese Behauptung etwas der Aufrichtigkeit des rechtschaffenen Luthers nachtheiliges insinuieren zu wollen! Als er auf den Papst provocierte, war er von der Unfehlbarkeit dieses Oberhaupts der Kirche noch völlig überzeugt, weil er sie noch nicht untersucht hatte: aber er war von der Wahrheit seiner Sätze gegen den Ablaßkram eben so sehr, nur mit besserem Grunde, überzeugt. Er zweifelte also keinen Augenblick daran, daß der unfehlbare Richter für die Wahrheit entscheiden würde. Als aber, gegen alle seine Erwartung, das Gegentheil erfolgte, und Leo der Zehnte den Jupiter so unverständig spielte, daß er seinen Donnerkeil sogar gegen handgreifliche Wahrheiten zum Schutze handgreiflicher Gräuel abschoß: so mußte der ehrliche Luther nothgedrungen an der päpstlichen Unfehlbarkeit zweifeln, und eine Untersuchung darüber anzustellen anfangen, die unmöglich zu Gunsten derselben ausfallen konnte. W.

XXXVII.

S. 102. Bischof Alexander von Alexandria u. s. w. — Die beiden Lehren von der Dreyeinigkeit und den beiden Naturen in Christus waren seit dem dritten Jahrhundert die Hauptgegenstände theologischer Untersuchungen und die Hauptursache der Verfolgungen und Verketzerungen. Eine Partey behandelte diese Lehren als ein Mysterium, die andre suchte dasselbe dem Verstande begreiflich zu machen. Unter diesen erklärte der Afrikaner Sabellius die drey Personen in Gott für eben so viele Eigenschaften und Kräfte. Es sind, sagte er, in Gott, wie in der Sonne, drey verschiedene Kräfte. Die erwärmende Kraft ist der heilige Geist, die erleuchtende der Logos, und die Sonne selbst der Vater. Gott der Vater, der Sohn und der heilige Geist ist daher Ein Gott, und derselbe wenn er die Menschen erleuchtet und heiliget. Diese Lehre fand bey Vielen Beyfall, bey Andern Widerspruch. Im Jahr 317 entstand zu Alexandria zwischen dem dasigen Presbyter Arius und dem Bischof Alexander Streit über die Art, wie man sich das Verhältniß des Sohnes zum Vater zu denken habe. Alexander nahm an, der Sohn Gottes sey absolut ewig, aus dem Wesen Gottes selbst zufolge der Natur desselben gezeugt und gleiches Wesens mit dem Vater. Arius warf ihm Sabellianische Irrthümer vor, und erklärte seinerseits, der Sohn Gottes

sey vor der Weltschöpfung und aller Zeit von Gott mit freyem Willen aus Nichts hervorgebracht worden, also einst nicht da gewesen und das erste aller Geschöpfe Gottes, zwar in seiner Art einzig und über Alle erhaben, aber doch dem Vater in Hinsicht der Ewigkeit nicht gleich. Was Anfangs nur Privatstreitigkeit zwischen diesen beiden gewesen war, wurde bald öffentliche und allgemeine, und Konstantin berief daher im J. 325 eine allgemeine Kirchenversammlung nach Nicäa, von welcher des Arius Meynung verworfen und ihr das bekannte Nicäische Glaubensbekenntniß, der Sohn sey aus dem Wesen des Vaters gezeugt, nicht geschaffen, und mit dem Vater gleiches Wesens (Licht aus Lichte) entgegen gestellt wurde. Am stärksten trat gegen Arius bey dieser Versammlung Athanasius auf, der, damahls Archidiakonus zu Alexandria, im Nahmen seines Bischofs Alexander handelte. Als er nach dessen Tode im folgenden Jahre dessen Bischofsitz einnahm, wurde der Kampf von beiden Seiten immer erbitterter fortgesetzt, und füllt fast die Hälfte der Kirchengeschichte des vierten Jahrhunderts.

XXXIX.

S. 105. Pelagianer — Der Britische Mönch Pelagius erregte zu Anfange des fünften Jahrhunderts viele Streitigkeiten über die Zulänglichkeit menschlicher Kraft zur Heiligung und Seligkeit, und über die Zurechnung der Sünde Adams.

S. 105. Eutychianer. Nestorianer — Diese zwey Sekten, jene nach dem Archimandriten Eutyches, diese nach Nestorius, seit 428 Bischof zu Konstantinopel, genannt, beschäftigten sich mit den zwey Naturen in Christus. Während die Nestorianer die göttliche und menschliche zugleich in ihm vertheidigten, behaupteten die Eutychianer nur eine einzige. Nestorius führte noch einen andern lebhaften Streit darüber, ob die Jungfrau Maria Gottesgebärerin oder bloß Christusgebärerin sey; er wollte nur die letzte gelten lassen.

S. 105. Manichäer heißen die Anhänger des Persers Mani oder Manes, der im dritten Jahrhundert eine Mittelreligion zwischen der Christlichen und Zoroastrischen bilden wollte, und um 280 als Märtyrer seiner Lehre starb.

S. 106. Bey schwerer Strafe verbieten — Zum Beyspiele des Schiffziehens. Nur wollte ich, im Nahmen der Menschlichkeit, bitten, einige Sorge dafür zu tragen, daß die armen Leute besser genährt würden, und ein etwas bequemeres Dach und Fach bekämen, als die unglücklichen Schiffzieher an der Donau. W.

XL.

S. 109. Caput mortuum, nennt man bey chemischen Scheidungen den Rückstand, welcher nach der Ausscheidung dessen, was man gewinnen wollte, als eine fremdartige Materie übrig bleibt.

Beylage.

S. 117. Laberius — Der Römische Ritter und Mimendichter, wurde von Cäsar genöthigt, seinen Mimus selbst aufzuführen. In dem Prolog sagte er:

— — So geschah es denn,
Daß nun, nach zweymahl dreyßig ohne Tadel
Verlebten Jahren, ich, der meinen Heerd
Als Röm'scher Ritter eben itzt verließ,
Nach Haus als Mimus wiederkehren werde.
Um einen einz'gen Tag also hab' ich
Zu lang gelebt!

In dem Stücke selbst kam mehr als eine Anspielung auf Cäsar vor, z. B. wo ein gepeitschter Sklave dem Volke zurief: O weh, ihr Römer! unsre Freyheit ist dahin! Bey der Stelle „der hat vor Vielen sich zu fürchten, der von Vielen gefürchtet wird!" schaute das ganze Volk auf Cäsar.

Ueber den Hang der Menschen an Magie und Geistererscheinungen zu glauben.

Diese Abhandlung erschien zuerst im Teutschen Merkur vom Jahr 1781. B. 2. S. 225. fgg. unter dem Titel: Betrachtung über den Standpunkt, worin wir uns in Absicht auf Erzählungen und Nachrichten von Geistererscheinungen befinden.

S. 128. Mysterien, deren Stelle sie einnahm — Schelling in seiner Schrift Philosophie und Religion (Tüb. 1804.) nannte darum tadelnd das Christenthum die große Offenbarerin, weil es „die Mysterien des Heidenthums offenbar machte."

S. 128. Weisen im erhabensten Sinne — Sie nannten sich Theosofen.

S. 139. In die dickste Verfinsterung — zurück zu stürzen scheint — Diejenigen, die mit der neuesten Geschichte der Verirrungen des menschlichen Geistes und Herzens bekannt zu seyn entweder unmittelbare Gelegenheit haben, oder sie wenigstens aus der Berliner Monatsschrift kennen, wissen wovon ich rede, ohne daß es hier einer deutlichen Aeußerung bedarf. W.

[Wieland redet hier von der Zeit zwischen 1780 — 1790. Ob sich von da an bis jetzt viel verändert habe, was, wie und warum es sich verändert habe, wäre eine wünschenswerthe Untersuchung. Man würde zu allem, was die Berliner Monatsschrift *) damahls aufstellte, auch jetzt ein Gegenstück finden. Vieles aber wird weit filosofischer betrieben als sonst, denn die Filosofie hat ihren Kreislauf vollendet, ist zu ihrem Ursprunge zurückgekehrt und wieder poetisch geworden. Da nun vornehmlich der Naturfilosofie dieses Glück geworden ist, so hat auch die Fysik nicht zurückbleiben wollen, und man erstaunt, wie weit sie es, seitdem sie der Beyhülfe der Mathematik und der Beobachtungen und Experimente nicht mehr bedarf, im Beweisen von Dingen gebracht hat, für die damahls noch gar kein Beweis möglich schien. Wie nun aber alle Wissenschaften mit einander zusammen hängen, so hat auch schon die Arzneykunst großen Vortheil davon gezogen: denn kann ein Vortheil größer seyn, als der uns durch die Entbehrlich-

*) Diese, herausgegeben von Gedike und Biester, begann mit dem Jahre 1783, und gleich in den ersten Heften finden sich folgende Aufsätze: Der vorgebliche neue Messias in Berlin; noch ein neuer Messias in Westphalen; der Monddoktor in Berlin; die Wallfahrt zu demselben; Nachricht von dem neuesten Hexenprozesse in Glarus; Nachricht von einer hysterischen Jungfer, die mit dem Teufel zu thun haben will.

keit der ganzen materia medica und sogar der Bandagenlehre zuwächst? Der Theologie könnte durch so viele Unterstützung von allen Seiten leicht werden, von den Wundern des Fürsten Hohenlohe — die Möglichkeit zu beweisen, zumahl da wir ein System der Arzneywissenschaft haben, dessen Basis und Grundpfeiler der Glaube ist. Nur die Juristen scheinen bis jetzt noch saumselig; sie mögen also zusehen, daß sie nicht hinter der Zeit zurückbleiben, vorzüglich da den Politikern von Hexenprozessen träumt.]

S. 141. Isispriestern u. s. w. — Der meisten der hier Genannten wird der Leser, dem sie sonst unbekannt waren, sich aus früheren Anmerkungen erinnern. — Spähmann erklärt Ihre in seinem Glossarium unter dem Artikel Spä, welches Wort mit dem deutschen Spähen zusammenhängt, für Wahrsager; Späqwinna, Wahrsagerin. — Ob die Thyrspakurn vielleicht auch damit zusammen hängen, vermag ich nicht zu sagen, denn vergeblich habe ich ihnen überall nachgeforscht.

Euthanasia.

Im Jahr 1805 gab ein zu Leipzig privatisirender Gelehrter, Nahmens Karl Wötzel, Doktor der Philosophie, eine Schrift heraus unter dem Titel: Meiner Gattin wirkliche Erscheinung nach ihrem Tode. Diese Schrift erregte um so mehr Aufsehen, da der neue Geisterseher sich durchaus als einen Filosofen gab, und von seinen filosofischen Schriften — die man freylich nicht kannte — mit Bedeutung sprach. In kurzer Zeit erlebte diese Schrift drey Auflagen und war überall das Gespräch des Tages. Desto ernstlicher glaubte man daher es mit ihr nehmen zu müssen, und die ersten, welche dagegen auftraten, waren Cannabich, Helmuth, Ihling und die Recensenten in der Jenaischen und Halleschen Literatur-Zeitung, worauf sich eine Fluth satyrischer Schriftchen dagegen ergoß: Meiner Großmutter, meiner Katze Erscheinung u. s. w. Die Schrift des D. Wötzel war dem Herzoge von Weimar zugeeignet, und da Wieland der Vorlesung derselben beywohnte, so weckte dieß seine alte Neigung wieder, psychologische Probleme zu lösen und Wunder zu beleuchten. Dazu hätte nun der erste der hier mitgetheilten Dialogen zugereicht: allein da der

D. Wötzel einen Beweis von der Möglichkeit der Geistererscheinungen versucht hatte, so veranlaßte dieß Wielanden, nicht nur den Beweis vom Gegentheil zu führen, sondern auch seine Leser überhaupt auf einen Standpunkt zu stellen, von welchem aus die Lüsternheit nach der Geisterwelt sehr gemäßigt zu werden schien. Aus diesem Grunde hat er es nicht auf eine Athanasia (Unsterblichkeit), sondern auf eine Euthanasia, ein sanftes, heiteres Scheiden von dem Leben, angelegt, fest überzeugt, daß dieß der Hauptpunkt sey, worauf der Mensch während des Lebens seine Aufmerksamkeit zu richten habe, nicht aber Vision und Geistererscheinung. Hierüber hat ihn nun gewiß kein Tadel treffen können, wohl aber hat man Anstoß daran genommen, daß er, um den Beweis von Unmöglichkeit der Geistererscheinungen zu führen, die persönliche Fortdauer nach dem Tode mit Erinnerung leugnet. Im Jahr 1810 erschien zu Leipzig eine Schrift unter dem Titel: Bemerkungen über Wielands Euthanasia, zur Beruhigung für diejenigen, welchen die Hoffnung eines künftigen Lebens und der Vereinigung mit den Ihrigen theuer und wichtig ist. Der Verfasser dieser Schrift bemerkt sehr wahr, daß Wieland, was er hier leugnet, anderwärts behauptet hat. Widerspricht er sich nun, oder hat er seine sonstigen Behauptungen aufgehoben? — Dieß ist der Punkt, auf den hier vorläufig aufmerksam gemacht worden, über den aber an einem andern Orte die Erklärung folgen soll. Zu welcher Zeit

Wieland Recht hatte, als er behauptete oder leugnete, dieß zu entscheiden ist des Herausgebers Pflicht nicht.

Auch D. Wötzel hat sich die Ehre nicht entgehen lassen, Wielanden als seinen Gegner zu behandeln. Der Mann, der zu ruhiger Prüfung aufforderte, Lästerungen und Verunglimpfungen sich verbittend, nannte in seiner Näheren Erklärung und Aufschlüssen über seine Schrift u. s. w. (Leipz. 1805.) seinen Jenaischen Recensenten einen animosen, parteyischen, leidenschaftlichen, erbitterten, unreifen und unerfahrnen Jüngling, einen boshaften Verläumder, einen wüthend ergrimmten, reißenden Wolf in Schafskleidern, und will das lateinische e — unter der Recension nicht lächerlich machen, obgleich man sonst dadurch nur eine gewisse Klasse von Wesen zu bezeichnen pflege. — Es braucht wohl nur gesagt zu werden, daß kein anderer Mensch dieser Recensent war als der achtungswürdige Verfasser der Psychologie, Fysiologie, Moral, der Adiaphoren u. s. w. kurz der Kirchenrath K. Ch. E. Schmid in Jena, um keinen Zweifel übrig zu lassen, daß auf solch einen Gegner hier keine Rücksicht zu nehmen sey.

Erstes Gespräch.

S. 155. Die den Filosofen — — beschämen sollen — „Du würdest (sagte sie) doch so „lange der ungläubige Thomas bleiben, bis „ich dir handgreifliche Beweise meiner Gegen„wart gäbe, welches mir schwer werden dürfte. Und „gesetzt auch dieß geschähe wirklich, so würden dir „doch andre Menschen, wenn du es ihnen auch noch „so heilig versichertest, schwerlich Glauben beymes„sen.“ W.

S. 178. In Gestalt eines körperlosen Schattens erscheinen — Dieß glaubt er, und besteht doch darauf, daß sie ihm handgreiflich erscheinen müsse, wenn er sich von ihrer Unsterblichkeit als Filosof überzeugen solle! Welch ein Kopf! W.

S. 196. Oeffnete sich sein Fensterchen deutlich — Mit diesem deutlich will er vermuthlich sagen, er habe deutlich gehört wie es aufgeschoben worden. W.

S. 199. Mit den Geräthschaften — Warum bedient sich Herr D. W**l, dem es sonst auf überflüssige Worte so wenig ankommt, schon wieder dieses allgemeinen und unschicklichen Wortes? Er kann doch, in diesem Zusammenhang, schwerlich

etwas anders gemeint haben als Stock, Degen, oder Schießgewehr? Warum nennt er sie denn nicht bey ihrem Nahmen? Man kann solche Waffen allenfalls die Geräthschaften eines Soldaten nennen; aber sind sie darum auch die Geräthschaften eines Gelehrten? W.

S. 206. Einen Menschen — — der sich aufgefodert gefühlt haben könnte — Wenn er unsern Mann so gut kannte, als er sich selbst in seinem Buche zu erkennen giebt, so braucht dieß Wort keiner nähern Erklärung. W.

[Helmuth in seinem Sendschreiben an Herrn Doktor J. K. W. sagt S. 46.: „Aber wer sollte Ihnen denn einen solchen Streich wohl haben spielen können? Mir kommt es sehr wahrscheinlich vor, daß solches durch Ihren Freund K. geschehen sey." Die angeführten Gründe mag dort nachlesen, wen die Sache interessirt. Vielleicht hätte es, um diese Gründe ganz überzeugend zu finden, weiter nichts bedurft als den — Nahmen statt des K.]

S. 220. Schade daß — warum er mit dem Schwanze gewedelt — Treffend zeigt Helmuth S. 65., daß gerade der wedelnde Schwanz des Hundes gegen Wötzel beweise.

S. 223. Freundschaftliche Belehrung unumwunden mittheilen — Herr D. W**l setzt in seiner pleonastischen Manier noch hinzu: „ohne Eingenommenheit für und wider diese Fakta, „für und wider mich, wider mich selbst, auf eine der

„Sache angemessene, vorsichtige, behutsame und „humane Art, ohne Groll, Bitterkeit, Verläum„dung, u. s. w.“ — Wozu alle diese Forderungen und Bedingungen? Die Filosofen, Welt- und Menschenkenner u. s. w. werden, ohne sein Erinnern, schon wissen was sie zu thun haben; und wie wenige sind unter ihnen, bey denen die geringste Parteylichkeit, geschweige unlautere Absichten oder gehässige Leidenschaften nur denkbar seyn könnten? W.

Zweytes Gespräch.

S. 235. d'Hamon — Es ist eine seltsame Eigenheit beynahe aller Franzosen, daß es ihnen so schwer fällt, ausländische Geschlechtsnahmen unverfälscht zu lassen. Herr Thiebault hat sich in zwanzig Jahren Aufenthalt in Berlin von diesem tic nicht los machen können. So schreibt er (um nur einige Beyspiele anzuführen) durchgängig, Splickgerb, Schaffkotsch, Kap-hensk, Fink-Einstein, statt Splitgerber, Schafgotsch, Kapphengst, Finkenstein. W.

S. 266. Agathodämons Meynung — S. den 35. Band von Wielands Werken.

S. 268. Der Filosof Eukrates sagt in dem angeführten Dialog Lucians (Bd. 1. von Wielands Uebers.) „Giebt es nicht viele, die bey Tag

oder Nacht Gelegenheit gehabt haben, Geister zu sehen? Ich selbst habe nicht einmahl, sondern zehntausendmahl Geister gesehen. Anfangs, ich gestehe es, war mir nicht wohl dabey zu Muthe; jetzt aber bin ich es so gewohnt, daß ich gar nichts außerordentliches mehr zu sehen glaube.“ Der ganze Dialog verdient nachgelesen zu werden.

S. 288. Paralysirt — gelähmt.

S. 312. Kolumbus Ey — Dem Kolumbus sagte man ins Gesicht, Amerika habe jeder andre auch entdecken können. Er nahm ein Ey, und fragte, wer dieß auf die Spitze stellen könne, so daß es nicht umfalle. Jeder versuchte, keinem gelang es. Kolumbus nahm es, drückte es derb auf, und es stand. Ja, rief man, wenn wir das gewollt hätten! — Eben so, sagte er, ging's mit Amerika's Entdeckung.

Drittes Gespräch.

S. 326. Seelenwagen — Platon soll davon, nach der Annahme seiner ältesten Erklärer, im 81sten Kapitel seines Phädon geredet haben; sein neuester Erklärer Wyttenbach aber sagt sehr richtig, daß hier nicht von einem Seelenorgan die Rede sey, sondern von einem Fahrzeuge über den Acheron.

S. 328. Guyon — Johanna Maria Bouvieres de la Mothe Guyon, geb. zu Montargis 1648 und

gest. 1717 zu Blois, war eine der eifrigsten Verbreiterinnen des Quietismus, den der Spanier Michael Molinos zu befördern nicht sehr glücklich gestrebt hatte. Man versteht unter Quietismus jenes System der Mystik, zufolge dessen die wahre Religiosität und die höchste Glückseligkeit in einer völligen Einkehr in sich selbst und der höchsten Gemüthsruhe besteht. Madam Guyon hatte von Natur Anlage dazu, denn sie war schwächlich und hysterisch. Aus diesem Gesichtspunkte will Wieland ohne Zweifel sie hier betrachtet wissen, und nicht aus dem ihrer Gegner, die sie der Sinnlichkeit und Ruhmsucht beschuldigten, und bey diesen Beschuldigungen freylich die Psychologie so wenig als die Geschichte gegen sich haben. Eine Schwärmerin, die gern eine Heilige geworden wäre, war sie gewiß, und es bleibt wenigstens sehr zweifelhaft, ob ihre mystische Liebe zu Gott aus ganz so reiner Quelle floß, als vielleicht ihr Freund und Vertheidiger Fenelon bey seiner zwar auch mystischen aber reinen Frömmigkeit selbst glaubte. Die von ihr selbst verfaßte Lebensbeschreibung der Madam Guyon kam nach ihrem Tode (Kölln 1720, eigentlich zu Amsterdam) heraus, die Auflage ward aber meist von ihren Töchtern, der Herzogin von Sully und Madam de Sardieres aufgekauft; man hat jedoch eine vollständige teutsche Uebersetzung, Frkft. und Leipz. 1727. 8.

S. 336. Was sagst du zu dieser Anekdote? — Da ich, meines Wissens, in Deutschland

wenigstens der einzige bin, dem diese Begebenheit aus der ersten Quelle zugeflossen, so wurde ich nicht wenig überrascht, als ich sie vor einem Paar Jahren ich weiß nicht mehr in welchem Almanach oder Taschenbuch, wiewohl sehr zusammengezogen und mit Weglassung einiger nicht überflüssiger Umstände, gedruckt zu lesen bekam. Ich erinnerte mich aber bald, daß der Verfasser des Aufsatzes sie im Jahre 1800 in einer kleinen Gesellschaft von mir selbst erzählen gehört hatte. Die Anekdote hat zwar den Reitz der Neuheit dadurch verloren; doch glaube ich, daß es selbst denen, welche jenen Aufsatz gelesen haben, nicht unangenehm seyn werde, sie hier genauer und gerade so, wie sie mir unmittelbar von der Tochter der Frau von K. mitgetheilt wurde, erzählt zu finden. W.

S. 341. Quiribini — Von der Zauberkraft dieses Wortes finden sich die Beweise in dem Mährchen der Wohlthätige in den Illustres Feés der Gräfin d'Aulnoy.

S. 346. Elisa Rowe — Elisabeth Singer, eine Teutsche, vermählt mit dem Engländischen Dichter Rowe, ist die Verfasserin des Werkes: Frindship in death (London 1726. Die Freundschaft im Tode, Frkft. u. Leipz. 1770), welches Wielanden veranlaßte, seine Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde zu schreiben. — Young — der Verfasser der Nachtgedanken.

